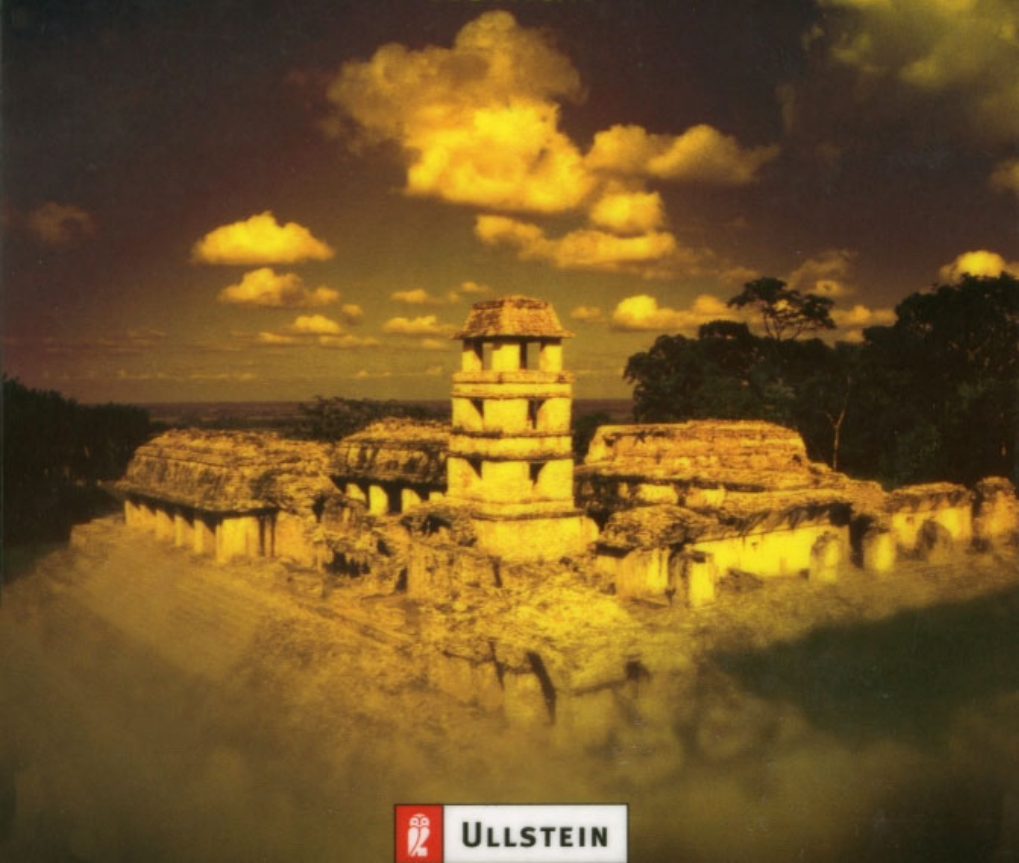


Matthew Reilly

# DER TEMPEL

Roman



ULLSTEIN

## **Das Buch**

Tief im peruanischen Dschungel sucht eine Sondereinheit der US Army nach einer uralten Inka-Statue, gearbeitet aus einer speziellen Gesteinsart – einem Material, das im 21. Jahrhundert als Basis für eine schreckliche Vernichtungswaffe dienen könnte. Den entscheidenden Hinweis auf das Versteck der Statue enthält ein vierhundert Jahre altes Manuskript. Und der Einzige, der es entschlüsseln kann, ist Professor William Race: Der Sprachwissenschaftler begleitet die Armeekämpfer auf ihrer gefährlichen Mission. Als sie am Fuße der Anden auf einen geheimnisvollen Tempel stoßen, glauben sie sich am Ziel. Doch mit dem Betreten des Heiligtums brechen sie eine goldene Regel: Manche Türen sind dazu bestimmt, verschlossen zu bleiben ...

## **Der Autor**

Der Australier Matthew Reilly wurde 1974 geboren und studierte Jura an der Universität von New South Wales. Sein erster Roman *Ice Station* wurde in vielen Ländern ein großartiger Erfolg.

Matthew Reilly

# Der Tempel

Roman

Aus dem Englischen  
von Alfons Winkelmann

Ullstein

Ullstein Taschenbuchverlag

Der Ullstein Taschenbuchverlag ist ein Unternehmen  
der Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG, München

Deutsche Erstausgabe

1. Auflage 2002

© 2002 für die deutsche Ausgabe by

Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG, München

© 1999 by Matthew Reilly

Published by Arrangement with Macmillan Publishers Ltd. /Gen. Books

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schluck GmbH, Garbsen.

Titel der australischen Originalausgabe: Temple (Pan Macmillan, Sydney)

Übersetzung: Alfons Winkelmann

Redaktion: Verlagsbüro Oliver Neumann

Umschlagkonzept: Lohmüller Werbeagentur GmbH & Co. KG, Berlin

Umschlaggestaltung: Thomas Jarzina Kommunikationsdesign

Titelabbildung: Premium, Düsseldorf

Gesetzt aus der Sabon

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: Clausen &c Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-548-25283-4

*Meinem Bruder Stephen*



## DANKSAGUNG

Diesmal muss ich mehreren Leuten meinen Dank aussprechen.

Natalie Freer – sie ist die Erste, die meine Texte liest, und sie liest sie in Portionen von vierzig Seiten. Erneut danke ich dir für deine außerordentliche Geduld, Großzügigkeit und Unterstützung. Meinem Bruder Stephen Reilly – für seine unübertroffene Loyalität und seine rasiermesserscharfen Kommentare zum Text. (Habe ich schon einmal erwähnt, dass er das beste Drehbuch geschrieben hat, das ich je gelesen habe?)

Meinen Eltern wie stets für ihre Liebe, Ermutigung und Unterstützung. Meinem guten Freund John Schrooten dafür, dass er zum dritten Mal das Versuchskaninchen war. (John ist der Erste, der meine Bücher *in toto* liest – ich erinnere mich noch gut daran, wie er *Ice Station* gelesen hat. Das war während eines Kricketspiels am Sydney Cricket Ground.) Auch Nik Kozlina für ihre frühen Kommentare zum Text sowie Simon Kozlina dafür, dass ich dem Helden dieses Buches sein Gesicht geben durfte!

Zuletzt muss ich all die großartigen Leute bei Pan Macmillan erwähnen: Gate Paterson, meine Verlegerin, die – nun ja – alles, was möglich war, Wirklichkeit hat werden lassen. Ihre Bemühungen, in diesem Land Thriller für den Massenmarkt zu publizieren, sind ohnegleichen. Anna McFarlane, meine Lektorin, die das Beste

aus mir herausholt. Mein Dank geht auch an die Vertreter von Pan – sie sind jeden Tag unterwegs und arbeiten in den Buchhandlungen des ganzen Landes direkt an der Front. Und ein besonderer Dank an Jane Novak, meine Werbeagentin bei Pan, dass sie mich wie eine Glucke behütet und die Ironie bemerkt hat, als Richard Stubbs, den sie ebenfalls betreut, und ich im Rundfunk über sie gesprochen haben.

Das wär's. Die Show kann losgehen ...



# EINFÜHRUNG



Aus: Holsten, Mark J.

*Eine untergegangene Kultur – Die Eroberung des Inkareichs*

(New York, 1996)

## KAPITEL 1: DIE FOLGEN DER EROBERUNG

... Man kann nicht genügend betonen, dass die Eroberung des Inkareichs durch die spanischen Konquistadoren den vielleicht größten Zusammenprall von Kulturen in der Geschichte der menschlichen Evolution darstellt.

Damals stieß die vorherrschende Seefahrernation der Erde – die die allerneueste Stahltechnologie aus Europa mitbrachte – mit dem mächtigsten Reich zusammen, das je auf amerikanischem Grund und Boden existierte.

Zum großen Bedauern der Historiker wissen wir vor allem wegen der unersättlichen Goldgier des Francisco Pizarro und seiner blutdürstigen Soldaten über dieses Reich nur sehr wenig.

Die Plünderung des Inkareichs durch Pizarro und seine Schergen im Jahre 1532 muss als eine der brutalsten in der geschriebenen Historie angesehen werden. Ausgestattet mit der überlegensten Waffe der Kolonisten – dem Schießpulver –, mähnten die Spanier einen Pfad durch Inkadörfer und -städte, und zwar »mit einer Prinzipienlosigkeit, die einen Machiavelli hätte erschauern

lassen«, um die Worte eines Kommentators des zwanzigsten Jahrhunderts zu gebrauchen.

Inkafrauen wurden in ihren Häusern vergewaltigt oder dazu gezwungen, in schmutzigen, improvisierten Bordellen zu arbeiten. Männer wurden routinemäßig gefoltert – man brannte ihnen die Augen mit glühenden Kohlen aus oder durchtrennte ihnen die Sehnen. Kinder wurden zu Hunderten an die Küste verfrachtet, dort auf die gefürchteten Sklavengaleonen geladen und nach Europa gebracht.

Von den Tempelmauern in den Städten wurde alles heruntergerissen. Goldene Schüsseln und heilige Götzenbilder schmolzen die Spanier zu Barren, ehe jemand auch nur daran gedacht hätte, nach ihrer kulturellen Bedeutung zu fragen.

Die berühmteste aller Geschichten über die Jagd nach dem Schatz der Inka ist vielleicht die von Hernando Pizarro – Franciscos Bruder – und seiner herkulischen Reise zur Küstenstadt Pachacámac auf der Suche nach einem sagenhaften Inka-Götzenbild. Wie Francisco de Jérez in seinem berühmten Werk *Verdadera relación de la conquista de la Peru* schrieb, waren die Reichtümer, die Hernando auf seinem Marsch zum Tempelschrein von Pachacámac unweit von Lima plünderte, von beinahe mythischen Ausmaßen.

Aus den wenigen Überresten des Inkareichs – Bauten, die die Spanier nicht zerstörten, goldene Relikte, die die Inka in tiefster Nacht verschwinden ließen – können moderne Historiker allenfalls einen winzigen Blick auf eine einstmals großartige Kultur erhaschen.

Was da auftaucht, ist ein Reich voller Paradoxa.

Die Inka waren nicht im Besitz des Rads und haben dennoch das ausgedehnteste Straßensystem in der Geschichte Amerikas errichtet. Sie kannten das Schmelzen von Eisen nicht, aber ihre Verarbeitung anderer Substanzen – insbesondere von Gold und Silber – fand nicht ihresgleichen. Sie hatten keine Schrift und dennoch war ihr Aufzeichnungssystem – vielfarbene Schnüre, bekannt als *quipus* – unglaublich genau. Wie es hieß, entging den *quipucmayocs*, den gefürchteten Steuereintreibern des Herrschers, nicht einmal eine Sandale.

Notgedrungen stammt der größte Teil der Aufzeichnungen über das Alltagsleben der Inka von den Spaniern. Wie es Cortez nur zwanzig Jahre zuvor in Mexiko getan hatte, brachten die Konquistadoren von Peru Geistliche mit, die den heidnischen Eingeborenen das Wort Gottes verkünden sollten. Viele dieser Mönche und Priester kehrten später nach Spanien zurück und legten das Gesehene in Schriftform nieder. Diese Manuskripte sind heutzutage noch immer in den Klöstern Europas zu finden, datiert und unversehrt ... [S. 12]

Aus: de Jérez, Francisco

*Verdadera relación de la conquista de la Peru*  
(Sevilla, 1534)

Der Capitano [Hernando Pizarro] wohnte mit seinen Gefolgsleuten in einigen großen Kammern in einem gewissen Teil der Stadt. Er sagte, er sei auf Befehl des Gouverneurs [Francisco Pizarro] gekommen, das Gold

dieser Moschee zu holen, und sie sollten es einsammeln und abliefern.

Alle Oberhäupter der Stadt, dazu die Wächter des Götzenbildes, waren versammelt und sie erwiderten, sie würden es abliefern, aber sie verstellten sich fortwährend und machten Ausflüchte. Schließlich brachten sie ein wenig herbei und sagten, sie hätten nicht mehr.

Der Capitano erwiderte, dass er sich das Götzenbild anschauen wolle, und ging hin. Es befand sich in einem festen Haus, das schön bemalt und im üblichen Stil der Indios verziert war – steinerne Statuen von Jaguaren bewachten den Eingang, Schnitzereien dämonischer, katzengleicher Kreaturen säumten die Wände. Im Innern fand der Capitano eine dunkle, übel riechende Kammer, in deren Mitte ein kahler, steinerner Altar stand. Auf unseren Fahrten hatten wir von einem sagenhaften Götzenbild erfahren, das in einem Tempelschrein zu Pachacámac stehen sollte. Die Indios sagen, dies sei ihr Gott, der sie geschaffen habe und sie erhalte und die Quelle all ihrer Macht darstelle.

Aber wir fanden kein Götzenbild in Pachacámac. Nur einen nackten Altar in einem übel riechenden Raum.

Daraufhin befahl der Capitano, dass das Gewölbe, worin das heidnische Götzenbild gestanden hatte, niedergerissen wurde und dass die Oberhäupter der Stadt sogleich wegen ihrer Heuchelei hingerichtet wurden. Ebenso die Wächter des Götzenbildes. Sobald dies geschehen war, lehrte der Capitano die Bewohner viele Dinge, die unseren heiligen katholischen Glauben berühren, lehrte sie das Zeichen des Kreuzes ...

Aus: *New York Times*

31. Dezember 1998, S. 12

## WISSENSCHAFTLER VON WERTVOLLEN MANU- SKRIPTEN BEGEISTERT

TOULOUSE, FRANKREICH: Mediävisten bekamen am heutigen Tag etwas Einzigartiges zu sehen. Mönche der Abtei San Sebastian, eines abgeschiedenen Jesuitenklosters in den Pyrenäen, öffneten zum ersten Mal seit über dreihundert Jahren ihre prächtige mittelalterliche Bibliothek für eine ausgewählte Gruppe nicht-kirchlicher Experten.

Das Hauptinteresse dieser exklusiven Versammlung von Akademikern galt der Möglichkeit, selbst einen Blick auf die berühmte Sammlung mittelalterlicher Manuskripte der Abtei zu werfen, insbesondere auf die Manuskripte des heiligen Ignatius Loyola, des Gründers der Gesellschaft Jesu.

Doch dann löste die Entdeckung anderer Manuskripte, die längst als verschollen galten, Schreie des Entzückens in der Gruppe von handverlesenen Historikern aus, denen der Zutritt zur labyrinthartigen Bibliothek der Abtei gestattet worden war.

Beispielsweise der verschollene Codex des heiligen Aloysius Gonzaga oder ein bislang unentdecktes Manuskript, das dem heiligen Franziskus Xaverius zugeschrieben wird, oder – das Wunderbarste von allen – die Entdeckung einer illustrierten Abschrift des sagenhaften Santiago-Manuskripts.

Niedergeschrieben im Jahr 1565 von einem spanischen Mönch namens Alberto Luis Santiago, besitzt dieses Manuskript beinahe einen legendären Status unter Mediävisten – insbesondere, weil man vermutet hatte, es sei während der Französischen Revolution vernichtet worden.

Wie man annimmt, umreißt dieses Manuskript in aller Nüchternheit die brutalen Einzelheiten der Eroberung Perus durch die spanischen Konquistadoren in den dreißiger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts. Berühmt ist es jedoch auch deswegen, weil man glaubt, dass es die einzige niedergeschriebene Aufzeichnung (auf der Grundlage von Beobachtungen des Autors aus erster Hand) der besessenen Jagd eines mörderischen spanischen Capitanos nach einem kostbaren Götzenbild der Inka durch die Dschungel und Berge Perus enthält.

Doch die Wissenschaftler konnten die Manuskripte nur ansehen, nicht berühren. Nachdem der Letzte (widerstrebend) aus der Biblio-



thek hinausgeleitet worden war, wurden die gewaltigen Eichentüren wieder fest verschlossen.

Man kann lediglich hoffen, dass es nicht weitere dreihundert Jahre dauert, ehe sie erneut geöffnet werden.



# DER TEMPEL



# PROLOG

**Abtei San Sebastian**

**Hoch in den französischen Pyrenäen**

**Freitag, 1. Januar 1999, 3.23 Uhr**

Der junge Mönch, dem der kalte Lauf einer Pistole fest an die Schläfe gedrückt wurde, schluchzte unbeherrscht.

Seine Schultern zitterten. Tränen strömten ihm die Wangen hinab.

»Um Gottes willen, Philippe!«, sagte er. »Wenn du weißt, wo es ist, dann sag's ihnen!«

Bruder Philippe de Villiers kniete auf dem Fußboden des Refektoriums der Abtei, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, links neben sich, in derselben Haltung, Bruder Maurice Dupont, der junge Mönch mit dem Pistolenlauf am Kopf. Rechts knieten in einer langen Reihe die übrigen 16 Jesuitenmönche, die in der Abtei San Sebastian lebten.

Ein wenig links vor de Villiers stand ein Mann, der eine schwarze Kampfmontur trug und mit einer Glock-18-Automatikpistole sowie einem Heckler & Koch-G-11-Gewehr bewaffnet war, dem fortschrittlichsten je gefertigten Sturmgewehr. Im Augenblick ruhte die Glock an Maurice Duponts Kopf.

Ein Dutzend weiterer, gleichartig gekleideter und gleichartig bewaffneter Männer stand in dem großen Refektorium. Alle trugen schwarze Skimützen und warteten auf Philippe de Villiers' Antwort auf eine sehr wichtige Frage.

»Ich *weiß* nicht, wo es ist«, sagte de Villiers durch die zusammengebitzenen Zähne.

»*Philippe ...*«, begann Maurice Dupont.

Ohne Vorwarnung ging die Pistole an seiner Schläfe los, ein Schuss, der laut durch die Stille der nahezu verlassen Abtei schallte. Duponts Kopf explodierte wie eine Wassermelone und eine Gischt aus Blut spritzte de Villiers ins Gesicht.

Außerhalb der Mauern hätte man den Pistolenschuss nicht gehört.

Die Abtei San Sebastian lag hingeduckt auf einem Berggipfel nahezu 2000 Meter über dem Meeresspiegel, verborgen inmitten der schneebedeckten Gipfel der französischen Pyrenäen. Sie war »so nahe bei Gott, wie man kommen konnte«, wie einige der älteren Mönche gern zu sagen pflegten. San Sebastians nächster Nachbar, das berühmte Teleskop des Pic-du-Midi-Observatoriums, war fast zwanzig Kilometer entfernt.

Der Mann mit der Glock ging zu dem Mönch rechts von de Villiers und setzte diesem den Lauf der Waffe an den Kopf.

»Wo ist das Manuskript?«, fragte er de Villiers ein zweites Mal. Er hatte einen starken bayrischen Akzent.

»Ich habe es Ihnen gesagt: Ich *weiß* es nicht«, erwiderte de Villiers.

*Bamm!*

Ruckartig fuhr der zweite Mönch zurück und klatschte auf den Fußboden und eine rote Lache breitete sich fächerförmig von dem fransigen, fleischigen Loch in seinem Kopf aus. Einige Sekunden lang zuckte der Leichnam noch, wie ein Fisch, der von einem Teller gefallen war.

De Villiers schloss die Augen und stieß ein Gebet aus.

»*Wo ist das Manuskript?*«, fragte der Deutsche.

»Ich weiß es nicht ...«

*Bamm!*

Ein weiterer Mönch fiel.

»Wo ist es?«

»Ich weiß es nicht!«

*Bamm!*

Ganz plötzlich schwang die Glock herum und zeigte direkt auf de Villiers' Gesicht.

»Ich stelle Ihnen diese Frage nun zum letzten Mal, Bruder de Villiers. *Wo ist das Santiago-Manuskript?*«

De Villiers öffnete die Augen nicht. »Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein ...«

Der Deutsche legte den Finger an den Abzug.

»Warte!«, sagte plötzlich jemand vom anderen Ende der Reihe.

Der deutsche Killer drehte sich um und sah einen älteren Mönch aus der Reihe der knienden Jesuitenmönche heraustreten.

»Bitte! *Bitte!* Hör auf, hör auf! Ich werde dir sagen, wo das Manuskript ist, wenn du versprichst, keinen mehr zu töten.«

»Also, wo ist es?«, fragte der Killer.

»Hier entlang«, erwiderte der alte Mönch und lenkte den Schritt zur Bibliothek. Der Killer folgte ihm in den benachbarten Raum.

Augenblicke später kehrten die beiden Männer zurück. Der Killer trug in der linken Hand ein großes, ledergebundenes Buch.

Obgleich de Villiers sein Gesicht nicht erkennen konnte, war klar, dass der Deutsche hinter seiner schwarzen Skimaske breit lächelte.

»Und jetzt geht. Lasst uns in Ruhe!«, sagte der alte Jesuit. »Lasst uns unsere Toten begraben.«

Der Killer schien dies einen Moment lang zu erwägen. Dann wandte er sich um und nickte seiner Gruppe zu.

Als Antwort hoben die Mörder fast gleichzeitig ihre G-11 und eröffneten das Feuer auf die knienden Jesuitenmönche.

Grausames Maschinenpistolenfeuer zerfetzte deren Leiber. Köpfe explodierten, Fleischfetzen wurden aus den Körpern gerissen, während das mächtige Gewehrfeuer unbarmherzig auf die Sterbenden niederprasselte.

Dann trat der Anführer der Killer vor und richtete seine Glock auf den Kopf des alten Mannes.

»*Wer seid ihr?*«, fragte der Mönch trotzig.

»Wir sind die Totenkopfverbände der SS«, erwiderte der Killer.

Die Augen des alten Mönchs wurden groß. »Mein Gott ...«, flüsterte er.

Der Killer lächelte. »Nicht einmal Er kann dich jetzt retten.«



*Bamm!*

Die Glock ging ein letztes Mal los. Anschließend verließen die Killer die Abtei und verschwanden in der Nacht.

Eine ganze Minute verstrich, dann eine weitere.

Stille hatte sich über die Abtei gesenkt.

Die Leichen der 18 Jesuitenbrüder lagen, in Blut gebadet, über den Fußboden verstreut.

Doch etwas hatten die Mörder übersehen.

Etwas, das sich hoch über den Leichen befand, in der Decke des gewaltigen Refektoriums verborgen. Dort war eine Art Dachboden, eine Mansarde, durch eine dünne Holzdecke vom Refektorium abgetrennt. Die einzelnen Bretter der Wand waren so alt und hatten sich dermaßen zusammengezogen, dass die Spalten dazwischen breit geworden waren.

Wenn die Killer genau hingesehen hätten, dann hätten sie bemerkt, wie es durch einen dieser Spalte schaute und dabei vor Angst blinzelte.

Ein weit geöffnetes menschliches Auge.

**3701 North Fairfax Drive, Arlington, Virginia**

**Büros der US Defense Advanced Research Projects Agency**

**Montag, 4. Januar 1999, 5.50 Uhr**

Die Diebe bewegten sich rasch – sie wussten genau, wohin sie wollten.

Sie hatten sich den perfekten Zeitpunkt für den Raub ausgesucht. Zehn Minuten vor sechs. Zehn Minuten be-

vor die Nachtwache ausstempelte, zehn Minuten bevor die Tagwache einstempelte. Die Nachtwache war müde und würde bereits auf die Uhr sehen, sich aufs Heimgehen freuen. Jetzt war sie am verwundbarsten.

3701 North Fairfax Drive war ein achtgeschossiger roter Backsteinbau genau auf der gegenüberliegenden Straßenseite der U-Bahn-Station Virginia Square in Arlington, Virginia. Er beherbergte die Büros der Defense Advanced Research Projects Agency – DARPA –, die Schnittstelle der Forschungs- und Entwicklungsabteilung des United States Department of Defense, des amerikanischen Verteidigungsministeriums.

Die Diebe rannten die weiß erleuchteten Korridore hinab. Dabei hielten sie schallgedämpfte MP-55D-Maschinenpistolen im Stil der SEALs erhoben – die zusammenklappbaren Schulterstützen fest an den Körper gedrückt, blickten sie am Lauf entlang und suchten nach Zielen.

*Rattattattatt!*

Ein Hagel aus schallgedämpften Geschossen riss einen weiteren Navy-Wachtposten nieder, Nummer siebzehn. Ohne innezuhalten, setzten die Diebe über den Leichnam und eilten zur Gewölbekammer. Einer zog die Karte durch den Schlitz, während ein anderer die riesige hydraulische Tür aufschob.

Sie befanden sich im dritten Stock des Gebäudes und hatten bereits sieben Checkpoints der Sicherheitsstufe 5 durchbrochen – Checkpoints, die vier verschiedene Karten und sechs verschiedene alphanumerische Codes zum Öffnen erforderten. Die Einbrecher hatten das Gebäude

über die unterirdische Laderampe betreten, und zwar in einem Lastwagen, der erwartet worden war. Als Erstes hatten die Wächter am unterirdischen Tor sterben müssen. Ihnen waren bald darauf die Fahrer des Lastwagens gefolgt.

Oben im dritten Stockwerk hatten die Diebe nicht innegehalten.

Rasch betraten sie nacheinander die Gewölbekammer, einen gewaltigen Laborraum, der auf allen Seiten von 15 Zentimeter dicken Porzellanwänden umgeben war. Außerhalb dieses Porzellankokons lag eine weitere Wand. Sie war bleigesäumt und wenigstens dreißig Zentimeter dick. Beschäftigte der DARPA nannten dieses Labor »die Gruft«, und das aus gutem Grund. Radiowellen konnten sie nicht durchdringen. Abhörapparate konnten ihr nichts anhaben. Dies war der sicherste Raum im Gebäude.

Zumindest bis zum heutigen Tag.

Die Diebe zerstreuten sich schnell.

Schweigen.

Wie im Mutterschoß.

Urpötzlich blieben sie wie angewurzelt stehen.

Ihre Beute stand vor ihnen, nahm einen Ehrenplatz in der Mitte des Labors ein.

Sie war nicht sehr groß, wenn man berücksichtigte, wozu sie imstande war.

Ihre Höhe betrug etwa zwei Meter und sie sah aus wie ein riesiges Stundenglas: zwei Kegel – der untere zeigte nach oben, der obere nach unten –, getrennt von einer kleinen Titankammer, die das Herz der Waffe barg.

Eine Vielzahl farbiger Drähte schlängelte sich aus der Titankammer im Zentrum des Apparats. Die meisten verschwanden unter der Tastatur eines Laptops, der am Vorderteil angebracht war.

Im Augenblick war die kleine Titankammer leer.

*Im Augenblick.*

Die Einbrecher verschwanden keine Zeit. Sie entfernten den gesamten Apparat von seiner Energiequelle und legten ihn rasch in eine maßgefertigte Schlinge.

Dann setzten sie sich wieder in Bewegung. Zur Tür hinaus, den Korridor hinab. Links, dann rechts. Links, dann rechts. Durch das ganze hell erleuchtete Labyrinth der Verwaltung. Sie stiegen über die Leichen der Männer, die sie beim Hereinkommen umgebracht hatten. Nach neunzig Sekunden erreichten sie die unterirdische Garage, wo sie den Lastwagen bestiegen, zusammen mit ihrer Beute. Kaum war der Fuß des letzten Mannes im Innern des Lastwagens, rollten die Räder auch schon über den Beton. Das große Fahrzeug entfernte sich von der Laderampe und schoss hinaus in die Nacht.

Der Anführer des Teams blickte auf seine Uhr.

5.59 Uhr.

Die gesamte Operation hatte neun Minuten gedauert. Nicht mehr. Nicht weniger.

# ERSTE KONFRONTATION

Montag, 4. Januar, 9.10 Uhr



WILLIAM RACE KAM ZU spät zur Arbeit. Wieder mal.

Er hatte verschlafen, dann hatte die U-Bahn Verspätung gehabt. Jetzt war es zehn Minuten nach neun und er kam zu spät zu seiner Vorlesung. Race' Büro befand sich im dritten Stockwerk des alten Delaware-Gebäudes der New York University. Das Haus besaß einen altertümlichen, schmiedeeisernen Aufzug, der im Schnecken-tempo fuhr. Über die Treppe ging es schneller.

Mit 31 Jahren war Race eines der jüngsten Mitglieder der Fakultät für Sprachen des Altertums an der NYU. Er war durchschnittlich groß – etwa einen Meter 75 – und sah in einem bescheidenen Rahmen gut aus. Er hatte sandbraunes Haar und war schlank. Eine Brille mit Drahtbügelgestell umrahmte seine blauen Augen sowie ein ungewöhnliches, dreieckiges braunes Muttermal unmittelbar unterhalb des linken Auges.

Race eilte die Treppe hinauf, wobei ihm tausend Gedanken durch den Kopf schossen – seine Vorlesung über die Werke des römischen Historikers Livius, die Gebühr fürs Falschparken, die er noch immer zu begleichen hatte, der Artikel, den er an diesem Morgen in der *New York Times* gelesen hatte. Darin hatte es geheißen, dass die Geheimzahlen von 85 % aller Menschen aus wichtigen Daten wie Geburtstagen oder Ähnlichem bestanden. Ein Dieb, der ihnen die Briefftasche stahl und somit nicht nur die Scheckkarten, sondern auch den Führerschein

mit dem Geburtsdatum in die Hand bekam, hatte es deshalb einfach, gleich auch noch das Konto zu plündern.

Verdammt, dachte Race, er musste seine Geheimnummer ändern.

Er erreichte den obersten Treppenabsatz und eilte den Korridor hinab.

Und blieb stehen.

Zwei Männer befanden sich vor ihm im Flur.

Soldaten.

Noch dazu in voller Kampfmontur – Helm, kugelsichere Weste, M-16-Sturmgewehr, alles, was dazugehörte. Einer stand auf halbem Weg den Flur hinab, der andere war weiter unten postiert. Er wartete in starrer Habachthaltung vor der Tür zu Race' Büro. An keinem anderen Ort hätten die beiden derart fehl am Platz gewirkt wie hier – Soldaten in einer Universität.

Als sie Race aus dem Treppenhaus hervorstürmen sahen, fuhren sie herum. Aus irgendeinem Grund fühlte sich Race in ihrer Gegenwart plötzlich minderwertig – irgendwie unwichtig, *undiszipliniert*. In seinem billigen Sportjackett, der Jeans und der Krawatte kam er sich blöd vor, noch dazu, wo er seine Sachen für das Baseballspiel am Mittag in einer zerknitterten alten Nike-Sporttasche bei sich trug.

Während er auf den ersten Soldaten zuging, betrachtete er diesen von oben bis unten – das schwarze Sturmgewehr, das Barrett aus grünem Baumwollsamt, den halbmondförmigen Flecken auf der Schulter, auf dem SPECIAL FORCES stand.



»Oh, hallo. Ich bin William Race. Ich ...«

»Schon gut, Professor Race. Treten Sie bitte ein. Man erwartet Sie.«

Race ging weiter bis zu dem zweiten Soldaten. Dieser war größer als der erste, viel größer. Eigentlich war er riesig, ein Berg von einem Mann – wenigstens einsfünfundneunzig – mit einem weichen, hübschen Gesicht, dunklem Haar und schmalen braunen Augen, denen nichts entging. Auf dem Namensschild an seiner Brust stand VAN LEWEN. Die drei Streifen auf seiner Schulter zeigten, dass er Sergeant war.

Race' Blick glitt zu dem M-16. Auf dem Lauf war ein Laservisier nach dem neuesten Stand der Technik montiert, an der Unterseite ein M-203-Granatwerfer angebracht. Kein Kinderkram.

Der Soldat trat beiseite und gestattete Race den Eintritt in das eigene Büro.

Dr. John Bernstein saß in dem Ledersessel mit der hohen Lehne, der hinter Race' Schreibtisch stand, und wirkte sehr unglücklich. Bernstein, ein weißhaariger Mann von 59 Jahren, war Leiter der Fakultät für Sprachen des Altertums an der NYU. Race' Chef.

Drei weitere Männer waren anwesend.

Zwei Soldaten, ein Zivilist.

Die beiden Soldaten waren ziemlich genauso gekleidet und bewaffnet wie die Posten draußen – Drillich, Helm, M-16-Gewehr mit Laservisier – und wirkten durchtrainiert. Einer schien ein wenig älter zu sein als der andere. Er hielt den Helm sehr förmlich zwischen Ellbogen und Rippen gedrückt und hatte kurz geschorenes schwarzes

Haar, das kaum bis zu seiner Stirn reichte. Race dagegen fiel das sandbraune Haar ständig in die Augen.

Der dritte Fremde im Raum, der Zivilist, saß auf dem Besucherstuhl vor Bernstein. Er war groß, hatte einen mächtigen Brustkasten und trug ein Hemd mit aufgerollten Ärmeln. Sein Gesicht dominierten eine Stupsnase und dunkle, schwere Züge, die von Alter und Verantwortung gegerbt wirkten. Er saß mit der ruhigen Sicherheit eines Menschen da, der daran gewöhnt war, beobachtet zu werden.

Race bekam den Eindruck, dass alle hier im Raum schon eine Weile warteten.

Auf *ihn* warteten.

»Will«, sagte John Bernstein, kam um den Schreibtisch herum und schüttelte ihm die Hand. »Guten Morgen! Treten Sie ein. Ich würde Sie gern jemandem vorstellen. Professor William Race, Colonel Frank Nash.«

Der Zivilist mit dem beeindruckenden Brustkasten streckte die Hand aus. Kräftiger Griff.

»Außer Dienst. Schön, Sie kennen zu lernen«, sagte er und ließ den Blick über Race gleiten. Daraufhin zeigte er auf die beiden Soldaten. »Das sind Captain Scott und Corporal Cochrane von der US Army Special Forces Group.«

»Green Berets«, flüsterte Bernstein Race respektvoll ins Ohr. Er räusperte sich. »Colonel – äh, ich meine, Dr. Nash kommt vom Tactical Technology Office der DARPA. Er ist hier, um uns um Unterstützung zu ersuchen.«

Frank Nash reichte Race seinen Ausweis mit Foto. Race sah ein Verbrecherfoto von Nash mit dem roten

DARPA-Logo darüber sowie eine Reihe von Zahlen und Codes darunter. An einer Seite der Karte verlief ein Magnetstreifen. Unter dem Foto standen die Worte FRANCIS K. NASH, US ARMY, COL. (RET.). Es war ein ziemlich beeindruckender Ausweis. Er schrie förmlich *bedeutende Person!*

*Aha*, dachte Race.

Er hatte schon von der DARPA gehört. Sie war die wichtigste Abteilung des Verteidigungsministeriums im Bereich Forschung und Entwicklung und hatte beispielsweise das Arpanet erfunden, den nur dem Militär zugänglichen Vorläufer des Internets. Die DARPA war außerdem bekannt wegen ihrer Teilnahme am Have-Blue-Projekt in den siebziger Jahren, dem geheimsten Projekt der Air Force, dessen Ergebnis die Konstruktion des F-117-Tarnkappenbombers gewesen war.

Eigentlich – um die Wahrheit zu sagen – wusste Race ein wenig mehr über die DARPA als die meisten Sterblichen, und zwar aus dem einfachen Grund, weil sein Bruder Martin dort als Konstrukteur beschäftigt war.

Im Grunde arbeitete die DARPA mit jedem der drei Zweige der US-Streitkräfte zusammen – Army, Navy und Air Force – und entwickelte militärische Hightech-Projekte je nach Anforderung: Tarnkappentechnologie für die Air Force, ultra-dehnbaren Körperschutz für die Army. Oft boten die Produkte der DARPA Stoff für wilde Spekulationen. Beispielsweise hieß es, sie habe vor kurzem den J-7 perfektioniert, den legendären, A-förmigen Raketenrucksack, der den Fallschirm ersetzen würde. Aber das war nie bewiesen worden.

Das Tactical Technology Office wiederum war die Speerspitze der DARPA, das Juwel in deren Krone – die verantwortliche Abteilung für die Entwicklung der *richtigen* Sachen, nämlich strategischer Hochrisiko-/Hoch-effizienz-Waffen.

Race fragte sich, was das TTO der DARPA von der Fakultät für Sprachen des Altertums wollte.

»Sie brauchen unsere Hilfe?«, fragte er und blickte von Nashs Ausweis hoch.

»Nun, eigentlich sind wir hier, um *Ihre* Hilfe zu erbit-  
ten.«

*Meine Hilfe*, dachte Race. Er lehrte hauptsächlich klassisches und mittelalterliches Latein, nebenbei ein wenig Französisch, Spanisch und Deutsch und konnte sich nicht im Geringsten vorstellen, wobei er der DARPA helfen sollte.

»In welcher Hinsicht?«, fragte er.

»Übersetzung. Die Übersetzung eines Manuskripts. Eines vierhundert Jahre alten lateinischen Manuskripts.«

»Eines Manuskripts ...«, meinte Race. Eine solche Anfrage war an sich durchaus üblich. Er wurde oft um die Übersetzung mittelalterlicher Manuskripte gebeten. Üblich war allerdings nicht, dass diese Bitte im Beisein bewaffneter Soldaten gestellt wurde.

»Professor Race«, begann Nash, »die Übersetzung des infrage stehenden Dokuments ist eine Sache äußerster Dringlichkeit. Eigentlich ist das Dokument im Augenblick noch nicht einmal in den Vereinigten Staaten. Während wir hier sprechen, ist es unterwegs. Was wir von Ihnen wollen, ist, dass Sie das Dokument in Newark in

Empfang nehmen und es auf dem Weg zu unserem Ziel übersetzen.«

»Auf dem Weg?«, fragte Race. »Wohin?«

»Ich fürchte, das kann ich Ihnen im momentanen Stadium nicht mitteilen.«

Race wollte gerade nachhaken, da wurde plötzlich die Tür geöffnet und ein weiterer Green Beret mit einem Funkgerät auf dem Rücken trat ein. Er ging rasch zu Nash hinüber und flüsterte ihm leise etwas ins Ohr. Race verstand die Worte »... den Marschbefehl erhalten«.

»Wann?«, fragte Nash leise.

»Vor zehn Minuten, Sir«, flüsterte der Soldat zurück.

Nash warf einen raschen Blick auf seine Armbanduhr.  
»Verflucht!«

Er fuhr zu Race herum. »Professor Race, uns bleibt nicht viel Zeit, also werde ich nicht um den heißen Brei herumreden. Dies ist eine sehr wichtige Mission, eine Mission, die die nationale Sicherheit der Vereinigten Staaten betrifft. Aber es ist auch eine Mission, für die nur ein kurzes Zeitfenster zur Verfügung steht. Wir müssen *sofort* handeln. Doch dazu benötige ich einen Übersetzer. Einen Übersetzer für einen mittellateinischen Text. Sie.«

»Und wie rasch?«

»Draußen wartet ein Wagen.«

Race schluckte. »Ich weiß nicht ...«

Er spürte aller Blicke auf sich liegen. Plötzlich machte ihn die Aussicht, mit Frank Nash sowie einer Mannschaft bewaffneter Green Berets einem unbekannten Ziel entgegenzureisen, reichlich nervös. Er fühlte sich überfahren.

»Was ist mit Ed Devereux in Harvard?«, fragte er.  
»Er ist in Mittellatein weit besser als ich. Er wäre schneller.«

»Ich brauche nicht den Besten«, erwiderte Nash,  
»und ich habe keine Zeit für einen Abstecher nach Boston. Ihr Bruder hat uns Ihren Namen genannt. Er hat gesagt, Sie seien gut, in New York und ein ziemlich anständiger Mensch. Das genügt. Ich brauche jemanden, der den Job sofort erledigt.«

Race biss sich auf die Unterlippe.

»Während der gesamten Mission steht Ihnen ein Leibwächter zur Verfügung«, sagte Nash. »Wir schnappen uns in etwa dreißig Minuten das Manuskript in Newark und springen ein paar Minuten später ins Flugzeug. Wenn alles gut geht, haben Sie den Text noch vor unserer Landung übersetzt. Sie werden womöglich nicht mal das Flugzeug verlassen müssen. Und wenn Sie es tun, wird sich ein Trupp Green Berets um Sie kümmern.«

Bei dieser Aussicht runzelte Race die Stirn.

»Professor Race, Sie werden bei dieser Mission nicht der einzige Akademiker sein. Walter Chambers aus Stanford ist dabei, Gabriela Lopez aus Princeton und Lauren O'Connor aus ...«

*Lauren O'Connor*, dachte Race.

Diesen Namen hatte er seit Jahren nicht mehr gehört.

Race kannte Lauren aus seinen Collegen am USC. Während er Sprachen studiert hatte, promovierte sie in Naturwissenschaften – theoretische Physik. Sie waren eine Weile zusammen, aber es endete schlecht. Zuletzt

hatte er gehört, dass sie in den Labors von Livermore gearbeitet habe, in der Abteilung für Kernphysik.

Er blickte Nash an und überlegte, wie viel der Colonel a.D. von Lauren und ihm wusste – und ob er ihren Namen absichtlich fallen gelassen hatte.

Die Sache war die: Falls ja, dann funktionierte es.

Wenn Lauren irgendetwas war, dann schlau. Sie würde nicht ohne guten Grund an einer solchen Mission teilnehmen. Die Tatsache, dass sie einverstanden gewesen war, Teil von Nashs Abenteuer zu werden, verlieh ihm Glaubwürdigkeit.

»Professor, man wird Sie für Ihre Zeit großzügig entschädigen.«

»Das ist es nicht ...«

»Ihr Bruder ist ebenfalls Teil des Teams«, meinte Nash, womit er Race überraschte. »Er wird aber nicht mitkommen, sondern beim technischen Team in unseren Büros in Virginia arbeiten.«

Marty, dachte Race. Er hatte ihn seit langer Zeit nicht mehr gesehen – seitdem sich ihre Eltern vor neun Jahren hatten scheiden lassen. Aber wenn Marty ebenfalls in die Sache verwickelt war, dann ...

»Professor Race, tut mir Leid, aber wir *müssen* los. Auf der Stelle. Ich brauche eine Antwort.«

»Will«, sagte nun John Bernstein, »das könnte für den Ruf der Universität sehr günstig ...«

Race sah Bernstein stirnrunzelnd an, sodass diesem die Worte im Mund erstarben. Dann fragte er Nash: »Sie sagen, es betrifft die nationale Sicherheit?«

»Stimmt genau.«

»Aber Sie können mir nicht sagen, wohin es geht?«

»Nicht bis wir im Flugzeug sind. Dann kann ich Ihnen alles sagen.«

*Und ich werde einen Leibwächter haben, dachte Race. Normalerweise benötigt man nur dann einen Leibwächter, wenn einen jemand umbringen will.*

Im Büro herrschte Schweigen.

Race spürte, dass alle auf seine Antwort warteten. Nash. Bernstein. Die drei Green Berets.

Er seufzte. Er konnte einfach nicht glauben, was er jetzt sagen würde.

»Also gut. Ich tu's.«

\* \* \*

RACE FOLGTE NASH rasch den Korridor hinab, noch immer in Jackett und Krawatte.

Es war ein nasskalter Wintertag in New York, und während er durch das Labyrinth aus Fluren auf den Westeingang der Universität zueilten, erhaschte Race hin und wieder einen Blick auf den heftigen Regen draußen.

Die beiden Green Berets aus dem Büro gingen ihm und Nash voraus, die anderen beiden – die vom Korridor – folgten. Race hatte das Gefühl, als würde er von einer starken Strömung mitgerissen.

»Bekomme ich eine Gelegenheit, mir etwas weniger formelle Kleidung anzuziehen?«, fragte er Nash. Er hatte die Sporttasche mitgenommen, in der sich Kleidung zum Wechseln befand.

»Vielleicht im Flugzeug. Also, jetzt hören Sie genau zu.



Sehen Sie den jungen Mann hinter Ihnen? Das ist Sergeant Leo Van Lewen. Er ist von jetzt an Ihr Leibwächter.«

Race sah sich im Gehen um und musterte den hünenhaften Green Beret, den er zuvor schon zu Gesicht bekommen hatte. Van Lewen. Der Green Beret nickte ihm lediglich höflich zu, während sein Blick im Korridor umherschweifte.

»Von nun an«, sagte Nash, »sind Sie eine wirklich wichtige Person und das macht Sie zu einer Zielscheibe. Ganz gleich, wohin Sie gehen – er kommt mit. Hier, nehmen Sie das.«

Nash reichte Race einen Ohrhörer sowie ein Kehlkopfmikrofon zum Umhängen. So etwas hatte Race bislang nur im Fernsehen zu Gesicht bekommen, in Reportagen über SWAT-Teams, die Spezialeinheiten zur Terrorismusbekämpfung. Man hängte sich das Mikrofon um den Hals und es fing die Schwingungen des Kehlkopfs auf, wenn man sprach.

»Legen Sie es sich um, sobald Sie im Wagen sitzen«, fuhr Nash fort. »Es wird durch die Stimme aktiviert, also müssen Sie lediglich sprechen und wir werden Sie hören. Wenn Sie irgendwie in Schwierigkeiten geraten, sagen Sie nur ein Wort und Van Lewen wird innerhalb von Sekunden an Ihrer Seite sein. Verstanden?«

»Verstanden.«

Sie erreichten den Westeingang, wo zwei weitere Green Berets Wache standen. Nash und Race gingen an ihnen vorbei in den strömenden Regen hinaus. In diesem Augenblick sah Race den »Wagen«, der, Nashs Worten zufolge, auf sie wartete.

Auf der Wendeschleife mit dem Kiesbelag stand ein ganzer Konvoi.

Vier Motorradpolizisten, zwei vor den Wagen, zwei dahinter. Sechs schlicht wirkende olivfarbene Limousinen. Eingekeilt in der Mitte, umschlossen von den Motorradpolizisten und den Limousinen, standen zwei schwere, gepanzerte Fahrzeuge – Humvees. Beide waren schwarz gespritzt und hatten stark getönte Scheiben.

Um den Wagenkonvoi warteten mindestens 15 schwer bewaffnete Green Berets mit schussbereiten M-16. Der strömende Regen hämmerte auf ihre Helme. Es hatte den Anschein, als bemerkten sie es nicht.

Nash eilte zu dem hinteren Humvee und hielt Race die Tür auf. Nachdem er selbst eingestiegen war, reichte er Race einen dicken Ordner.

»Werfen Sie einen Blick darauf«, meinte er. »Ich werde Ihnen mehr erzählen, wenn wir im Flugzeug sind.«

Der Autokonvoi jagte durch die Straßen von New York.

Es war Vormittag, doch die Wagen rasten durch die klatschnassen Straßen, schossen über eine Kreuzung nach der anderen und bekamen auf dem Weg zur Stadt hinaus jedes Mal grünes Licht.

Die Ampeln mussten voreingestellt worden sein, wie es der Fall war, wenn der Präsident New York einen Besuch abstattete, dachte Race.

Aber dies war kein Präsidentenkonvoi. Der Ausdruck auf den Gesichtern der Menschen auf den Bürgersteigen besagte alles.

Dies war eine andere Art von Wagenkonvoi.

Keine edlen Limousinen. Keine wehenden Fahnen. Nur zwei schwarze, schwer gepanzerte Humvees, die sich inmitten einer Reihe olivfarbener Wagen einen Weg durch den strömenden Regen bahnten.

Mit seinem Leibwächter neben sich, dem Ohrhörer und dem Kehlkopfmikrofon starrte Race aus dem Fenster des dahinjagenden Humvees.

Nicht viele Menschen konnten von sich behaupten, das Erlebnis gehabt zu haben, mitten in der Vormittags-Rushhour problemlos aus New York City herausgekommen zu sein, dachte er. Es war eine merkwürdige Erfahrung, irgendwie außerweltlich. Allmählich fragte er sich, wie wichtig diese Mission war.

Er öffnete den Ordner, den Nash ihm gereicht hatte. Zuerst erblickte er eine Namensliste.

#### CUSCO UNTERSUCHUNGSTEAM

#### ZIVILE MITGLIEDER

1. NASH, Francis K. - DARPA, Projektleiter, Kernphysiker
2. COPELAND, Troy B. - DARPA, Kernphysiker
3. O'CONNOR, Lauren M. - DARPA, theoretische Physikerin
4. CHAMBERS, Walter J. - Stanford, Anthropologe
5. LOPEZ, Gabriela S. - Princeton, Archäologin
6. RACE, William H. - NYU, Linguist

## MILITÄRISCHE MITGLIEDER

- 1 SCOTT, Dwayne T. – United States Army  
(GB), Captain
2. VAN LEWEN, Leonardo M. – United States  
Army (GB), Sergeant
3. COCHRANE, Jacob R. – United States Army  
(GB), Corporal
4. REICHART, George P. – United States Army  
(GB), Corporal
5. WILSON, Charles T. – United States Army  
(GB), Corporal
6. KENNEDY, Douglas K. – United States Army  
(GB), Corporal

Race blätterte um und sah die Fotokopie eines Zeitungsausschnitts. Die französische Überschrift lautete: MASSACRÉS DES MOINES AU MONASTÈRE DU HAUT DE LA MONTAGNE.

Er übersetzte: »Massaker an Mönchen in Bergkloster«.

Dann las er den Artikel, der das Datum 3. Januar 1999 trug – gestern. Darin ging es um eine Gruppe jesuitischer Mönche, die in ihrem Kloster in den französischen Pyrenäen abgeschlachtet worden waren.

Französische Behörden hielten dies für das Werk islamischer Fundamentalisten, die gegen die französische Einmischung in Algerien protestierten. Insgesamt waren 18 Mönche umgebracht worden, alle aus nächster Nähe erschossen, und zwar auf die gleiche Weise wie bei früheren Massakern der Fundamentalisten.

Race wandte sich dem nächsten Blatt im Ordner zu.

Es war ein weiterer Zeitungsausschnitt, diesmal aus der *Los Angeles Times*. Er war vom Ende des vergangenen Jahres und die Schlagzeile lautete: BUNDESBEAMTE IN DEN ROCKIES ERMORDET AUFGEFUNDEN.

Zwei ermordete Mitglieder des U.S. Fish and Wildlife Service waren in den Bergen nördlich von Helena, Montana, entdeckt worden. Die Mörder hatten beide Beamte gehäutet. Das FBI war eingeschaltet worden. Es hatte den Verdacht, dass dies das Werk einer der lokalen Milizgruppen war, die eine natürliche Feindschaft zu jeglicher Art von Regierungsbehörde pflegten. Man glaubte, die beiden Wildhüter seien über Paramilitärs gestolpert, die illegal Wild wegen der Pelze gejagt hätten. Statt der Tiere hätten sie die Förster gehäutet.

Race zuckte zusammen und drehte die Seite um.

Das nächste Blatt im Ordner war die Fotokopie eines Artikels aus einer Universitätszeitschrift. Der Artikel war auf Deutsch verfasst und stammte von einem Wissenschaftler namens Albert L. Müller. Er datierte vom November 1998.

Race las den Artikel quer, wobei er rasch im Kopf aus dem Deutschen übersetzte. Es ging um einen Meteoritenkrater, der in den Dschungeln Perus entdeckt worden war.

Unter diesem Artikel stand der Bericht eines Gerichtsmediziners, ebenfalls auf Deutsch. In dem Kästchen »NAME DES VERSTORBENEN« war »ALBERT LUDWIG MÜLLER« eingetragen.

Unter dem Bericht des Gerichtsmediziners lagen wei-

tere Blätter Papier, die alle mit verschiedenen roten Stempeln bedeckt waren – HÖCHSTE GEHEIMHALTUNGSSTUFE; NUR ZUR ANSICHT; NUR FÜR MITGLIEDER DER US ARMY. Race blätterte sie durch. Die Seiten waren größtenteils mit komplizierten mathematischen Gleichungen gefüllt, die ihm nichts sagten.

Als Nächstes sah er eine Hand voll Memos, fast alle adressiert an Leute, von denen er nie gehört hatte. Auf einem der Memos entdeckte er jedoch seinen eigenen Namen. Es lautete:

3. JAN. 1999 22:01 US ARMY INTERNAL NET 617  
5544 88211-05 NO. 139

Von: Nash, Frank  
An: Alle Cusco-Team-Mitglieder  
Betreff: SUPERNOVA-MISSION

So bald wie möglich Kontakt zu Race aufnehmen.

Teilnahme entscheidend für den Erfolg der Mission.

Erwartete Ankunft des Pakets morgen,  
4. Januar, in Newark um 9.45 Uhr.  
Alle Mitglieder haben ihre Ausrüstung bis  
9.00 Uhr im Transporter unterzubringen.

Der Autokonvoi traf am Flughafen Newark ein. Die Wagenreihe raste durch ein Tor im Sturmzaun und erreichte rasch eine abgelegene Start- und Landebahn.

Ein riesiges Frachtflugzeug in Tarnfarbe wartete auf der Piste. Am Heck war eine Laderampe so weit herabgelassen, dass sie den Boden berührte. Als der Wagenkonvoi neben dem gewaltigen Flugzeug zum Stehen kam, sah Race, wie ein großer Armeelaster die Rampe hinauf ins Heck gefahren wurde.

Angeführt von Sergeant Van Lewen verließ er den Humvee und trat in den Regen hinaus. Er hatte das große schwarze Fahrzeug kaum verlassen, da vernahm er von irgendwo hoch oben ein ungeheuerliches Brüllen.

Ein alter F-15C-Adler – in grüner und brauner Tarnfarbe und dem Wort ARMY auf dem Schwanz – flog mit gewaltigem Getöse über ihren Köpfen herein und kam kreischend auf der Piste vor ihnen zum Stehen.

Während Race zusah, wie der Kampffjet auf der Landebahn wendete und auf ihn zurollte, spürte er, dass Frank Nash ihn sanft am Arm fasste.

»Kommen Sie.« Nash führte ihn auf das große Frachtflugzeug zu. »Alle anderen sind bereits an Bord.«

Während sie hinübergingen, sah Race eine Frau in einer Tür an der Seite auftauchen. Er erkannte sie sofort wieder.

»Hallo, Will«, sagte Lauren O'Connor.

»Hallo, Lauren.«

Lauren O'Connor war Anfang dreißig, aber sie wirkte keinen Tag älter als 25. Sie trug das Haar, wie Race bemerkte, kürzer. Damals am USC war es lang, gewellt

und braun gewesen. Jetzt war es kurz, glatt und kastanienbraun. Sehr nach der Mode der späten Neunziger.

Doch ihre großen braunen Augen waren noch dieselben, genau wie ihre frische, glatte Haut. Und wie sie dort in der Tür des Frachtflugzeugs stand – lässig an den Türrahmen gelehnt, die Arme verschränkt und die Hüfte vorgeschoben, gekleidet in strapazierfähige Khakikleidung –, sah sie so aus, wie sie auch früher ausgesehen hatte. Groß und sexy, geschmeidig und durchtrainiert.

»Ist lange her«, meinte sie lächelnd.

»Ja, allerdings«, erwiderte Race.

»So ... William Race, Linguistik-Experte, Berater der DARPA. Spielst du noch Football, Will?«

»Nur als Hobby.« Auf dem College hatte Race eine Auszeichnung für besondere Leistungen im Football erhalten. Er war der Kleinste der Mannschaft gewesen, aber zugleich der Schnellste. Auch in Leichtathletik war er ausgezeichnet worden.

»Wie steht's mit dir?«, fragte er, wobei ihm der Ring an ihrer linken Hand auffiel. Er überlegte, wer sie geheiratet haben könnte.

»Nun«, meinte sie und ihre Augen leuchteten auf. »Zum einen bin ich sehr aufgeregt wegen dieser Mission. Man erhält nicht alle Tage Gelegenheit, auf Schatzsuche zu gehen.«

»Das ist es also?«

Ehe Lauren antworten konnte, ließ sie ein lautes Aufjaulen herumfahren.

Der F-15 war etwa fünfzig Meter vom Frachtflugzeug



entfernt zum Stehen gekommen. Kaum war die Pilotenkanzel offen, da sprang der Pilot auch schon auf die nasse Piste und kam auf sie zugerannt, die Schultern im strömenden Regen zusammengezogen. In der Hand hielt er eine Aktentasche.

Der Pilot lief zu Nash und reichte ihm die Tasche.  
»Dr. Nash«, sagte er. »Das Manuskript.«

Nash nahm die Aktentasche entgegen und schritt zu Lauren und Race hinüber.

»Also«, sagte er und bat beide ins Frachtflugzeug.  
»Dann wollen wir diese Sache mal ins Rollen bringen.«

\* \* \*

DAS RIESIGE FRACHTFLUGZEUG donnerte über die Piste und hob in den regengetränkten Himmel ab.

Es war eine Lockheed C-130E Hercules, deren Inneres in zwei Abteilungen getrennt war – unten der Fracht- und oben der Passagierbereich. Race saß im oberen Teil, zusammen mit den fünf weiteren Wissenschaftlern, die an der Expedition teilnahmen. Die sechs Green Berets, die sie begleiteten, waren unten im Frachtraum und überprüften und verstauten ihre Waffen.

Von den fünf Zivilisten kannte Race zwei: Frank Nash und Lauren O'Connor.

»Wir haben später Zeit für die Vorstellungsrunde«, meinte Nash, setzte sich neben Race und hob die Aktentasche auf den Schoß. »Im Augenblick ist wichtig, dass Sie mit der Arbeit beginnen.«

Er öffnete die Verschlüsse der Aktentasche.

»Können Sie mir jetzt sagen, wohin wir fliegen?«, fragte Race.

»Oh, ja, natürlich«, erwiderte Nash. »Tut mir Leid, dass ich es Ihnen nicht vorher sagen konnte, aber Ihr Büro war nicht sicher. Die Fenster hätten gelasert werden können.«

»Gelasert?«

»Mit einer lasergesteuerten Abhörvorrichtung. Wenn wir in einem Büro wie dem Ihren sprechen, lassen unsere Stimmen die Fensterscheiben mitschwingen. Die meisten modernen Bürotürme kommen mit Richtmikrofonen zurecht – da laufen elektronische Störsignale durch die Fensterscheiben. Bei älteren Gebäuden wie dem der Fakultät ist das nicht so. Da wäre das Mithören sehr einfach gewesen.«

»Wohin fliegen wir also?«

»Cusco, Peru – vor der Ankunft der spanischen Konquistadoren im Jahr 1532 Hauptstadt des Inkareichs«, erwiderte Nash. »Jetzt ist es lediglich eine große Provinzstadt mit einigen wenigen Ruinen der Inka, großen Touristenattraktionen, wie man mir gesagt hat. Wir fliegen nonstop, wobei wir unterwegs mehrmals in der Luft auftanken.«

Er öffnete die Aktentasche und entnahm ihr etwas.

Es war ein Stapel Papier – ein loser Haufen DIN-A3-Blätter, insgesamt vielleicht vierzig Seiten. Race' Blick fiel auf das oberste Blatt – die Fotokopie einer illustrierten Titelseite.

Das Manuskript, von dem Nash gesprochen hatte, oder zumindest eine Fotokopie davon.

Lächelnd reichte Nash Race den Papierstapel. »*Des-  
halb* sind Sie hier.«

Race nahm ihm den Stapel ab und wendete des Titelblatt um.

Natürlich hatte er schon mittelalterliche Manuskripte zu Gesicht bekommen – Manuskripte, die im Mittelalter von hingebungsvollen Mönchen sorgfältig von Hand reproduziert worden waren, damals in den Tagen vor der Druckerpresse. Charakteristisch für solche Manuskripte war die fast unglaubliche Kompliziertheit von Ausführung und Kalligraphie: perfekte Kalligraphie – inklusive wunderbar gestalteten Initialen (der Buchstabe, mit dem ein neues Kapitel anfängt) – sowie detaillierte Piktogramme an den Seitenrändern. Diese Piktogramme sollten die Stimmung des Werks wiedergeben: strahlend und heiter bei angenehmen Büchern, dunkel und erschreckend für eher Düsteres. Der Detailreichtum war so gewaltig, dass es hieß, ein Mönch könne sein ganzes Leben mit der Reproduktion eines einzigen Manuskripts verbringen.

Doch etwas Ähnliches wie das Manuskript, das Race jetzt betrachtete, hatte er, obwohl es eine schwarzweiße Fotokopie war, noch nie gesehen.

Es war prachtvoll.

Er blätterte mit dem Daumen durch die Seiten.

Die Handschrift war erlesen, präzise, ausgeklügelt, und die gezeichneten Piktogramme stellten knorrige, gewundene Ranken dar. Seltsame Steinstrukturen, bedeckt von Moos und Schatten, besetzten die unteren Ecken einer jeden Seite. Der Gesamteindruck war der

von Düsternis und dunklen Vorzeichen, von brütender Bösartigkeit.

Race blätterte zum Titel zurück. Er lautete:

***Narratio verus priesto in ruris incariis:  
operis Alberto Luis Santiago  
anno Domini MDLXV***

Race übersetzte im Stillen: »Der wahre Bericht eines Mönchs im Lande der Inka: Ein Werk von Alberto Luis Santiago. Im Jahr des Herrn 1565«.

Er wandte sich an Nash. »Na schön. Ich denke, es ist an der Zeit, dass Sie mir sagen, worum es bei Ihrer Mission eigentlich geht.«

Nash erklärte es.

Bruder Alberto Santiago war als junger Franziskaner 1532 an der Seite der Konquistadoren als Missionar nach Peru gesandt worden. Während die Eroberer dort raubten und plünderten, erwartete man von Mönchen wie Santiago, die eingeborenen Inka zum Glauben der heiligen römischen katholischen Kirche zu bekehren.

»Obwohl das Santiago-Manuskript 1565 geschrieben wurde, also eine gute Zeit nach Santiagos Rückkehr nach Europa«, erklärte Nash, »soll es einen Vorfall wiedergeben, der sich um 1535 herum ereignet hat, während der Eroberung Perus durch Francisco Pizarro und dessen Konquistadoren. Den mittelalterlichen Mönchen zufolge, die behaupten, das Manuskript gelesen zu haben, erzählt es eine sehr, sehr erstaunliche Geschichte.

Sie handelt von Hernando Pizarros besessener Verfolgung eines Inkaprinzen, der während des Höhepunkts der Belagerung Cuscos das am meisten verehrte Götzenbild der Inka aus der umzingelten Stadt gestohlen hat und damit in die Dschungel des östlichen Perus geflohen ist.«

Nash drehte sich in seinem Sitz herum. »Walter«, sagte er und nickte dem bebrillten, kahl werdenden Mann zu, der auf der anderen Seite des Mittelgangs saß, »würden Sie mir bitte helfen? Ich erzähle Professor Race gerade von dem Götzenbild.«

Walter Chambers erhob sich und ließ sich Race gegenüber nieder. Er war unscheinbar, klein und zu drei Vierteln kahl, ein Büchermensch, der zu den Männern gehörte, die zur Arbeit vermutlich eine Fliege trugen.

»William Race, Walter Chambers«, stellte Nash vor. »Walter ist Anthropologe aus Stanford. Ein Experte für die Kulturen Zentral- und Südamerikas – Maya, Azteken, Olmeken und insbesondere Inka.«

Chambers lächelte. »Sie möchten also etwas über das Götzenbild erfahren?«

»Sieht so aus«, erwiderte Race.

»Die Inka nannten es ›Geist des Volkes‹«, erläuterte Chambers. »Es war ein steinernes Götzenbild, aber eines, das aus einem sehr merkwürdigen Stein geschnitzt worden war, einem schimmernden schwarzen Stein, durch den sehr feine Adern aus Purpur verliefen.

Es war der kostbarste Besitz des Inkavolkes. Sie betrachteten es als ihr ureigenstes Herz und ihre ureigenste Seele. Und das meine ich wörtlich. Sie sahen im ›Geist

des Volkes« mehr als bloß ein *Symbol* ihrer Macht. Für sie war es die *wirkliche* Quelle ihrer Macht. Und in der Tat gingen Geschichten über seine magischen Kräfte um – es konnte das Böartigste aller Tiere besänftigen. Auch sollte das Götzenbild, wenn es ins Wasser getaucht wurde, singen.«

»Singen?«, wiederholte Race.

»Genau«, meinte Chambers. »Singen.«

»Na ja. Wie hat das Götzenbild ausgesehen?«

»Es ist an vielen Stellen beschrieben worden, auch in den beiden umfassendsten Werken über die Eroberung Perus, Jérez' *Verdadera relación* und de la Vegas *Wahrhaftige Kommentare zum Reich der Inka*. Aber die Beschreibungen weichen voneinander ab. Einige sagen, es sei etwa einen halben Meter hoch gewesen, andere hingegen sprechen von nur fünfzehn Zentimetern; einige sagen, es sei wunderschön geschnitzt und glatt, andere, es habe raue, scharfe Kanten gehabt. Ein Zug ist jedoch allen Beschreibungen des Götzenbildes gemeinsam – der ›Geist des Volkes‹ hatte die Gestalt des Kopfes eines knurrenden Jaguars.«

Chambers beugte sich in seinem Sitz vor. »Von dem Augenblick an, da er von diesem Götzenbild gehört hatte, wollte Hernando Pizarro es besitzen. Und dies umso mehr, nachdem die Wächter am Schrein des Götzenbildes in Pachacámac es ihm vor der Nase weggestohlen haben. Sehen Sie, Hernando Pizarro war möglicherweise der grausamste aller Pizarro-Brüder, die nach Peru gekommen sind. Ich könnte mir vorstellen, dass wir ihn heutzutage einen Psychopathen nennen würden. Einigen

Berichten zufolge hat er die Einwohner ganzer Dörfer aus Lust und Laune heraus foltern lassen – einfach bloß zum Vergnügen. Und seine Jagd nach dem Götzenbild wurde zur Besessenheit. Dorf um Dorf, Stadt um Stadt – wohin er auch ging, er verlangte den Aufbewahrungsort des Götzenbildes zu erfahren. Doch wie viele Eingeborene er auch folterte, wie viele Dörfer er niederbrannte, die Inka wollten ihm nicht sagen, wo sich ihr kostbares Götzenbild befand.

Dann jedoch, im Jahr 1535, entdeckte Hernando das Versteck irgendwie. Das Götzenbild lag in einem gewaltigen Steingewölbe im Coricancha, dem berühmten Sonnentempel, inmitten der belagerten Stadt Cusco.

Unseligerweise – aus der Sicht von Hernando natürlich – erreichte er Cusco gerade rechtzeitig, um mitzubekommen, wie ein junger Inkaprinz namens Renco Capac sich in einem tollkühnen Ritt durch die Reihen der Spanier und Inka mit dem Götzenbild auf und davon machte. Den mittelalterlichen Mönchen zufolge, die das Manuskript gelesen haben, beschreibt das Santiago-Manuskript die Einzelheiten von Hernandos Verfolgung, die sich an die Flucht des jungen Prinzen aus Cusco anschloss – eine wahnwitzige Jagd durch die Anden und in den Regenwald des Amazonas.«

»Außerdem«, fiel Nash ein, »enthüllt das Manuskript angeblich den endgültigen Aufbewahrungsort des ›Geistes des Volkes‹.«

Also waren sie hinter dem Götzenbild her, dachte Race.

Aber er schwieg, hauptsächlich deshalb, weil ihm das Ganze einfach unsinnig vorkam.

Warum schickte die US Army ein Team von *Kernphysikern* nach Südamerika, um ein verschollenes Götzenbild der Inka zu suchen? Und das auf der Basis eines vierhundert Jahre alten lateinischen Manuskripts! Sie hätten ebenso gut der Schatzkarte eines Piraten folgen können.

»Ich weiß, was Sie denken«, meinte Nash. »Wenn mir jemand vor einer Woche eben diese Geschichte erzählt hätte, hätte ich ähnlich gedacht wie Sie. Doch bis vor einigen Wochen hat niemand gewusst, wo sich das Santiago-Manuskript befindet.«

»Aber jetzt haben Sie es«, sagte Race.

»Nein«, entgegnete Nash scharf. »Wir haben eine *Kopie* davon. Jemand anders hat das Original.«

»Wer?«

Nash nickte in Richtung des Aktenordners auf Race' Schoß. »Haben Sie den Zeitungsartikel in dem Ordner gelesen, den ich Ihnen vorhin gegeben habe? Den über die Jesuitenmönche, die in ihrer Abtei in den Pyrenäen ermordet worden sind?«

»Ja ...«

»Achtzehn Mönche ermordet. Allesamt aus kürzester Distanz mit modernsten Waffen erschossen. Auf den ersten Blick sieht es aus wie das Werk dieser algerischen Wald-und-Wiesen-Terroristen. Wie man weiß, haben sie isolierte Klöster überfallen, und ihre bevorzugte Methode ist, ihre Opfer aus nächster Nähe zu erschießen. Die französische Presse hat so darüber berichtet.«

Nash hielt einen Finger hoch. »Aber was die Presse nicht weiß, ist, dass ein Mönch dem Gemetzel entfliehen



konnte – ein amerikanischer Jesuit auf Studienurlaub in Frankreich. Er hat sich in einer Dachkammer verbergen können. Nachdem ihn die französische Polizei verhört hat, ist er an unsere Botschaft in Paris weitergereicht worden. Dort wurde er erneut vernommen, diesmal vom Chef der lokalen CIA-Niederlassung.«

»Und?«

Nash sah Race direkt in die Augen.

»Die Männer, die das Kloster gestürmt haben, waren keine algerischen Terroristen, Professor Race. Es waren Soldaten. *Weiß*e Soldaten. Sie trugen schwarze Skimützen und waren bis an die Zähne mit ziemlich ehrfurchtgebietenden Waffen ausgerüstet. Und sie haben untereinander Deutsch gesprochen. Interessanter jedoch ist«, fuhr Nash fort, »was sie suchten. Offenbar haben sie alle Mönche im Refektorium der Abtei zusammengetrieben, wo sie sich hinknien mussten. Dann haben sie sich einen der Mönche geschnappt und von ihm den Aufbewahrungsort des Santiago-Manuskripts erfahren wollen. Auf seine Antwort, er wisse es nicht, haben sie zwei Mönche erschossen – diejenigen zu seinen beiden Seiten. Daraufhin haben sie ihm die Frage erneut gestellt. Als er wieder entgegnete, er wisse es nicht, haben sie die nächsten beiden Mönche umgebracht. Das wäre so weitergegangen, bis sie alle umgebracht hätten, aber dann ist jemand vorgetreten und hat gesagt, er kenne den Aufbewahrungsort des Manuskripts.«

»Mein Gott ...«, sagte Race.

Nash zog ein Foto aus seiner Brieftasche. »Wir haben Grund zu der Annahme, dass dieser Mann für die Gräu-

eltat verantwortlich ist – Heinrich Anistase, ehemaliger Major der ostdeutschen Geheimpolizei, der Stasi.«

Race betrachtete die Aufnahme, das 10 x 15-Hochglanzfoto eines Mannes, der einem Auto entstieg. Der Mann war groß und breitschultrig, hatte kurzes, nach vorn gekämmtes schwarzes Haar und zwei schmale Schlitze als Augen. Es waren harte, kalte Augen, Augen, die anscheinend beständig zusammengekniffen waren. Er wirkte wie Mitte vierzig.

»Achten Sie auf die linke Hand«, sagte Nash.

Race sah genauer hin. Die linke Hand des Mannes ruhte auf der Wagentür ...

Heinrich Anistase fehlte der linke Ringfinger.

»Irgendwann während des Kalten Krieges wurde Anistase von Mitgliedern eines ostdeutschen Verbrechersyndikats gekidnappt, dem die Stasi ein Ende zu bereiten versuchte. Die Leute haben ihn dazu gebracht, sich den eigenen Finger abzuschneiden. Den haben sie dann mit der Post an Anistases Chef geschickt. Dann gelang Anistase jedoch die Flucht und er kehrte zurück – mit einer ganzen Streitmacht der Stasi. Unnötig zu erwähnen, dass das organisierte Verbrechen im kommunistischen Ostdeutschland danach kein Problem mehr darstellte.

Wichtiger für uns sind aber seine Methoden bei anderen Gelegenheiten. Sehen Sie, offenbar hat Anistase eine besondere Art, Leute zum Sprechen zu bringen: Er war dafür bekannt, die Menschen zu beiden Seiten der Person hinzurichten, die ihm die gewünschten Informationen verweigerten.«

Es folgte ein kurzes Schweigen.

»Unseren allerneuesten geheimdienstlichen Ermittlungen zufolge«, sagte Nash, »hat Anistase nach dem Ende des Kalten Krieges in einer nicht offiziellen Eigenschaft als Attentäter für das vereinigte Deutschland gearbeitet.«

»Also besitzen die Deutschen das Originalmanuskript«, meinte Race. »Woher haben Sie dann die Kopie?«

Nash nickte weise. »Die Mönche haben den Deutschen das Originalmanuskript ausgehändigt. Das ursprüngliche, nicht verzierte *handgeschriebene* Manuskript von Alberto Santiago persönlich.

Sie haben den Deutschen jedoch verschwiegen, dass sich 1599 – dreißig Jahre nach Santiagos Tod – ein weiterer Franziskanermönch darangemacht hat, Santiagos handgeschriebenes Manuskript in einen kunstvoll verzierten Text zu transkribieren, der für das Auge von Königen passend wäre. Unglücklicherweise ist dieser zweite Mönch gestorben, ehe er sein Werk vollenden konnte. Deshalb existiert ein zweites Exemplar des Santiago-Manuskripts, eine *teilweise vollendete* Kopie, die ebenfalls in der Abtei San Sebastian aufbewahrt wurde. Davon stammt unsere Fotokopie.«

Race hob die Hand.

»Gut, gut«, sagte er. »Warten Sie eine Minute! Warum diese Morde und Intrigen für ein verschollenes Götzenbild der Inka? Was wollen die USA und Deutschland mit einem vierhundert Jahre alten Stück Stein?«

Nash lächelte Race grimmig an.

»Sehen Sie, Professor, wir sind nicht hinter dem Götzenbild her«, entgegnete er, »sondern hinter der Substanz, aus der es besteht.«

»Was meinen Sie damit?«

»Professor, wir glauben, dass der ›Geist des Volkes‹ aus einem Meteoriten geschnitten wurde.«

\* \* \*

»DER ZEITSCHRIFTENARTIKEL«, meinte Race.

»Genau«, sagte Nash. »Von Albert Müller von der Bonner Universität. Vor seinem verfrühten Ableben untersuchte Müller einen ein Kilometer breiten Krater im Dschungel des südöstlichen Perus, etwa sechzig Kilometer südlich von Cusco. Anhand der Ausmaße des Kraters sowie der Geschwindigkeit, mit der der Dschungel darüber gewachsen ist, schätzte Müller, dass ein Meteorit hoher Dichte von etwa einem halben Meter Durchmesser irgendwann zwischen 1460 und 1470 an dieser Stelle auf die Erde gestürzt ist ...«

»... was«, fügte Walter Chambers hinzu, »exakt mit dem Aufstieg der Inka in Südamerika zusammenfällt.«

»Wichtiger ist für uns jedoch«, sagte Nash, »was Müller in den Wänden dieses Kraters gefunden hat. Darin eingelagert waren Spuren einer Substanz, die als Thyrium 261 bekannt ist.«

»Thyrium 261?«, fragte Race.

»Das ist ein seltenes Isotop des gewöhnlichen Elements Thyrium«, erklärte Nash, »und kommt auf der Erde nicht vor. Tatsächlich ist Thyrium hier lediglich in

erstarrter Form gefunden worden, wahrscheinlich das Ergebnis früherer Asteroideneinschläge in der fernen Vergangenheit. Es ist im Plejadensystem heimisch, einem Doppelsternsystem nicht weit von unserem eigenen System. Da es jedoch aus einem *Doppelsternsystem* stammt, ist Thyrium von weitaus größerer Dichte als selbst die schwersten irdischen Elemente.«

Für Race ergaben die Dinge jetzt allmählich etwas mehr Sinn. Insbesondere, weshalb die Army ein Team Physiker in den südamerikanischen Dschungel schickte.

»Und was genau können Sie mit Thyrium anstellen?«, fragte Race.

»Colonel!«, rief plötzlich eine Stimme.

Nash und Race wandten sich in den Sitzen um und sahen Troy Copeland, einen der anderen Wissenschaftler, rasch vom Cockpit den Mittelgang herabschreiten. Copeland war ein großer Mann, schlank, mit einem hageren Falkengesicht und durchdringenden, schmalen Augen. Er gehörte zur DARPA – ein Kernphysiker, wie Race sich erinnerte – und wirkte wie ein völlig humorloses Individuum.

»Colonel, wir haben ein Problem«, sagte er.

»Und das wäre?«, fragte Nash.

»Wir haben gerade eine Warnung mit hoher Priorität von Fairfax Drive erhalten«, sagte Copeland.

Race wusste, was Fairfax Drive war – die Kurzfassung von 3701 North Fairfax Drive, Arlington, Virginia, dem Hauptquartier der DARPA.

»Wovor?«, fragte Nash.

Copeland holte tief Luft. »Heute früh ist dort ein-

gebrochen worden. Sechzehn Sicherheitskräfte tot. Die gesamte Nachtwache ermordet.«

Nashs Gesicht wurde aschfahl. »Sie haben doch nicht ...«

Copeland nickte ernst. »Sie haben die Supernova gestohlen.«

Eine Sekunde lang starrte Nash ins Leere.

»Es war das Einzige, das sie mitgenommen haben«, sagte Copeland. »Sie haben genau gewusst, wo sie stand. Sie kannten die Codes zur Gewölbekammer und hatten Codekarten für die Klemmschlösser. Wir müssen davon ausgehen, dass sie auch die Codes für die Titanluftschleuse am Apparat kannten und vielleicht sogar wussten, wie sie diese auslösen müssen.«

»Irgendeine Vorstellung, wer es war?«

»Das NCIS ist jetzt da. Erste Anzeichen deuten darauf hin, dass es möglicherweise das Werk einer paramilitärischen Gruppierung wie den Freiheitskämpfern ist.«

»Scheiße«, meinte Nash. »*Scheiße!* Sie müssen von dem Götzenbild wissen.«

»Das ist sehr wahrscheinlich.«

»Dann müssen wir als Erste dort sein.«

»Richtig«, erwiderte Copeland.

Race beobachtete das Gespräch wie ein Zuschauer eines Tennismatches. Also, im Hauptquartier der DARPA war eingebrochen worden, aber was genau gestohlen worden war, blieb ihm ein Rätsel. Irgendetwas, das »Supernova« genannt wurde. Und wer waren diese Freiheitskämpfer?

Nash erhob sich. »Wie viel Vorsprung haben wir?«

»Vielleicht drei Stunden, wenn überhaupt«, erwiderte Copeland.

»Dann müssen wir rasch handeln.« Nash wandte sich an Race. »Professor Race, tut mir Leid, aber der Einsatz bei diesem Spiel ist gerade erhöht worden. Wir dürfen keine Zeit mehr verschwenden. Es ist jetzt unbedingt nötig, dass wir beim Anflug auf Cusco eine Übersetzung des Manuskripts vorliegen haben, weil wir, wenn wir einmal gelandet sind, nur noch rennen werden. Und das meine ich ernst!«

Mit diesen Worten verschwanden Nash, Copeland und Chambers in andere Bereiche der Maschine und ließen Race mit dem Manuskript allein.

Er blickte erneut auf das Titelblatt, prüfte die grobe Struktur der fotokopierten Buchstaben. Dann holte er tief Luft und wandte die Seite um.

Und sah die erste Zeile vor sich, die folgenden, in feiner mittelalterlicher Handschrift geschriebenen Worte:

*Meus nomen est Alberto Quil Santiago  
et ille est meus rex.*

Er übersetzte:

*Mein Name ist Alberto Santiago und dies ist meine Geschichte ...*





# ERSTE LEKTÜRE



AM ERSTEN TAG des neunten Monats im Jahre des Herrn 1535 wurde ich ein Verräter an meinem Land.

Der Grund: Ich half einem Mann aus einem Gefängnis meiner Landsleute zur Flucht.

Sein Name war Renco Capac und er behauptete, ein Inkaprinz zu sein, der jüngere Bruder ihres obersten Herrschers, Manco Capac, der Mann, den man den »Sapa Inka« nannte.

Renco war ein gut aussehender Mann mit glatter, olivfarbener Haut und langem schwarzem Haar. Sein charakteristischstes Merkmal jedoch war ein auffälliges Muttermal direkt unterhalb des linken Auges. Es sah aus wie ein umgekehrter Berg, ein fransiges Dreieck aus brauner Haut auf seiner ansonsten glatten Haut.

Ich begegnete Renco zum ersten Mal an Bord der *San Vincente*, einer Gefängnishulk, die draußen inmitten des Urubambaflusses lag, zehn Meilen nördlich der Inkahauptstadt Cusco.

Die *San Vincente* war die dreckigste aller Gefängnishulks, die in den Flüssen von Neu-Hispanien vor Anker lagen – eine alte, hölzerne, für den Ozean nicht mehr geeignete Galeone, die nur zu dem Zweck entmastet und über Land gezogen worden war, feindliche oder gefährliche Indios aufzunehmen.

Bewaffnet wie gewöhnlich mit meiner kostbaren ledergebundenen Bibel – einer dreihundert Seiten starken,

handgeschriebenen Version des prächtigen Buches, einem Geschenk meiner Eltern zu meinem Eintritt in den heiligen Orden –, war ich zu der Gefängnishulk gekommen, um diese Heiden das Wort unseres Herrn zu lehren.

In dieser Stellung als Priester unseres Glaubens bin ich dem jungen Prinzen Renco begegnet. Anders als die meisten übrigen Männer in dieser erbärmlichen Hulk – dreckige, hässliche Schufte, die aufgrund der beschämenden Bedingungen, die ihnen meine Landsleute auferlegt hatten, mehr wie Hunde denn wie Menschen aussahen –, war er sehr beredsam und wohlerzogen. Er besaß auch eine einzigartige Sensibilität, wie ich sie seitdem bei keinem anderen Menschen mehr erlebt habe. In seinen Augen lagen eine Sanftmut, ein Verständnis, die mir tief in die Seele drangen.

Außerdem war er von beträchtlicher Intelligenz. Meine Landsleute waren erst drei Jahre in Neu-Hispanien und er beherrschte bereits unsere Sprache. Er war auch begierig, etwas über meinen Glauben zu erfahren und mein Volk auf unsere Weise zu verstehen, und ich war glücklich, ihn dies lehren zu können. Wie dem auch sei, wir wurden bald Freunde und ich besuchte ihn oft.

Dann, eines Tages, erzählte er mir von seiner Mission.

Ehe er gefangen genommen worden war, sagte der Prinz, hatte er den Auftrag, nach Cusco zu reisen und ein bestimmtes Götzenbild zu holen. Kein gewöhnliches Götzenbild, weiß Gott nicht, sondern ein höchst verehrtes, vielleicht das meistverehrte Götzenbild dieser Indios. Ein Götzenbild, von dem es hieß, es verkörpere ihren Geist.

Aber Renco war auf dem Weg nach Cusco angegriffen und gefangen genommen worden – er war in einen Hinterhalt geraten, den der Gouverneur mit Hilfe der Chancas gelegt hatte, einem äußerst feindseligen Stamm aus den nördlichen Dschungeln, der vom Volk der Inka gegen seinen Willen unterworfen worden war.

Wie viele andere Stämme aus dieser Region sahen die Chancas in der Ankunft meiner Landsleute ein Mittel, das Joch der Tyrannei der Inka abzuschütteln. Sie waren rasch bei der Hand, dem Gouverneur ihre Dienste als Informanten und Führer anzubieten, wofür sie im Gegenzug Musketen und metallene Schwerter erhielten, denn die Stämme Neu-Hispaniens hatten keine Vorstellung von Bronze oder Eisen.

Während Renco mir von seiner Mission und seiner Gefangennahme durch die Truppen des Gouverneurs erzählte, erblickte ich über seine Schulter hinweg einen Stammesangehörigen der Chancas, der ebenfalls auf der *San Vincente* gefangen gehalten wurde.

Sein Name war Castino, ein hässlicher, brutaler Mann. Groß und behaart, bärtig und ungewaschen, hätte er sich nicht mehr von dem jungen, sich präzise ausdrückenden Renco unterscheiden können. Er war äußerst widerwärtig, eine erschreckende menschliche Gestalt, und ich verfluchte mein Geschick, dass mein Auge ihn zu sehen bekam. Ein geschärftes weißes Knochenstück war ihm durch die Haut der linken Wange gebohrt, das charakteristische Zeichen der Chancas. Castino starrte stets böswillig auf Rencos Rücken, wann immer ich den jungen Prinzen besuchte.

Am Tag, da er mir von seiner Mission erzählte, das Götzenbild zurückzuholen, war Renco extrem bedrückt.

Das Ziel seiner Reise, sagte er, befand sich in einem Gewölbe innerhalb des Coricancha oder Sonnentempels in Cusco. Doch Renco hatte an diesem Tag erfahren – er hatte ein Gespräch zwischen zwei Wächtern an Bord der Hulk mitgehört –, dass die Stadt Cusco vor kurzem gefallen war und die Spanier innerhalb ihrer Mauern ungehemmt raubten und plünderten.

Ich hatte ebenfalls von der Einnahme Cuscos erfahren. Es hieß, die Plünderung, die dort vonstatten ging, sei eine der räuberischsten der ganzen Eroberung. Gerüchte kursierten, dass spanische Soldaten in ihrer Gier nach den unermesslichen Mengen Gold ihre Kameraden umbrachten.

Solche Geschichten erfüllten mich mit Abscheu. Erst sechs Monate zuvor war ich mit all den törichten Idealen eines Novizen in Neu-Hispanien eingetroffen – mit dem Wunsch, alle heidnischen Eingeborenen zu unserem edlen katholischen Glauben zu bekehren, dem Traum, an der Spitze einer Schwadron Soldaten zu stehen und dabei ein Kruzifix vor mich zu halten, mit der Illusion, Kirchen mit hohen, spitzen Türmen zu erbauen, die der Neid Europas wären. Aber diese Ideale zerbrachen rasch angesichts der unbarmherzigen Akte der Grausamkeit und Gier meiner Landsleute, deren Zeuge ich an jedem Tag wurde.

Mord, Plünderung, Vergewaltigung – das waren nicht die Taten von Männern, die im Namen Gottes kämpften. Das waren die Taten von Banditen, von Verbrechern. Und so fragte ich mich in jenen Augenblicken, da

meine Enttäuschung am größten war – so, als ich Zeuge wurde, wie ein spanischer Soldat eine Frau enthauptete, um an ihre goldene Halskette zu kommen –, ob ich auf der richtigen Seite kämpfte. Dass spanische Soldaten so weit waren, einander während der Plünderung Cuscos umzubringen, überraschte mich daher nicht weiter.

An dieser Stelle sollte ich erwähnen, dass mir zuvor schon Gerüchte von Rencos heiligem Götzenbild zu Ohren gekommen waren.

Es war weithin bekannt, dass Hernando Pizarro, der Bruder und Oberbefehlshaber des Gouverneurs, eine unglaubliche Summe für jeden Hinweis ausgesetzt hatte, der zur Entdeckung des Götzenbildes führte. Meiner Ansicht nach war es der Verehrung und Hingabe, die die Inka ihrem Götzenbild schenkten, zu verdanken, dass nicht ein Einziger von ihnen den Aufbewahrungsort als Gegenleistung für Hernandos sagenhafte Belohnung verraten hatte. Es beschämt mich zu sagen, dass ich nicht daran glaube, dass meine Landsleute unter ähnlichen Umständen das Gleiche getan hätten.

Doch trotz aller Geschichten, die ich von der Plünderung Cuscos vernommen hatte, hatte ich nie von der Entdeckung des Götzenbildes gehört.

Wäre es gefunden worden, so hätte sich die Kunde von seiner Entdeckung wie ein Lauffeuer verbreitet. Denn der glückliche Fußsoldat, der es entdeckt hätte, wäre sogleich zum Ritter geschlagen, auf der Stelle vom Gouverneur zum Marquis ernannt worden und hätte den Rest seines Lebens in Spanien in grenzenlosem Luxus verbracht.

Und dennoch hatte es bisher keine solche Geschichte gegeben.

Was mich zu dem Schluss führte, dass die Spanier das Götzenbild in Cusco bislang nicht gefunden hatten.

»Bruder Alberto«, sagte Renco mit flehendem Blick, »hilf mir! Hilf mir, diesem schwimmenden Käfig zu entkommen, damit ich meine Mission vollenden kann. Nur ich kann das Götzenbild meines Volkes zurückbringen. Und da die Spanier Cusco halten, ist es nur eine Frage der Zeit, bis sie es finden.«

Nun ja.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. So etwas könnte ich niemals tun – ich könnte ihm niemals zur Flucht verhelfen. Ich würde mich zu einem Gejagten machen, einem Verräter am eigenen Land. Wenn ich erwischt würde, wäre ich derjenige, der in diesem schwimmenden, höllenähnlichen Kerker gefangen gehalten würde. Daher verließ ich die Hulk ohne ein weiteres Wort.

Aber ich würde zurückkehren. Und ich würde erneut mit Renco sprechen – und erneut würde er mich bitten, ihm zu helfen, die Stimme voller Leidenschaft, der Blick bettelnd.

Wann immer ich über diese Sache nachdachte, würden meine Gedanken stets zu zwei Dingen zurückkehren: meiner abgründigen Enttäuschung über die abscheulichen Taten jener Männer, die ich meine Landsleute nannte, und meiner Bewunderung für die stoische Weigerung des Inkavolkes, den geheimen Ort ihres Götzenbildes angesichts eines derart überwältigenden Unglücks zu verraten.



In der Tat war ich niemals Zeuge einer so unerschöpflichen Verehrung geworden. Ich hatte sagen hören, dass Hernando bei seiner besessenen Suche nach dem Götzenbild ganze Orte gefoltert habe, und von den Gräueltaten gehört, die er begangen hatte. Ich überlegte, wie ich handeln würde, wenn ich sähe, wie mein eigenes Volk abgeschlachtet, gefoltert, ermordet würde. Würde ich unter solchen Umständen die Lage Jerusalems preisgeben?

Am Ende kam ich zu dem Entschluss, dass ich es täte, und ich war zwiefach beschämt.

So entschloss ich mich wider Willen, wider meinen Glauben und wider die Untertanenpflicht meinem Land gegenüber, Renco zu helfen.

Ich verließ die Hulk und kehrte später in dieser Nacht mit einem jungen Edelknaben zurück – einem Inka namens Tupac –, genau, wie Renco mich angewiesen hatte. Beide trugen wir wegen der Kälte einen Kapuzenmantel und hielten die Hände in den Ärmeln verborgen.

Wir erreichten den Posten am Flussufer. Wie der Zufall es wollte und weil der größte Teil der Streitkräfte meines Landes in Cusco weilte und dort an der Plünderung teilnahm, war nur eine kleine Schar von Soldaten in der Zeltstadt nahe der Hulk anwesend. Tatsächlich bewachte lediglich ein einsamer Wachtposten – ein fetter, schlampiger Rüpel aus Madrid, dessen Atem nach Schnaps stank und der Dreck unter den Fingernägeln hatte – die Brücke, die zu der Hulk führte.

Nach einem zweiten Blick auf den jungen Tupac – es

war zu dieser Zeit nicht ungewöhnlich für Indios, Mönchen wie mir als Pagen zu dienen – rülpste der Posten laut und befahl uns, uns ins Register einzutragen.

Ich kritzelte unsere beiden Namen in das Buch. Anschließend betraten wir den schmalen, hölzernen Fußsteg, der vom Ufer aus zu einer Tür in der Seite der Gefängnishulk mitten im Fluss führte.

Kaum waren wir jedoch an dem dreckigen Wächter vorüber, da fuhr der junge Tupac herum, packte den Mann von hinten, verdrehte ihm den Kopf und brach ihm in einem Augenblick den Hals. Der Körper des Wächters sackte auf seinem Stuhl zusammen. Ich erschrak angesichts dieser rohen Gewalttat, entdeckte jedoch merkwürdigerweise, dass ich wenig Mitleid mit dem Wächter verspürte. Ich hatte meine Entscheidung getroffen, meine Untertanenpflicht dem Feind verpfändet – jetzt gab es kein Zurück mehr.

Mein junger Gefährte nahm dem Wächter rasch Gewehr und *Pistallo* ab – oder »Pistole«, wie einige meiner Landsleute diese Waffe inzwischen nannten – sowie als Letztes die Schlüssel. Daraufhin befestigte Tupac ein Steingewicht am Fuß des Toten und ließ den Leichnam in den Fluss fallen.

Im blassblauen Mondlicht überquerten wir den morschen hölzernen Fußsteg und betraten die Hulk.

Als wir in den Raum mit den Käfigen kamen, sprang der Wächter im Innern auf, aber Tupac war zu rasch für ihn. Ohne im Schritt innezuhalten, feuerte er auf den Soldaten. Der Knall des Schusses in dem engen Raum der Gefängnishulk war ohrenbetäubend. Rings um uns

her fuhren die Gefangenen bei dem jähen, entsetzlichen Geräusch ruckartig aus dem Schlaf hoch.

Als wir seinen Käfig erreichten, stand Renco bereits auf den Beinen.

Der Schlüssel des Wächters passte in das Schloss seiner Zelle und die Tür öffnete sich leicht. Die Gefangenen um uns her schrien und schlugen an die Stangen ihrer Käfige und bettelten darum, herausgelassen zu werden. Mein Blick schoss in alle Richtungen und inmitten dieses Aufruhrs sah ich etwas, das mich bis ins Innerste erstarren ließ.

Ich sah den Chanca, Castino, reglos in seiner Zelle stehen und mich durchdringend anstarren.

Da sein Käfig jetzt offen war, lief Renco zu dem toten Wächter hinüber, schnappte sich dessen Waffen und reichte sie mir.

»Komm schon«, sagte er, womit er mich aus Castinos hypnotischem Blick holte. Da er lediglich knappe Lumpen trug, entkleidete Renco den Leichnam rasch. Dann zog er eilig die dicke Reitlederjacke, die Hose und die Stiefel an.

Kaum war er angekleidet, lief er herum und schloss einige andere Käfige auf. Mir fiel auf, dass er nur die Zellen der Inkakrieger öffnete und nicht diejenigen der Gefangenen von unterworfenen Stämmen wie den Chancas.

Dann jagte Renco mit einem Gewehr in der Hand zur Tür hinaus, die Schreie der übrigen Gefangenen missachtend, und rief mir zu, ich solle ihm folgen.

Inmitten einer Menge rennender Gefangener liefen

wir über den wackeligen Fußsteg zurück. Einige Soldaten hatten den Aufruhr an Bord der Hulk vernommen. Vier Spanier vom nahe gelegenen Zeltdorf trafen auf Pferden am Flussufer ein, als wir gerade von der Brücke sprangen. Sie feuerten ihre Musketen auf uns ab und der Knall ihrer Waffen dröhnte wie Donnerschläge durch die Nacht.

Renco erwiderte das Feuer. Er handhabte seine Musketen wie der fronterfahrenste spanische Infanterist und schoss einen der Reiter aus dem Sattel. Die übrigen befreiten Inka liefen uns voraus und überwältigten zwei der anderen Reiter.

Der letzte Soldat brachte sein Ross herum, sodass es direkt vor mir stand. In einem einzigen Augenblick bemerkte ich, wie er erfasste, wer ich war – ein Europäer, der den Heiden half. Ich sah den Ärger in seinen Augen aufblitzen und dann, wie er sein Gewehr hob und auf mich richtete.

Da mir nichts anderes zur Verfügung stand, hob ich hastig meine Pistole und feuerte. Der Schuss dröhnte laut und ich würde auf die Bibel schwören, dass mir der Rückstoß fast den Arm aus dem Gelenk riss. Der Reiter vor mir fuhr ruckartig in seinem Sattel zurück und sank tot zu Boden.

Wie betäubt stand ich da, die Pistole in der Hand, und starrte wie hypnotisiert auf den toten Körper am Boden. Verzweifelt versuchte ich, mich davon zu überzeugen, dass ich nichts Falsches getan hatte. Er hätte mich getötet ...

»Bruder!«, rief Renco auf einmal.

Sogleich drehte ich mich um und sah ihn auf einem der spanischen Pferde sitzen. »Komm!«, schrie er. »Nimm sein Pferd! Wir müssen nach Cusco!«

\* \* \*

CUSCO BEFINDET SICH am Kopfende eines langen, in nordsüdlicher Richtung verlaufenden Tals in den Bergen. Die befestigte Stadt liegt zwischen zwei parallelen Flussläufen, dem Huatanay und dem Tullumayo, die gewissermaßen als Burggräben dienen. Auf einem Hügel im Norden der Stadt thront wie ein Gott, der auf Cusco und das Tal hinabblickt, die steinerne Festung von Sacsayhuaman.

Sacsayhuaman ist ein Bau, wie ich ihn auf der ganzen Welt noch nie gesehen habe. Nichts in Spanien oder selbst in ganz Europa kann sich mit seiner Größe oder majestätischen Ausstrahlung messen.

Es ist wahrlich eine Schrecken erregende Zitadelle – etwa von der Form einer Pyramide, besteht sie aus drei kolossalen Rängen, von denen ein jeder leicht hundert Hände hoch ist und Mauern hat, die aus riesigen, hundert Tonnen schweren Blöcken gefertigt wurden.

Die Inka kennen keinen Mörtel, aber sie gleichen diesen Mangel mehr als genügend durch ihre außergewöhnliche Fähigkeit in der Kunst des Steinschneidens aus. Statt Steine mit Klebstoff zusammenzufügen, bauen sie ihre Festungen, Tempel und Paläste, indem sie gewaltige Steine in regelmäßige Formen schlagen und so aneinander reihen, dass jeder Stein genau in den anderen

passt. Die Verbindungen zwischen den monumentalen Steinen sind so exakt und vollkommen, dass keine Messerklinge mehr dazwischenpasst.

In dieser Anlage fand die faszinierende Belagerung Cuscos statt.

Jetzt ist es an der Zeit zu sagen, dass diese Belagerung als eine der merkwürdigsten in der Geschichte der modernen Kriegsführung betrachtet werden muss. Ihre Besonderheit beruht auf folgender Tatsache: Während die Invasoren – meine Landsleute, Spanier – sich innerhalb der Stadtmauern aufhielten, hatten die Besitzer der Stadt, das Volk der Inka, außerhalb der Stadtmauern Stellung bezogen.

Mit anderen Worten, die Inka belagerten ihre eigene Stadt.

Um gerecht zu sein: Dies war das Ergebnis einer langen und komplizierten Kette von Ereignissen. 1533 ritten meine spanischen Landsleute unbehelligt in Cusco ein und waren, zunächst, freundlich zu den Inka. Erst als ihnen das volle Ausmaß des Reichtums innerhalb der Stadtmauern bewusst wurde, gaben sie jeglichen Anschein von Zivilisiertheit auf.

Meine Landsleute plünderten Cusco mit einer Wildheit, wie sie nie zuvor gesehen worden war. Einheimische Männer wurden versklavt, einheimische Frauen vergewaltigt. Unermessliche Mengen Gold wurden eingeschmolzen – woraufhin die Inka meine spanischen Landsleute »Goldesser« taufte. Offenbar führten sie deren Gier nach Gold auf das Bedürfnis zurück, es zu essen.

Im Jahre 1535 floh der Sapa Inka – Rencos Bruder, Manco Capac –, der bis dahin meinen Landsleuten gegenüber von versöhnlicher Natur gewesen war, aus der Hauptstadt in die Berge und versammelte eine gewaltige Armee, mit der er Cusco zurückgewinnen wollte.

Die Inkaarmee – 100 000 Mann stark, bewaffnet jedoch lediglich mit Knüppeln, Keulen und Pfeilen – näherte sich Cusco in wilder Wut und nahm Sacsayhuaman, die gewaltige Steinitadelle, die die Stadt überragte, binnen eines Tages ein. Die Spanier suchten Zuflucht innerhalb der Stadtmauern.

Und so begann die Belagerung.

Sie sollte drei Monate währen.

Nichts auf dieser Erde hätte mich auf den Anblick vorbereiten können, der mich erwartete, nachdem wir durch die gewaltigen steinernen Schlagbäume am nördlichen Ende des Cuscotals geritten waren.

Es war Nacht, doch ebenso gut hätte es Tag sein können. Überall brannten Feuer, sowohl innerhalb der Stadtmauern als auch draußen. Es sah aus wie in der Hölle selbst.

Die größte Streitmacht an Männern, die ich je gesehen habe, füllte das Tal vor mir. Eine Woge von Menschen strömte von der Zitadelle auf dem Hügel zur Stadt herab – 100 000 Inka, allesamt zu Fuß, die schrien, kreischten und Fackeln und Waffen schwenkten. Sie hatten die gesamte Stadt umzingelt. Innerhalb der Stadtmauern sah man Feuer in den Steinbauten wüten.

Renco ritt mir voraus, direkt in den Strom aus Men-

schen hinein, und wie das Rote Meer vor Moses, so teilte sich die Menge vor ihm.

Währenddessen ertönte ein gewaltiges Gebrüll von Seiten der Inka, ein Freudengeschrei, ein Ruf von solcher Inbrust und solchem Jubel, dass sich mir die Härchen im Nacken aufrichteten. Es war, als hätten sie Renco alle sogleich erkannt – obwohl er spanische Kleidung trug – und wären für ihn zur Seite getreten. Jeder Einzelne schien von Rencos Mission zu wissen und bereit zu sein, alles zu tun, damit er sie so rasch wie möglich erfüllen konnte.

Renco und ich stürmten durch die wimmelnde Masse Mensch, galoppierten mit ungeheurer Schnelligkeit dahin, während sich die Scharen jubelnder Inka vor uns teilten und uns gleichsam weiterschoben.

Nahe der Basis der mächtigen Festung Sacsayhuaman stiegen wir ab und schritten rasch durch die Menge von Inkakriegern.

Währenddessen sah ich rings um mich herum zahllose Pfähle, die in den Grund getrieben worden waren. Darauf steckten die blutigen Köpfe spanischer Soldaten. Auf einige Pfähle waren ganze Leichen aufgespießt worden. Köpfe und Füße hatte man ihnen abgehackt. Ich ging rasch weiter und achtete sorgfältig darauf, hinter meinem Freund Renco zu bleiben.

Dann teilte sich die Menge vor uns urplötzlich und ich sah einen Indio vor mir an einem der Eingänge zu der riesigen steinernen Festung stehen. Er war prächtig gekleidet, trug einen leuchtend roten Umhang sowie eine goldplattierte Halskette, und auf seinem Kopf saß eine



großartige, juwelenbesetzte Krone. Er war umgeben von einem Gefolge aus wenigstens zwanzig Kriegern und Dienern.

Dies war Manco, der Sapa Inka.

Manco umarmte Renco und sie wechselten einige Worte auf Quechua, der Sprache der Inka. Später übersetzte Renco mir das Gespräch folgendermaßen:

»Bruder«, sagte der Sapa Inka. »Wir waren in tiefer Sorge um dich. Wir hörten, du seist gefangen genommen oder, noch schlimmer, getötet worden. Schließlich bist du der Einzige, der die Erlaubnis besitzt, das Gewölbe zu betreten und das ...«

»Ja, Bruder, ich weiß«, erwiderte Renco. »Doch höre, wir haben keine Zeit. Ich muss sogleich in die Stadt. Ist der Flusseingang bereits benutzt worden?«

»Nein«, entgegnete Manco, »wir haben davon Abstand genommen, ihn zu gebrauchen, wie du uns angewiesen hast, damit die Goldesser von seinem Vorhandensein nichts erfahren.«

»Gut«, meinte Renco. Er zögerte, ehe er wieder das Wort ergriff. »Ich habe eine weitere Frage.«

»Wie lautet sie?«

»Bassario«, sagte Renco. »Ist er innerhalb der Stadtmauern?«

»Bassario?« Manco runzelte die Stirn. »Nun, ich ... ich weiß es nicht ...«

»War er beim Fall der Stadt im Innern?«

»Ja.«

»Wo war er?«

»Im Bauerngefängnis«, erwiderte Manco. »Wo er das

vergangene Jahr über gewesen ist. Wo er hingehört. Warum? Wozu haben wir einen Unhold wie Bassario nötig?«

»Das soll deine Sorge nicht sein, Bruder«, antwortete Renco. »Denn es ist ohnehin einerlei, wenn ich nicht zuerst das Götzenbild finde.«

Genau in diesem Augenblick entstand ein gewaltiger Tumult irgendwo hinter uns und sowohl Renco als auch ich wandten uns um.

Der Anblick erfüllte mein Herz mit unvorstellbarem Entsetzen: Eine Schar spanischer Soldaten – nicht weniger als dreihundert, strahlend in ihren geschmiedeten Silberrüstungen und den charakteristischen spitzen Helmen – jagte von den nördlichen Schlagbäumen her in das Tal und feuerte Musketen ab. Ihre Pferde waren mit schweren Silberplatten bedeckt und die solchermaßen geschützten Spanier mähnten einen blutigen Pfad durch die Reihen der ihnen entgegentretenden Inkakrieger.

Während ich miterlebte, wie die Konquistadoren die Inka töteten und niedertrampelten, erkannte ich zwei der Reiter nahe der Spitze des Heeres. Der erste war der Capitano, Hernando Pizarro, der Bruder des Gouverneurs, ein äußerst grausamer Mann. Sein charakteristischer schwarzer Schnurrbart sowie ein ungepflegter, wolliger Vollbart waren sogar von meinem Standpunkt aus sichtbar, vierhundert Schritt weit entfernt.

Der zweite Reiter war ein Mann, den ich mit einer gewissen Furcht wiedererkannte – in der Tat mit so viel Furcht, dass ich einen zweiten Blick auf ihn warf. Aber meine schlimmsten Befürchtungen wurden bestätigt.

Es war Castino.

Der ungeschlachte Chanca, der zusammen mit Renco auf der *San Vincente* gewesen war. Nur dass er jetzt ohne Handschellen und frei neben Hernando einherritt.

Da begriff ich.

Castino musste mein Gespräch mit Renco belauscht haben. Er führte Hernando zu dem Gewölbe innerhalb des Coricancha.

Auch Renco erkannte dies. »Bei den Göttern«, sagte er und wandte sich hastig an seinen Bruder. »Ich muss los. Ich muss *sofort* los.«

»Dann eile, Bruder«, erwiderte Manco.

Renco nickte dem Sapa Inka höflich zu, wandte sich daraufhin an mich und sagte auf Spanisch: »Komm! Wir müssen uns beeilen!«

Wir verließen den Sapa Inka und hasteten zur südlichen Seite der Stadt, jener Seite, die am weitesten von Sacsayhuaman entfernt lag. Währenddessen sah ich Hernando und seine Reiter durch das nördliche Stadttor jagen.

»Wohin gehen wir?«, wollte ich wissen, während wir eilig durch die zornbebende Menge schritten.

»Zum unteren Fluss«, war alles, was mein Gefährte zur Antwort gab.

Schließlich erreichten wir den Fluss, der neben der Südmauer der Stadt dahinströmte. Ich blickte an der Mauer auf der anderen Seite hoch und sah die spanischen Soldaten, die, mit Musketen und Schwertern bewaffnet, auf der Brustwehr patrouillierten, als Silhouette vor dem orangefarbenen Schein der hinter ihnen brennenden Feuer.

Renco schritt zielstrebig auf den Fluss zu und trat zu meiner großen Überraschung in Stiefeln und Kleidung ins Wasser.

»Warte!«, rief ich. »Wohin gehst du?«

»Da hinab«, erwiderte er und zeigte auf das Wasser.

»Aber ich ... ich kann das nicht. Ich kann nicht mitkommen.«

Renco packte mich am Arm. »Mein Freund Alberto, ich danke dir aus tiefstem Herzen für das, was du getan hast, was du riskiert hast, damit ich meine Mission vollenden kann. Aber jetzt muss ich mich beeilen, wenn ich sie erfolgreich zum Abschluss bringen will. Begleite mich, Alberto. Bleibe bei mir. Vollende zusammen mit mir meine Mission. Sieh dir all diese Menschen an! Wenn du bei mir bleibst, bist du für sie ein Held. Wenn nicht, bist du nur ein weiterer Goldesser, der getötet werden muss. Und jetzt muss ich gehen. Wenn du hier bleibst, kann ich dir nicht mehr helfen. Komm mit, Alberto. Wage zu leben!«

Ich sah die Inkakrieger hinter mir an. Selbst mit ihren primitiven Stöcken und Keulen wirkten sie noch immer grimmig und gefährlich genug. Mein Blick fiel auf den Kopf eines spanischen Soldaten auf einem Pfahl in der Nähe. Sein Mund stand in einem grotesken Gähnen offen.

»Ich komme mit dir«, sagte ich, wandte mich um und trat in das brusttiefe Wasser neben Renco.

»Gut. Dann hol tief Luft! Und folge mir.«

Mit diesen Worten hielt Renco den Atem an und verschwand unter Wasser. Ich schüttelte den Kopf, atmete widerwillig tief ein und folgte ihm unter die Oberfläche.

STILLE.

Die Jubelrufe der Inka waren verstummt.

Ich schwamm durch die Dunkelheit, Rencos Füße nicht aus den Augen lassend, in eine runde, steinerne Röhre hinein, die in die unter Wasser liegenden Teile der Stadtmauer eingelassen war.

Es fiel mir schwer, mich durch den runden Tunnel zu ziehen, denn er war eng und scheinbar eine Ewigkeit lang. Aber als ich schon den Eindruck hatte, meine Lungen wollten bersten, erblickte ich das Ende der Röhre sowie die sich kräuselnden Wellen dahinter und schwamm mit verstärkter Anstrengung durch das Wasser darauf zu.

Kurz danach tauchte ich in einem unterirdischen Abwasserkanal auf, der von flackernden Fackeln in der Mauer erhellt wurde. Ich stand hüfttief im Wasser. Klamme Steinmauern umgaben mich. Rechteckige, steinerne Tunnel erstreckten sich in die Dunkelheit hinein. In der Luft lag der faulige Gestank menschlicher Exkremente.

Renco watete bereits auf eine Kreuzung im Tunnelsystem zu. Rasch eilte ich ihm nach.

Weiter ging es durch die Tunnel. Links, dann rechts, links, dann rechts – auf diese Weise durchschritten wir eilig das unterirdische Labyrinth. Nicht ein einziges Mal hatte ich das Gefühl, dass Renco sich verlaufen hatte oder am Weg zweifelte – zielstrebig bog er in den nächsten Tunnel ab.

Dann blieb er urplötzlich stehen und starrte zu der Steindecke über uns hinauf.

Verdutzt stand ich hinter ihm. Ich erkannte keinen Unterschied zwischen diesem Tunnel und dem halben Dutzend anderer, die wir gerade durchquert hatten.

Nun tauchte Renco aus einem mir unerfindlichen Grund in das faulig riechende Wasser. Augenblicke später kam er mit einem faustgroßen Stein wieder hoch. Daraufhin stieg er aus dem Wasser, stellte sich breitbeinig auf den schmalen Sims, der sich den Tunnel entlangzog, und schlug mit dem Stein gegen die Unterseite einer der Steinplatten, die die Decke des Tunnels bildeten.

*Tack-tack. Tack.*

Renco wartete einen Augenblick. Dann wiederholte er die Sequenz.

*Tack-tack. Tack.*

Es war eine Art Code. Renco trat ins Wasser zurück und wir starrten schweigend zu der feuchten Steindecke auf und warteten darauf, dass etwas geschah.

Nichts geschah.

Wir warteten weiter. Da bemerkte ich ein kleines Symbol, das in die Ecke einer der Steinplatten über uns geschnitzt war. In einem Kreis befand sich ein doppeltes »V«.

Plötzlich hörten wir eine Reihe gedämpfter Schläge von der anderen Seite der Decke. *Bumm-bumm. Bumm.* Jemand wiederholte Rencos Code.

Augenblicke später glitt der ganze quadratisch geformte Abschnitt der Decke laut knirschend beiseite und enthüllte einen dunklen, höhlengleichen Raum über uns.

Sogleich entstieg Renco dem Wasser und verschwand durch das Loch in der Decke. Ich folgte ihm.

Ich kam in einen äußerst prachtvoll ausgestatteten Raum, eine gewaltige, gruftähnliche Kammer, die auf allen vier Seiten von großartigen, goldenen Bildern gesäumt war. Alle vier Wände der Kammer bestanden aus soliden Steinblöcken, jeder drei Meter breit und vielleicht ebenso dick. Es gab keine ins Auge springende Tür, nur einen niedrigeren Steinblock – der lediglich zwei Meter hoch war – innerhalb einer Mauer.

Ich befand mich in der Gruft des Coricancha.

Eine einzige brennende Fackel erleuchtete den höhlenartigen Raum. Sie wurde von einem stämmigen Inkakrieger gehalten. Drei weitere, gleich große Krieger standen hinter dem Fackelträger und sahen mich funkelnd an.

Jedoch befand sich eine weitere Person in der Gruft: eine ältere Frau, die allerdings nur Augen für Renco hatte.

Trotz ihres grauen Haares und der runzligen Haut fand ich sie gut aussehend und ich dachte, dass sie in ihrer Jugend eine Schönheit gewesen sein musste. Sie trug ein einfaches weißes Baumwollgewand und dazu eine Haube aus Gold und Smaragden. Ich muss gestehen, dass sie in ihrem einfachen weißen Gewand engelhaft wirkte, beinahe himmlisch, wie die Priesterin eines ...

*Bumm!*

Bei dem jähen Laut fuhr ich herum. Renco ebenfalls.

*Bumm!*

Das Geräusch kam anscheinend von der anderen Seite der Mauern. Irgendjemand schlug von draußen an die Steintür.

Ich erstarrte vor Entsetzen.

Die Spanier.

Hernando.

Sie wollten herein.

Die alte Priesterin sagte etwas auf Quechua zu Renco. Der gab eine rasche Antwort, dann deutete er auf mich.

*Bumm! Bumm!*

Die alte Priesterin wandte sich eilig einem steinernen Piédestal hinter ihr zu. Darauf bemerkte ich einen Gegenstand, der mit einem purpurfarbenen, seidenähnlichen Tuch bedeckt war.

Die Priesterin hob den Gegenstand zusammen mit dem Tuch hoch und übergab ihn trotz der beständigen Schläge gegen die Mauer feierlich an Renco. Ich erkannte noch immer nicht, was sich unter dem Tuch verbarg. Doch ganz gleich, was es war, es hatte in etwa Größe und Form eines menschlichen Kopfes.

Renco nahm es respektvoll entgegen.

*Bumm! Bumm!*

Warum machte Renco so langsam?, fragte ich mich ungläubig, während mein Blick über die bebenden Steinmauern rings um uns glitt.

Sobald er den Gegenstand fest in den Händen hielt, zog Renco das Tuch langsam herab.

Und endlich sah ich es.

Einen Augenblick lang konnte ich einfach nur hinstarren.

Dies war das schönste und gleichzeitig furchterregendste Götzenbild, das ich je gesehen hatte.

Es war vollkommen schwarz und aus dem rechteckigen Block eines ungewöhnlichen Steins geschnitten. Die



Oberfläche wirkte rau und an den Kanten scharf, die Bearbeitung grob und ungleichmäßig. Aus der Mitte des Blocks war das Antlitz einer grimmigen Bergkatze herausgeschnitten, die das Maul weit aufsperrte. Es hatte den Anschein, als wäre es der Katze – rasend vor Wut und Zorn – gelungen, den Kopf direkt aus dem Stein zu *schieben*.

Unvollkommenheiten innerhalb des Steins – dünne Flüsschen einer üppigen Purpurschattierung – verliefen senkrecht über das Gesicht der Katze, wodurch das Abbild noch beängstigender wirkte, wenn das überhaupt möglich war.

Renco bedeckte das Götzenbild wieder. Währenddessen trat die alte Priesterin vor und legte ihm etwas um den Hals. Es war ein dünnes Lederband, an dem ein glitzernder grüner Juwel hing – ein prächtiger Smaragd, der bestimmt die Größe eines Männerohres hatte. Renco nahm die Gabe mit einer feierlichen Verneigung entgegen und wandte sich dann rasch mir zu.

»Wir müssen jetzt gehen.«

Er schritt, das Götzenbild unter dem Arm, zu dem Loch im Fußboden und ich eilte ihm nach. Die vier stämmigen Krieger ergriffen die große Steinplatte, die den Ausgang wieder verbergen würde. Die alte Priesterin regte sich nicht.

Renco kletterte in die Abwasserkanäle hinab und ich schickte mich an, hinterherzusteigen. Da bemerkte ich etwas Sonderbares.

In der Gruft war es völlig still.

Das Hämmern von draußen hatte aufgehört.

Während ich noch ein wenig über diese merkwürdige Beobachtung nachsann, wurde mir mit einigem Schrecken klar, dass das Pochen schon seit geraumer Zeit verstummt war.

Genau in diesem Augenblick explodierte der Eingang zur Gruft nach innen.

Ein gewaltiger weißer Blitz flammte um die Kanten der riesigen Steintür auf und einen Augenblick später zersprang der ganze, zwei Meter hohe Türstein in tausend Stücke. Faustgroße Steine prasselten in die Gruft.

Ich konnte mir das nicht erklären. Ein Rammbock hätte einen derart großen Stein kaum so augenblicklich in Stücke zerfetzen können.

Dann hoben sich der Rauch und der Staub im Eingang, und durch das Loch in der Mauer sah ich den großen schwarzen Lauf einer Kanone.

Mir wurde schwindelig. Sie hatten die Tür zu der Gruft mit einer Kanone aufgeschossen!

»Komm schon!«, rief Renco mir aus dem Abwasserkanal zu.

Sogleich ließ ich mich hinab, und zwar gerade als die ersten spanischen Soldaten durch die Staubwolke heranjagten und ihre Musketen in alle Richtungen abfeuerten.

Während ich durch das Loch im Fußboden verschwand, sah ich als Letztes den Capitano, Hernando Pizarro, der die Gruft mit einer Pistole in der Hand betrat. Seine Augen waren wild und er drehte den Kopf hin und her, als suchte er die Gruft nach dem Götzenbild ab, das er so unbedingt haben wollte.

Und dann, einen winzigen, entsetzlichen Augenblick

lang, sah ich Hernando in meine Richtung schauen und mir direkt in die Augen starren.

\* \* \*

WIE WAHNSINNIG PLATSCHTE ich durch die dunklen Abwasserkanäle und versuchte mit aller Macht, Renco nicht zu verlieren. Währenddessen vernahm ich spanische Rufe von den Steinwänden des Tunnels widerhallen, sah lange, bedrohliche Schatten aus den Ecken hinter uns hervorragen.

Vor mir stürmte Renco weiter durch das schmutzige Wasser, das Götzenbild der Inka unter dem Arm.

Wir eilten durch die Tunnel, bis zur Hüfte im Wasser, tauchten nach links, bogen nach rechts ab, hasteten durch das dunkle, steinerne Labyrinth in Richtung Flusszugang und Freiheit.

Doch nach einer Weile bemerkte ich, dass wir in die falsche Richtung liefen.

Renco rannte nicht zum Eingang zurück!

»Wohin gehen wir?«, rief ich.

»Lauf einfach weiter!«, schrie er zurück.

Ich bog gerade in dem Moment um die Ecke, da eine Fackel in der Mauer über mir von einer Musketenkugel aus ihrer Halterung gerissen wurde. Ich wandte mich um und sah sechs Konquistadoren durch den Tunnel hinter mir waten, auf deren Helmen hell der Schein der Fackeln glitzerte.

»Sie sind uns auf den Fersen!«, rief ich.

»Dann lauf schneller!«

Weitere Musketenschüsse ertönten, laut wie ohrenbetäubende Donnerschläge. Kugeln explodierten an den feuchten Steinwänden rings um uns.

In diesem Moment sah ich Renco vor mir auf einen Sims springen und mit der Schulter eine Steinplatte in der Decke hochstemmen – eine Platte, die, wie ich bemerkte, ebenfalls jenes rätselhafte Symbol trug, das ich zuvor gesehen hatte, den Kreis mit dem doppelten »V« darin. Ich sprang hinter ihm auf den Sims und half ihm dabei, den Stein nach oben zu drücken – und da zeigte sich der sternensüßes Nachthimmel.

Renco stieg als Erster hinaus und ich folgte ihm unmittelbar nach. Wir standen auf einer schmalen, kopfsteingepflasterten Straße. Zu beiden Seiten zogen sich undurchdringliche graue Mauern die Gasse entlang.

Ich machte mich eilig daran, die Steinplatte wieder einzusetzen, da ertönte plötzlich aus dem Tunnel ein Musketenschuss. Eine Kugel prallte gegen den Rand des Lochs und verfehlte nur knapp meine Finger.

»Lass nur. Komm weiter, hier entlang«, meinte Renco und zog mich die winzige Straße hinab.

Die Mauern zu beiden Seiten wurden zu ununterscheidbaren grauen, verwischten Flecken, während wir förmlich durch die gewundenen Gassen Cuscos flogen, wobei uns Hernandos Soldaten dicht auf den Fersen waren.

Immer wieder sahen wir Brigaden spanischer Truppen durch die Straßen zu den Brustwehren jagen.

Außerdem sahen wir – und ich schäme mich, das zu sagen – Pfähle, die denen draußen vor den Stadtmauern

nicht unähnlich waren. Sie waren auf jedem Platz der Stadt aufgestellt – Reihe um Reihe von Pfählen, auf denen die schrecklich verstümmelten Leichen gefangener Inkakrieger aufgespießt waren. Man hatte ihnen Hände, Kopf und Geschlechtsteile abgehackt.

Auf einem solchen Platz entdeckte Renco einen Langbogen der Inka bei einer der zerstückelten Leichen. Er nahm ihn an sich, dazu den Köcher voller Pfeile auf dem Boden daneben, dann tauchte er zurück in das Labyrinth aus Gässchen. Ich folgte ihm dicht auf den Fersen, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren.

Schließlich bog Renco abrupt ab und betrat ein Gebäude. Es war ein flaches Steinhaus, bemerkenswert solide gebaut. Tatsächlich dermaßen solide, dass es aussah wie eine Festung.

Wir durchquerten mehrere Räume, ehe wir eine Stein-  
treppe hinabstiegen und eine sehr große unterirdische Halle erreichten.

Die Halle war in zwei Ebenen geteilt – eine weite untere Ebene sowie einen oberen Absatz, der wenig mehr als eine Galerie darstellte und um die gesamte Halle verlief.

Aber es war das untere Stockwerk, das meine Aufmerksamkeit erregte.

In dem schmutzigen Fußboden dieser Halle befanden sich beinahe einhundert Löcher – Gruben mit einem Netzwerk aus steinernen Brücken darüber. In aufkeimender Furcht wurde mir klar, wo wir uns befanden.

Wir waren in einem Inkegefängnis.

Mir fiel ein, dass die Inka die Metallverarbeitung

noch nicht entdeckt hatten, also keine Stäbe zum Bau von Käfigen verwenden konnten. Gruben waren ihre Antwort auf dieses Dilemma.

Ich sah zu der Galerie auf, die den Boden überblickte. Es war ein Laufsteg für Wächter, auf dem die Gefängniswärter patrouillierten, während sie auf die Gefangenen hinabschauten.

Ohne zu zögern, marschierte Renco auf eine der schmalen Steinbrücken hinaus und sah in die Löcher darunter hinab. Gejammer und Geschrei ertönte von dort. Das waren die gequälten, verhungerten Gefangenen, die in ihren Gruben zurückgelassen worden waren, nachdem die Belagerung vor einer Woche begonnen hatte.

Über einer der Gruben blieb Renco stehen. Ich folgte ihm auf die Steinbrücke hinaus, schaute in das schmutzige Loch hinab – und ich schwöre, das habe ich gesehen:

Die Grube selbst musste wenigstens fünf Schritte tief sein und hatte nackte Erdwände. Eine Flucht war unmöglich. Am Grund saß ein Mann von durchschnittlicher Größe, der dreckig war und stank. Obgleich mager, wirkte er nicht bedrückt, auch schrie er nicht wie die übrigen dieser armen, vergessenen Wesen in der Gefängnishalle. Er saß einfach da, den Rücken gegen die Wand der Grube gelehnt, und wirkte beinahe entspannt und sorglos. Seine Gelassenheit – diese mutwillige Kühle aller Verbrecher auf der Welt – verursachte mir eine Gänsehaut. Ich überlegte, was Renco wohl von einem solchen Menschen wollte.

»Bassario«, sagte Renco.

Der Verbrecher lächelte. »Nun, wenn das nicht der gute Prinz Renco ist ...«

»Ich benötige deine Hilfe«, sagte Renco unverblümt.

Der Gefangene fand das offenbar komisch. »Ich kann mir nicht vorstellen, was der gute Prinz mit meinen Fertigkeiten wohl anfangen könnte.« Der Verbrecher lachte. »Was ist los, Renco? Denkst du jetzt, da dein Königreich in Trümmern liegt, daran, ein Leben als Verbrecher aufzunehmen?«

Renco schaute zum Eingang des unterirdischen Saals zurück, ob die Spanier kämen. Ich teilte seine Besorgnis. Wir waren bereits zu lang in diesem Kerker gewesen.

»Ich werde dich nur noch einmal fragen, Bassario«, sagte Renco fest. »Wenn du mir helfen willst, werde ich dich hier herausholen. Wenn nicht, werde ich dich in dieser Grube sterben lassen.«

»Eine interessante Wahl«, bemerkte der Verbrecher.

»Nun?«

Bassario stand auf. »Hol mich aus diesem Loch heraus.«

Sogleich ergriff Renco eine hölzerne Leiter, die an einer Wand lehnte.

Ich meinerseits war besorgt wegen Hernando und seiner Männer. Sie konnten jeden Augenblick eintreffen und Renco hatte nichts Besseres zu tun, als mit einem Verurteilten zu schwärzen! Rasch eilte ich zu der Tür hinüber, durch die wir die Gefängnishalle betreten hatten. Ich spähte um den steinernen Türrahmen ...

... und sah den düsteren, dämonengleichen Hernando Pizarro die Treppe hinabkommen, genau auf mich zu!

Bei diesem Anblick gefror mir das Blut in den Adern – die wilden braunen Augen, der hakenförmige schwarze Schnurrbart, der schütterere schwarze Vollbart, der seit Wochen nicht mehr gepflegt worden war.

Ich fuhr im Türrahmen herum und rannte los.  
»Renco!«

Renco hatte gerade die Leiter in Bassarios Grube hinabgelassen. Er drehte sich um und sah den ersten spanischen Soldaten hinter mir in die Gefängnishalle jagen.

Renco vollführte mit der Hand eine rasche Bewegung und im Nu hatte er den Langbogen gehoben und einen Pfeil bis ans Ohr zurückgezogen. Er ließ ihn los. Der Pfeil sauste direkt auf meinen Kopf zu. Ich duckte mich und er traf den Soldaten hinter mir in die Stirn. Die Füße flogen unter ihm weg und er wurde zu Boden geschleudert, wo er in sich zusammensackte.

Ich rannte hinaus auf das Netzwerk von Steinbrücken, lief eilig über die fauligen Kerkergruben.

Weitere Konquistadoren betraten die Gefängnishalle, darunter Hernando, und feuerten wild mit ihren Musketen in unsere Richtung.

Inzwischen war Bassario aus der Grube heraus und jetzt rannten er und Renco über den weiten Abschnitt des schmutzigen Fußbodens auf der anderen Seite der Gefängnishalle.

»Alberto! Hier entlang!«, rief Renco und zeigte auf die breite, steinerne Türöffnung an diesem Ende des Kerkers.

Ich sah die Öffnung am anderen Ende der Halle, den soliden, quadratischen Steinblock, der an einem fla-



schenzugähnlichen Mechanismus darüber schwebte. Es war kein großer Block – grob geschätzt etwa wie ein Mann – und er hatte genau dieselbe Größe und Form wie die Türöffnung darunter. Zwei fest gespannte Seile hielten ihn. Jedes Seil wurde von Gegengewichten gesichert, sodass es für die Gefängniswächter, die auf der erhöhten Galerie standen, leichter war, den Block in die Öffnung abzusinken oder ihn herauszuheben.

Ich rannte zu dieser Tür.

Da spürte ich, wie mir ein schreckliches Gewicht in den Rücken schlug und mich nach vorn warf. Schwer fiel ich auf eine der schmalen Steinbrücken und begriff zu meiner Überraschung, dass mich ein spanischer Soldat von hinten in den Rücken gestoßen hatte!

Er kniete breitbeinig über mir, zog seinen Dolch und wollte mich gerade erstechen, da traf ihn plötzlich ein Pfeil in die Brust. Der Pfeil bohrte sich mit solcher Wucht in seinen Körper, dass es ihm den spitzen, stählernen Helm vom Kopf riss und der Mann von der Brücke in die Grube unter uns geschleudert wurde.

Ich blickte ihm nach und sah, dass sich vier verdreckte Gefangene auf ihn stürzten. Dann verlor ich den unseligen Soldaten aus dem Blick, doch einen Moment später vernahm ich ein Gekreisch des äußersten Entsetzens. Die verhungerten Gefangenen in der Grube fraßen ihn bei lebendigem Leibe auf!

Ich schaute gerade rechtzeitig auf, um Renco neben mir zu Boden gleiten zu sehen.

»Komm schon!«, sagte er, packte mich am Arm und zog mich auf die Beine.

Ich stand auf und bemerkte, dass Bassario die Türöffnung am anderen Ende erreicht hatte.

Rings um uns her ertönte Musketenfeuer. Die Kugeln schlugen orangefarbene Funken, als sie von der Steinbrücke unter uns abprallten.

Genau da traf ein verirrtes Geschoss eines der Seile, die den Felsbrocken über der steinernen Türöffnung am anderen Ende der Halle in der Schwebe hielten.

Mit einem scharfen *Sproinnng* riss das Seil ...

... und der Brocken senkte sich in die Türöffnung hinab!

Bassario blickte entsetzt hinauf, dann zu Renco.

»Nein!«, rief Renco beim Anblick des sich bewegendes Felsbrockens.

Die Türöffnung – vierzig Schritte von uns entfernt und der einzige Weg aus dem Kerker – war dabei, sich fest zu schließen!

Ich schätzte die Entfernung ab, die Geschwindigkeit, mit der der Brocken knirschend in die quadratische Öffnung glitt.

Wir konnten es nicht mehr schaffen.

Die Tür war zu weit entfernt, der Brocken senkte sich zu rasch. In wenigen Augenblicken wären wir innerhalb des Kerkers eingeschlossen, saßen in der Falle, der Gnade meiner blutdürstigen Landsleute ausgeliefert, die genau in diesem Moment auf das Netzwerk aus Steinbrücken hinter uns hinausliefen und dabei ihre Musketen abfeuerten.

Nichts konnte uns jetzt noch retten.

Renco sah das offensichtlich nicht so.

Ungeachtet der brüllenden Angreifer hinter uns blickte sich der junge Prinz rasch um und entdeckte den spitzen, stählernen Helm des spanischen Soldaten, der in die Grube gestürzt war.

Er bückte sich nach dem Helm, ergriff ihn, wandte sich um und schleuderte ihn flach über den staubigen Boden des Kerkers. Der Helm schlitterte auf den sich rasch schließenden Eingang zu, wobei seine silbrige Spitze im Feuerschein glitzerte.

Der Felsbrocken sank weiterhin knirschend in die steinerne Öffnung hinab.

Drei Fuß.

Zwei Fuß.

Ein Fuß.

In diesem Augenblick glitt der Helm auf die Türschwelle, verkeilte sich zwischen dem herabsinkenden Brocken und dem schmutzigen Fußboden und brachte den Stein zum Stillstand! Jetzt balancierte der Fels gerade einen Fuß über dem Boden auf der stählernen Spitze des Helms!

Erstaunt sah ich Renco an.

»Wie hast du das hinbekommen?«, fragte ich.

»Frag nicht so viel«, erwiderte er. »Los!«

Wir rannten gemeinsam von der Brücke und jagten auf den fast geschlossenen Eingang zu, wo Bassario stand und uns erwartete. In einer dunklen Ecke meines Bewusstseins wunderte ich mich darüber, dass Bassario nicht einfach davongelaufen war, während Renco mit meiner Rettung beschäftigt gewesen war. Vielleicht glaubte er, eine bessere Überlebenschance zu haben,

wenn er bei Renco blieb. Oder es gab einen anderen Grund ...

Erschreckend lautes Musketenfeuer ertönte. Renco ließ sich auf das Hinterteil fallen und glitt mit den Füßen voran durch den schmalen Spalt zwischen dem Felsbrocken und dem Fußboden. Ich selbst schob mich etwas weniger anmutig hinterher. Zunächst legte ich den Kopf auf den staubbedeckten Boden, wand mich dann unbeholfen auf der Brust durch den Spalt und kam in einem von Steinmauern begrenzten Tunnel auf der anderen Seite heraus.

Gerade erhob ich mich, da trat Renco den Helm unter dem Felsbrocken los und der große, rechteckige Stein vollendete seinen Weg und versiegelte die Türschwelle mit einem lauten *Bumm*.

Außer Atem seufzte ich auf.

Wir waren in Sicherheit. Für den Augenblick jedenfalls.

»Kommt, wir müssen uns beeilen«, sagte Renco. »Es ist an der Zeit, dass wir dieser unseligen Stadt Lebewohl sagen.«

Zurück in den Gassen, Hals über Kopf davonlaufend, Renco voraus, Bassario hinter ihm und ich als Letzter.

Irgendwann während unserer Flucht kamen wir an einem Haufen spanischer Waffen vorüber. Bassario nahm einen Langbogen und einen Köcher voller Pfeile, Renco einen Köcher, einen Ranzen aus rauem Leder – in den er das Götzenbild legte – sowie ein Schwert. Ich meinerseits ergriff einen langen, glitzernden Degen.

Denn auch wenn ich vielleicht ein bescheidener Mönch sein mag, so entstamme ich doch einer Familie, die einige der besten Fechter Europas hervorgebracht hat.

»Hier entlang«, sagte Renco und jagte eine steinerne Treppenflucht hinauf.

Wir erreichten eine Reihe unebener Dächer. Renco hastete über die Dächer hinweg, übersprang niedrige Trennmauern, setzte über die schmalen Spalten zwischen den verschiedenen Gebäuden.

Bassario und ich folgten, bis Renco sich schließlich hinter einer niedrigen Mauer zu Boden fallen ließ. Sein Brustkasten hob und senkte sich rasch beim Atmen.

Er blickte über die niedrige Mauer hinweg und ich tat es ihm gleich. Ich sah einen weiten, kopfsteingepflasterten Platz, darauf vielleicht zwei Dutzend spanische Soldaten und ebenso viele Pferde. Einige der Pferde waren nicht angebunden, während andere an etliche Wagen und Kutschen geschnitten waren.

Auf der anderen Seite des Platzes, in der äußeren Mauer der Stadt, befand sich ein großes Holztor. Es stammte ursprünglich nicht aus Cusco, sondern war ein ziemlich hässliches Anhängsel, das meine Landsleute nach der Eroberung Cuscos an das steinerne Tor der Stadt angefügt hatten.

Direkt vor dem gewaltigen Holztor stand ein großer, flacher Wagen, der von zwei Pferden gezogen wurde, die den Kopf der Stadt zugewandt hatten, weg vom Tor. Auf dem Wagen erkannte ich eine große Kanone, die in die andere Richtung zeigte.

Näher zu uns, an der Basis des Gebäudes, auf dem wir

saßen, bemerkte ich etwa dreißig erbärmlich wirkende, gefangene Inka. Ein langes schwarzes Seil war durch die stählernen Handschellen gewunden, die jeder Gefangene um die Handgelenke trug, und band sie auf diese Weise alle zu einer langen, deprimierten Reihe zusammen.

»Was jetzt?«, wollte ich ängstlich von Renco wissen.

»Wir verschwinden.«

»Wie?«

»Da durch«, erwiderte er und zeigte auf das Tor an der anderen Seite des Platzes.

»Was ist mit dem Eingang durch den Abwasserkanal?«, fragte ich, an die offensichtlichste Fluchtroute denkend.

»Ein Dieb benutzt nie zweimal denselben Eingang«, erwiderte Bassario. »Zumindest nicht, wenn er entdeckt worden ist. Stimmt's, Prinz?«

»Stimmt genau«, entgegnete Renco.

Ich wandte mich um und taxierte den Verbrecher Bassario. Er war tatsächlich ein ziemlich gut aussehender Mann, trotz seines grimmigen Erscheinungsbildes. Und er lächelte breit und zwinkerte mit den Augen – das Lächeln eines Mannes, der froh ist, an einem Abenteuer teilzuhaben. Ich konnte nicht behaupten, dass ich seine Freude teilte.

Jetzt durchwühlte Renco seinen Köcher. Er zog einige Pfeile hervor, deren Spitzen in Tuch gehüllt waren und wie knollenförmige Köpfe aussahen.

»Gut«, meinte er, blickte sich um und entdeckte eine brennende Fackel an einer nahe gelegenen Mauer. »Sehr gut.«

»Was hast du vor?«, wollte ich wissen.

Renco hörte mich anscheinend nicht. Er starrte zu den drei Pferden hinüber, die unbewacht an der anderen Seite des Platzes standen.

»Renco«, fragte ich nachdrücklich, »was hast du vor?«

In diesem Moment wandte Renco mir das Gesicht zu und ein verzerrtes Lächeln glitt darüber.

\* \* \*

DIE ARME IN meine klatschnasse Mönchskutte geschoben, die triefende Kapuze tief über das nasse Haar gezogen, betrat ich den weiten, offenen Platz.

Während ich ihn überquerte, hielt ich den Kopf gesenkt – und trat beflissen beiseite, als Soldaten an mir vorüberliefen, duckte mich rasch, als Pferde in meine Richtung scheuten, und versuchte verzweifelt, keinerlei Aufmerksamkeit zu erregen.

Renco ging davon aus, dass die Soldaten auf dem Platz noch nicht wussten, dass ein abtrünniger spanischer Mönch – ich – den Inkaräubern beistand. Solange ihnen meine triefende Kleidung nicht auffiel, sollte ich also imstande sein, mich den drei unbewachten Pferden zu nähern und sie zu einer Gasse in der Nähe zu führen, wo Renco und Bassario sie besteigen konnten.

Zunächst jedoch musste ich das Tor freiräumen, was bedeutete, den Karren mit der Kanone aus dem Weg zu bekommen. Diese Aufgabe wäre schwieriger. Dazu musste ich »zufällig« die beiden an den Wagen geschnir-

ten Pferde scheu machen. Deshalb trug ich, verborgen in meinem Ärmel, einen von Rencos scharfen Pfeilen und hielt mich bereit – Gott möge mir vergeben! –, eines der armen Wesen beim Vorübergehen wiederholt zu piken.

Langsam überquerte ich den Platz, sorgsam darauf bedacht, die Augen abgewandt zu halten. Ich wagte nicht, jemanden anzusehen.

Wie auf den anderen Plätzen der Stadt waren auch um diesen Pfähle in den Boden getrieben, auf denen abgeschlagene Köpfe steckten. Das Blut war frisch und tröpfelte von den Pfählen herab. Beim Vorübergehen verspürte ich äußerste Furcht – ein derartiges Schicksal stünde mir bevor, wenn ich nicht bald aus Cusco verschwand.

Vor mir tauchten das Tor und der Wagen samt den beiden Pferden auf. Ich umfasste den Pfeil in meinem Ärmel fester. Noch zwei Schritte und ...

»He! Du!«, brüllte eine heisere Stimme hinter mir.

Ich erstarrte, hielt den Blick gesenkt.

Ein großer Soldat mit Bierbauch trat vor mich, stellte sich zwischen mich und die beiden Pferde. Er trug einen spitzen Konquistadorenhelm und seine Stimme war mit Autorität getränkt. Ein kommandierender Soldat.

»Was tust du hier?«, fragte er und ich erwiderte höflich:

»Tut mir Leid, tut mir so Leid ... ich bin in der Stadt hängen geblieben und ich ...«

»Geh in dein Quartier zurück! Hier ist es nicht sicher. In der Stadt sind Indios. Wir glauben, sie sind hinter dem Götzenbild des Capitanos her.«



Ich konnte es nicht fassen. So nahe war ich meinem Ziel und jetzt schickte man mich weg! Widerstrebend wollte ich gehen, als plötzlich eine starke Hand auf meiner Schulter landete.

»Einen Augenblick, Mönch ...«, setzte der Soldat an. Aber er unterbrach sich abrupt, als er die Feuchtigkeit meiner Kutte spürte.

»Was zum ...«

Da vernahm ich ein scharfes Zischen und dann – *zack!* – traf den großen Soldaten ein Pfeil ins Gesicht, zerschmetterte ihm die Nase und erzeugte eine Explosion aus Blut, das mir übers ganze Gesicht spritzte.

Der Soldat fiel um wie ein Stein. Die anderen Soldaten auf dem Platz sahen ihn fallen und fuhren auf der Suche nach der Quelle der Gefahr herum.

Plötzlich vernahm ich ein zweites Zischen. Diesmal flog ein *brennender* Pfeil von einem der dunklen Dächer heran, tief über den Wagen vor mir hinweg und schlug in das große Holztor dahinter.

Schreie ertönten und die Konquistadoren eröffneten das Feuer auf die im Schatten liegende Quelle der Pfeile.

Ich jedoch sah auf etwas völlig anderes.

Ich sah auf die Kanone oben auf dem Wagen, genauer: auf die Zündschnur, die aus dem Verschluss herauschaute.

Die Zündschnur brannte.

Der brennende Pfeil – zu diesem Zeitpunkt wusste ich es noch nicht, aber jetzt weiß ich, dass Bassario ihn abgeschossen hatte – war so gut gezielt, dass er die Zündschnur an der Kanone in Brand gesetzt hatte!

Ich wartete nicht, was als Nächstes geschähe. So rasch ich konnte, lief ich zu den drei unbewachten Pferden. Kaum hatte ich sie erreicht, da ging auch schon die Kanone auf dem Wagen los.

Es war das lauteste Geräusch, das mir je zu Ohren gekommen war. Ein gewaltiger Knall von solcher Intensität und Macht, dass er die Welt unter mir erzittern ließ.

Eine Rauchwolke schoss aus der Kanone und das große Holztor davor zerbrach wie ein Zweig. Nachdem der Rauch sich aufgelöst hatte, sah man ein klaffendes, zehn Fuß großes Loch in der unteren Hälfte des riesigen Tors.

Bei dem jähem, donnerhaften Getöse scheuten die am Wagen angeschirrten Pferde. Sie richteten sich auf die Hinterläufe auf und ergriffen die Flucht, galoppierten in die Gassen von Cusco davon und ließen das zerstörte Tor weit offen zurück.

Die drei Pferde, die ich besorgen sollte, scheuten gleichfalls. Eines von ihnen ging durch und rannte davon, aber die anderen beiden beruhigten sich rasch, als ich sie fest an die Zügel nahm.

Die spanischen Soldaten feuerten noch immer blindlings zu den schattigen Dächern hinauf. Ich sah in die Dunkelheit hoch. Renco und Bassario waren nirgendwo zu entdecken.

»Mönch!«, rief auf einmal jemand hinter mir.

Ich drehte mich um und sah Bassario mit dem Langbogen in der Hand heranlaufen.

»Nun, du hättest die Sache kaum besser verpatzen

können, was, Mönch?«, meinte er mit einem Lächeln, während er in den Sattel eines der Pferde sprang. »Du solltest lediglich die Pferde erschrecken.«

»Wo ist Renco?«, wollte ich wissen.

»Er kommt schon«, erwiderte Bassario.

In diesem Moment gellte eine Serie schriller, wütender Schreie über den Platz. Sogleich wandte ich mich um – und sah die gefesselten, gefangenen Inka auf die Spanier losstürmen. Doch die Inka waren frei, nicht länger mit dem langen schwarzen Seil aneinander gebunden!

Da vernahm ich einen Todesschrei und sah Renco oben auf einem der Dächer – er stand über einem gefallenem Konquistador und nahm ihm eilig die Pistole ab, während sechs weitere Spanier die Stufen an der Seite des Gebäudes emporeilten.

Renco schaute zu mir herab und schrie: »Alberto! Bassario! Das Tor! Ab zum Tor!«

»Was ist mit dir?«, rief ich.

»Ich komme gleich!«, erwiderte Renco, während er sich unter einem Musketenschuss wegduckte. »Reitet los!«

Ich sprang in den Sattel des zweiten Pferdes.

»Komm schon!«, schrie Bassario und trat seinem Pferd in die Weichen.

Ich tat das Gleiche bei meinem Ross und riss das Tier scharf herum, sodass es auf das Tor zujagte.

Dann drehte ich mich im Sattel um – und hatte einen äußerst erstaunlichen Anblick vor mir.

Ich sah einen Pfeil – einen spitzen, keinen brennenden – von einem der Dächer über den Platz heranschweben.

Er zog ein langes schwarzes Seil hinter sich her, das tänzelte wie der sich entrollende Körper einer Schlange. Es war das Seil, das die Inka zusammengehalten hatte.

Der Pfeil flog über mich hinweg und bohrte sich mit einem Schmatzen in die intakte obere Hälfte des hölzernen Tors. Kaum stak er darin, straffte sich das Seil.

Und dann entdeckte ich Renco am anderen Ende des Seils – er stand mit weit gespreizten Beinen oben auf einem der Dächer, die Tasche über der rechten Schulter. Er legte den Ledergürtel seiner spanischen Hose über das Seil, schlang ihn sich um eine Hand und sprang. An einer Hand glitt er das Seil entlang über den ganzen Platz hinweg.

Einige spanische Soldaten eröffneten das Feuer auf ihn, aber der dahinsausende junge Prinz benutzte die freie Hand, um die Pistole aus der Hose zu ziehen und auf sie zu feuern, während er mit unglaublicher Geschwindigkeit das Seil hinabschoss.

Ich spornte meine Stute an, sodass sie noch schneller wurde, und zog sie in vollem Galopp unter Rencos Seil, gerade als er dessen Ende erreichte. Er ließ seinen Gürtel los und sprang mit einem perfekten Satz auf den Rumpf meines Pferdes.

Bassario setzte vor uns wie ein erfahrener Reiter durch das gewaltige Loch in dem hölzernen Tor. Renco und ich folgten dicht hinterdrein – zu zweit auf dem Pferd –, inmitten eines Hagelschauers aus wildem Gewehrfeuer.

Wir stürmten in die kalte Nachtluft hinaus und ritten wie der Teufel über die gewaltigen Steinplatten, die eine

Brücke über den nördlichen Graben bildeten. Das Erste, was ich dabei vernahm, waren die Schreie der Inkakrieger vor uns, die vor Freude völlig außer sich waren.

\* \* \*

»NA, WIE KOMMEN Sie voran?«, fragte plötzlich eine Stimme.

Race schaute von dem Manuskript auf und wusste einen Moment lang nicht, wo er war. Er sah durch das kleine Fenster rechts von sich und erblickte ein Meer von schneebedeckten Bergen sowie einen schier endlosen, klaren blauen Himmel.

Verwundert schüttelte er den Kopf. Er war völlig in das Manuskript versunken gewesen und hatte vergessen, dass er an Bord des Frachtflugzeugs der Army war.

Troy Copeland stand vor ihm, einer von Nashs DARPA-Leuten, der falkengesichtige Kernphysiker.

»Also, wie kommen Sie voran?«, wiederholte Copeland seine Frage und wies mit dem Kopf auf das Papierbündel in Race' Schoß. »Schon rausgekriegt, wo das Götzenbild ist?«

»Ich habe es gerade entdeckt«, erwiderte Race, während er mit dem Daumen durch das restliche Manuskript blätterte. Er war zu etwa zwei Dritteln durch. »Ich glaube, ich weiß bald, wohin sie es gebracht haben.«

»Gut«, meinte Copeland und wandte sich ab. »Halten Sie uns auf dem Laufenden!«

»He«, meinte Race. »Kann ich Sie was fragen?«

»Gewiss.«

»Wozu wird Thyrium 261 benutzt?«

Bei dieser Frage runzelte Copeland die Stirn.

»Ich denke, ich habe ein Recht, das zu wissen«, sagte Race.

Copeland nickte langsam. »Ja ... ja, vermutlich schon.« Er holte Luft. »Man hat Ihnen, glaube ich, bereits gesagt, dass Thyrium 261 auf der Erde nicht vorkommt. Es stammt von einem Doppelsternsystem, Plejaden genannt, das nicht weit von unserem entfernt ist. Wie Sie sich vielleicht vorstellen können, werden Planeten in Doppelsystemen wegen ihrer Zwillingssonnen von allen möglichen Kräften beeinflusst – die Fotosynthese ist doppelt so stark, die Gravitationseffekte ebenso wie der Gravitationswiderstand sind gewaltig. Deswegen sind Elemente, die man auf Planeten in Doppelsternsystemen findet, gewöhnlich schwerer und dichter als ähnliche Elemente auf der Erde. Thyrium 261 ist ein solches Element. Es wurde zum ersten Mal 1972 in erstarrter Form in den Wänden eines Meteoritenkraters in Arizona gefunden. Und obgleich die Probe dort seit Millionen von Jahren inert gewesen ist, hat sein Potenzial die Welt der Physik bis in ihre Grundfesten erschüttert.«

»Weshalb?«

»Nun, sehen Sie, auf atomarer Ebene hat Thyrium eine verblüffende Ähnlichkeit mit den irdischen Elementen Uran und Plutonium. Doch Thyrium ist um ein Vielfaches schwerer als diese beiden Elemente und es ist dichter als unsere wirkungsvollsten Kernelemente zusammen. Was bedeutet, dass es unendlich viel wirkungsvoller ist.«

Race spürte, wie ihm ein Gefühl der Bedrohung das Rückgrat hinaufkroch. Worauf wollte Copeland hinaus?

»Doch wie ich gesagt habe, ist Thyrium auf der Erde bisher nur in erstarrter Form gefunden worden. Seit 1972 sind zwei weitere Proben entdeckt worden, aber diese Art war wenigstens vierzig Millionen Jahre alt. Was niemandem etwas nützt, da erstarrtes Thyrium inert ist, chemisch tot. Worauf wir während der letzten siebenundzwanzig Jahre gewartet haben, ist die Entdeckung einer Probe ›lebenden‹ Thyriums, das auf der atomaren Ebene noch aktiv ist. Und jetzt glauben wir, dass wir sie gefunden haben, und zwar in einem Meteoriten, der vor fünfhundert Jahren in Peru eine Bruchlandung vollführt hat.«

»Was macht man mit Thyrium?«, fragte Race.

»Eine Menge«, erwiderte Copeland. »Eine *ganze* Menge. Zum einen ist sein Potenzial als Energiequelle astronomisch groß. Vorsichtige Schätzungen sagen voraus, dass ein entsprechend eingerichteter Thyriumreaktor elektrische Energie in einer Menge erzeugt, die sechshundertmal größer ist als die aller Kernreaktoren der Vereinigten Staaten zusammen.

Aber es besteht noch ein zusätzlicher Vorteil. Im Gegensatz zu unseren irdischen Elementen zerfällt Thyrium, wenn es als Spaltelement eines Fissionsreaktors eingesetzt wird, zu einhundert Prozent. Anders ausgedrückt, es hinterlässt keine kontaminierten Abfallprodukte. Damit unterscheidet es sich von allen Energiequellen der Erde. Uranabfälle müssen in radioaktiven Brennstäben gelagert werden. Teufel, sogar Erdöl pro-

duziert Kohlenmonoxid. Thyrium jedoch ist sauber – eine vollkommene, effiziente Energiequelle. Perfekt. Es ist im Innern derart rein, dass eine Probe davon, basierend auf unseren Modellrechnungen, nur mikroskopisch kleine Mengen an Strahlung aussenden würde.«

Race hob eine Hand. »Schon gut, schon gut. Das hört sich alles großartig an. Aber nach meiner Kenntnis ist die DARPA nicht damit beschäftigt, Amerika mit Kraftwerken auszustatten. Was macht man also mit Thyrium *sonst noch?*«

Ertappt lächelte Copeland. »Professor, während der letzten zehn Jahre hat die DARPA-Abteilung für taktische Technologie an einer neuen Waffe gearbeitet, einer Waffe, die anders ist als alles, was diese Welt bislang gesehen hat. Es ist ein Apparat mit dem Codenamen Supernova.«

Kaum hatte Copeland das Wort ausgesprochen, da klingelte es irgendwo in Race' Hinterkopf. Er entsann sich des Gesprächs zwischen Copeland und Nash, das er bald nach dem Besteigen des Flugzeugs mitgehört hatte. Es war um einen Einbruch in Fairfax Drive sowie den Diebstahl eines Apparats namens Supernova gegangen.

»Was genau ist diese Supernova?«

»Einfach ausgedrückt«, erwiderte Copeland, »ist die Supernova die mächtigste Waffe, die je in der Geschichte der Menschheit entwickelt worden ist. Sie ist das, was wir einen Planetenkiller nennen.«

»Einen *was?*«

»Einen Planetenkiller. Eine Atombombe, die so mächtig ist, dass sie bei ihrer Detonation nahezu ein Drittel



der Erdmasse vernichten würde. Wenn die Erde ein Drittel ihrer Masse verloren hat, wird ihr Orbit um die Sonne gestört. Unser Planet würde außer Kontrolle geraten, in den Weltraum hinaustreiben, immer weiter und weiter weg von der Sonne. Innerhalb von Minuten wäre die Erdoberfläche – beziehungsweise was davon übrig ist – zu kalt für menschliches Leben. Die Supernova, Professor Race, ist der erste von Menschenhand geschaffene Apparat, der imstande ist, das Leben auf diesem Planeten, so wie wir es kennen, zu beenden. Deswegen der Name. So bezeichnen wir einen explodierenden Stern.«

Race schluckte. Er fühlte sich plötzlich ziemlich unwohl in seiner Haut.

Eine Million Fragen schossen ihm durch den Kopf.

Wie beispielsweise: Wieswegen sollte jemand einen solchen Apparat bauen? Welchen Grund könnte es für die Entwicklung einer Waffe geben, die allen und jeden auf diesem Planeten töten würde, die eigenen Schöpfer eingeschlossen? Und wenn man all das in Betracht zog – warum baute *sein* Land diesen Apparat?

»Die Sache ist die, Professor«, fuhr Copeland fort, »die Supernova, die uns gegenwärtig zur Verfügung steht, ist ein Prototyp, eine funktionsfähige Hülle. Dieser Apparat – der letzte Nacht aus dem Hauptquartier der DARPA gestohlen wurde – ist nutzlos. Aus dem einfachen Grund, dass zur Bedienung der Supernova der Zusatz eines Elementes erforderlich ist – Thyrium.«

Na, *prächtig* ..., dachte Race.

»In dieser Hinsicht«, meinte Copeland, »unterschei-

det sich die Supernova gar nicht so sehr von einer Neutronenbombe. Sie ist ein Fissionsapparat – was bedeutet, sie funktioniert nach dem Prinzip der Spaltung des Thyriumatoms. Zwei konventionelle atomare Sprengköpfe werden zur Spaltung einer subkritischen Masse von Thyrium benutzt, wodurch es zu einer Mega-Explosion kommt.«

»Moment, Moment«, sagte Race. »Das möchte ich doch richtig mitbekommen haben. Ihr Knaben habt eine Waffe entwickelt, die in der Lage ist, diesen Planeten zu vernichten, aber ein Element benötigt, das ihr bis jetzt noch nicht mal habt?«

»Stimmt genau«, erwiderte Copeland.

»Aber warum? Warum entwickelt Amerika eine solche Waffe?«

Copeland nickte. »Diese Frage ist schwer zu beantworten. Ich meine ...«

»Es gibt zwei Gründe«, sagte eine tiefere Stimme hinter Race plötzlich.

Frank Nash.

Nash deutete mit einer Kopfbewegung auf das Manuskript in Race' Schoß. »Haben Sie schon herausgefunden, wo das Götzenbild ist?«

»Noch nicht.«

»Dann werde ich mich kurz fassen, damit Sie an Ihre Arbeit zurückkehren können. Zunächst einmal ist das, was ich Ihnen jetzt sage, streng geheim. In diesem Land gibt es sechzehn Menschen, die wissen, was ich Ihnen berichten werde, und fünf davon sind an Bord dieses Flugzeugs. Wenn Sie nach Beendigung dieser Mission

irgendjemandem gegenüber etwas verlauten lassen, werden Sie die nächsten fünfundsiebzig Jahre im Gefängnis verbringen. Habe ich mich klar ausgedrückt, Professor?«

»Glasklar.«

»Schön. Es gibt eine doppelte Rechtfertigung für den Bau einer Supernova. Der erste Grund: Vor etwa achtzehn Monaten fand man heraus, dass staatlich unterstützte Wissenschaftler in Deutschland heimlich mit der Konstruktion einer Supernova begonnen hatten. Unsere Antwort war einfach: Wenn die eine bauen, dann bauen wir auch eine.«

»Tolle Logik«, meinte Race.

»Es ist dieselbe Logik, die Oppenheimer als Rechtfertigung für die Entwicklung der Atombombe diente.«

»Donnerwetter, da befinden Sie sich ja in erlesener Gesellschaft, Colonel«, sagte Race trocken. »Und der zweite Grund?«

»Professor, haben Sie je von einem Mann namens Dietrich von Choltitz gehört?«

»Nein.«

»General Dietrich von Choltitz war der befehlshabende Nazigeneral der deutschen Wehrmacht in Paris zu der Zeit, als die Nazis im August 1944 den Rückzug aus Frankreich angetreten haben. Nachdem klar war, dass die Alliierten Paris zurückerobern würden, hat Hitler von Choltitz ein Kommunique geschickt. Darin wurde ihm befohlen, Tausende von Bomben über die ganze Stadt zu verteilen, bevor er sie verließ ... und Paris, nachdem er fort war, in den Himmel zu pusten.

Nun, zu von Choltitz' Ehre sei gesagt, dass er den Be-

fehl missachtet hat. Er wollte nicht als der Mann in die Geschichte eingehen, der Paris zerstört hat. Wichtig dabei ist jedoch die Logik hinter Hitlers Befehl. Wenn *er* Paris nicht haben konnte, sollte niemand es haben.«

»Und was wollen Sie damit sagen?«, fragte Race vorsichtig.

»Professor, die Supernova ist letztlich nur ein evolutionärer Schritt bei einem strategischen Plan auf höchster Ebene, der die letzten fünfzig Jahre über in der US-Außenpolitik eine Rolle gespielt hat. Dieser Plan wird ›Choltitz-Plan‹ genannt.«

»Und was wollen Sie damit sagen?«

»Folgendes: Haben Sie gewusst, dass die US Navy während des ganzen Kalten Krieges den Befehl hatte sicherzustellen, dass zu jeder beliebigen Zeit eine Anzahl Unterseeboote mit ballistischen, nuklear bestückten Lenkraketen an gewissen strategischen Plätzen rings um die Welt bereitsteht? Haben Sie gewusst, wozu diese Unterseeboote da waren?«

»Wozu?«

»Die Befehle, die die Kommandanten der Unterseeboote hatten, waren simpel. Sollte die Sowjetunion die USA nach irgendeinem plötzlichen oder unvorhergesehenen Zwischenfall besiegen, so hatten sie Befehl, einen Regen aus Kernwaffen nicht bloß auf sowjetische Ziele, sondern *auf jede größere Stadt in Europa und den USA* niedergehen zu lassen.«

»Was?!«

»Der Choltitz-Plan, Professor Race. Wenn wir's nicht haben können, soll *niemand* es haben.«

»Aber hier geht es um globale Ausmaße ...«, sagte Race ungläubig.

»Ganz genau. Und darin liegt der Grund für die Herstellung der Supernova. Die Vereinigten Staaten sind die dominierende Nation auf Erden. Sollte irgendein Land versuchen, daran etwas zu ändern, werden wir seine Regierung informieren, dass wir im Besitz einer funktionsfähigen Supernova sind. Wenn sie weitere Schritte unternimmt und daraufhin ein Konflikt folgt, in dem die Vereinigten Staaten besiegt werden – oder, schlimmer, verkrüppelt –, dann werden wir den Apparat zünden.«

Race spürte, wie sich ihm der Magen zusammenzog.

War das die Wirklichkeit? War das *Politik*? Wenn Amerika die Welt nicht beherrschen konnte, würde es sie vernichten?

»Wie können Sie so etwas bloß bauen?«

»Professor Race, was wäre, wenn die Chinesen sich entschlossen, einen Krieg gegen die USA zu führen? Was wäre, wenn sie *gewinnen würden*? Möchten Sie das amerikanische Volk unter der Herrschaft eines chinesischen Regimes sehen?«

»Also würden Sie lieber sterben?«

»Ja.«

»Und die übrige Welt mit sich in den Tod nehmen«, meinte Race. »Ihr Knaben müsst die schlechtesten Verlierer aller Zeiten sein.«

»Das mag sein«, entgegnete Nash mit verändertem Tonfall. »Allerdings hat die Sache Folgen nach sich gezogen, die sich in dem Sprichwort zusammenfassen lassen: Erstens kommt es anders und zweitens, als man

denkt. Die Nachricht von der Erschaffung eines Apparats, der in der Lage ist, den Planeten zu vernichten, hat einige ... Gruppierungen aus ihrem Bau hervorgelockt. Gruppierungen, die eine solche Waffe auf ihren Kreuzzügen für ein mächtiges Instrument der Erpressung halten.«

»Was für Gruppierungen?«

»Terrorgruppen. Menschen, die die ganze Welt als Geisel nähmen, wenn sie die Hand auf eine funktionsfähige Supernova legen könnten.«

»Aha«, sagte Race, »und jetzt haben Ihnen womöglich Terroristen die Supernova gestohlen.«

»Stimmt.«

»Sie haben die Büchse der Pandora geöffnet, nicht, Dr. Nash?«

»Ja. Ja, ich fürchte, das haben wir getan. Und deswegen ist es so wichtig, dass wir das Götzenbild in die Hand bekommen, bevor jemand anders es findet.«

Mit diesen Worten überließen Nash und Copeland Race wieder dem Manuskript.

Race benötigte einen Augenblick, um seine Gedanken zu sammeln. Das Gehörte schwirrte ihm im Kopf herum – Supernovas, globale Vernichtung, Terrorgruppen. Es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren.

Doch dann zwang er sich dazu, dies alles beiseite zu schieben. Er fand die Stelle im Manuskript wieder, wo er abgebrochen hatte – den Teil, wo Renco und Alberto Santiago sich gerade ihren Weg aus der belagerten Stadt Cusco gesprengt hatten.

Race holte tief Luft, rückte seine Brille zurecht und betrat erneut die Welt der Inka.





# ZWEITE LEKTÜRE



WIR JAGTEN DURCH die Nacht, Renco, Bassario und ich, spornten unsere Pferde an, dass sie rascher galoppierten als je zuvor. Denn hinter uns, dicht hinter uns waren die Spanier – Hernando und seine Legion Berittener, die uns im Galopp wie die Hunde übers Land hetzten.

Nachdem wir das Cusco-Tal durch die nördlichen Tore verlassen hatten, schwenkten wir nach rechts ab, nach Nordosten. Wir erreichten den Urubamba – jenen Fluss, auf dem die Gefängnishulk lag – und überquerten ihn nicht weit vom Ort Pisac entfernt.

Und so begann unsere Reise, unsere verzweifelte Flucht durch die Wildnis.

Ich will dich, geschätzter Leser, nicht mit jedem unbedeutenden Ereignis unserer beschwerlichen Reise behelligen, denn sie ging über viele Tage, und die Zwischenfälle waren allzu zahlreich. Stattdessen werde ich nur jene Geschehnisse erwähnen, die der eigentlichen Geschichte dienlich sind.

Unser Ziel war ein Ort namens Vilcafor, wie Renco mir mitteilte, dessen Oberhaupt sein Onkel war. Dieser Ort war in den Ausläufern der großen Berge weit im Norden zu finden, und zwar an der Stelle, wo diese Berge im Osten auf den großen Regenwald trafen.

Offenbar war Vilcafor eine versteckte Zitadellenstadt – schwer befestigt und gut zu verteidigen –, die vom Inkaadel für Krisenzeiten unterhalten wurde. Ihre Lage

war ein sorgsam gehütetes Geheimnis und man konnte sie nur finden, wenn man einer Reihe steinerner Totems folgte, die in bestimmten Abständen im Regenwald standen, und dann auch nur, wenn man den Schlüssel zum Auffinden der Totems kannte. Doch um den Regenwald zu erreichen, mussten wir zunächst die Berge überqueren.

Und so ritten wir in die Berge, jene gewaltigen Monolithen, die Neu-Hispanien beherrschten. Man kann ihre Großartigkeit kaum übertreiben. Ihre steilen Felsenklippen und hohen spitzen Gipfel sind das ganze Jahr über von Schnee bedeckt und Hunderte von Meilen weit zu sehen, selbst von den dichten Regenwäldern des Tieflands aus.

Nach einigen Tagen Ritt entledigten wir uns unserer Pferde, da wir es vorzogen, die schmalen Bergpfade zu Fuß zu passieren. Vorsichtig gingen wir schlüpfrige, schmale Wege entlang, die in die Hänge steiler Bergschluchten gehauen waren, überquerten zaghaft lange Hängebrücken, die hoch über tobenden Bergflüssen schwebten.

Und die ganze Zeit über erklangen durch das Labyrinth der schmalen Schluchten hinter uns die Rufe und Schritte der Spanier.

Wir erreichten mehrere Inkasiedlungen, die mitten in den prächtigen Bergtälern lagen. Jeder Ort war nach seinem Oberhaupt benannt – Rumac, Sipo, Huanco.

In diesen Siedlungen versorgte man uns mit Nahrung, Führern und Lamas. Die Großzügigkeit der Menschen war unglaublich. Es war, als wüsste jeder Bewohner von

Renco und seiner Mission. Eine raschere Hilfe wäre kaum möglich gewesen. Wenn wir die Zeit hatten, zeigte Renco den Menschen das schwarze steinerne Götzenbild, und alle verneigten sich davor und verfielen in Schweigen.

Aber dazu war nur selten Zeit.

Die Spanier blieben uns hartnäckig auf den Fersen.

Einmal, nachdem wir die Stadt Ocuyu verlassen hatten, die in einem breiten Bergtal lag, und gerade den Kamm des nächsten Hügels erklommen, hörte ich den Knall schweren Musketenfeuers hinter uns. Ich wandte mich um und warf einen Blick ins Tal hinab.

Der Anblick erfüllte mich mit Entsetzen.

Ich sah Hernando und seine Soldaten – eine riesige Kolonne von wenigstens einhundert Mann – am anderen Ende des Tals heranmarschieren. Flankiert war der gewaltige Truppenkörper aus Fußsoldaten von Reitern. Sie ritten ihnen voraus in die Stadt ein, die wir gerade verlassen hatten, und feuerten dabei ihre Musketen auf die unbewaffneten Inka ab. Später teilte Hernando seine Legion aus hundert Mann in drei Divisionen zu je etwa dreißig. Anschließend ließ er die Divisionen versetzt marschieren, sodass sich, während die eine marschierte, die anderen beiden ausruhten. Anschließend setzten sich die ausgeruhten Divisionen in Marsch, überholten die erste Gruppe, und das Ganze begann von vorn. Das Ergebnis dieser Taktik war ein steter Strom von Männern, die beständig in Bewegung waren und uns immer näher kamen.

Und all dies geschah, während Renco, Bassario und

ich immer weiter voranstolperten, mühselig durch die steinige Wildnis marschierten und unablässig gegen die Erschöpfung ankämpften.

Eines schien mir gewiss: Die Spanier würden uns einholen. Die Frage war nur, wann.

Dennoch quälten wir uns weiter.

An einem bestimmten Punkt unserer Reise – zu einer Zeit, da meine Landsleute uns so dicht auf den Fersen waren, dass wir ihre Stimmen von den Felswänden hinter uns widerhallen hörten –, hielten wir in einem Ort namens Colco, der an den Ufern eines Gebirgsflusses namens Paucartambo liegt.

Dort bekam ich einen Hinweis darauf, weswegen Renco den Verbrecher Bassario mitgenommen hatte.

Denn in Colco befand sich ein Steinbruch. Nun, wie ich schon gesagt habe, die Indios sind meisterhafte Steinmetze. Alle ihre Gebäude sind aus sauber geschnittenen Steinen errichtet, von denen einige so groß wie sechs Männer sein und mehr als einhundert Tonnen wiegen können. Solche Steine werden in den gewaltigen Steinbrüchen in Ortschaften wie Colco gebrochen.

Nachdem Renco rasch einige Worte mit dem Oberhaupt der Stadt gewechselt hatte, wurde er zum Steinbruch geleitet – einem monumentalen Loch, das in die Seite des Bergs gegraben worden war. Kurze Zeit später kehrte er mit einem Sack aus Ziegenleder in der Hand zurück. Scharfe Steinkanten beulten den Sack aus. Renco reichte ihn Bassario und wir setzten unseren Weg fort.

Ich wusste nicht, was in diesem Sack war, aber des Nachts, wenn wir zum Ausruhen anhielten, zog sich

Bassario in eine Ecke des Lagers zurück und entzündete ein eigenes Feuer. Daraufhin saß er im Schneidersitz da und arbeitete über dem Sack, Renco und mir den Rücken zukehrend.

Nach elf Tagen dieser gnadenlosen Reise kamen wir aus dem Gebirge heraus. Uns erwartete ein unvergesslicher Anblick, wie ich ihn noch nie zuvor erlebt hatte.

Wir sahen den Regenwald sich vor uns ausbreiten, ein nahtloser Teppich aus Grün, der sich bis zum fernen Horizont erstreckte. Die einzigen Unterbrechungen darin waren die Tafelländer – weite, flache, stufenähnliche Formationen in der Landschaft, die den allmählichen Übergang von der zerrissenen Gebirgsregion zum grünen Flusstal kennzeichneten – sowie die breiten braunen Bänder, die sich ihren Weg durch den dichten Dschungel bahnten, die mächtigen Flüsse des Regenwalds.

Und so tauchten wir in den Dschungel ein.

Es war wie die Hölle auf Erden.

Tagelang marschierten wir durch den ewigen Dämmer des Regenwalds. Es war feucht, klamm und, Gott, wie gefährlich es war! Widerlich fette Schlangen hingen von den Bäumen herab, kleine Nager huschten unter unseren Füßen umher und eines Nachts – ich würde es beschwören – sah ich die verschleierte Silhouette eines Panthers, ein tieferer Schatten in der Schwärze, der lautlos auf weichen Pfoten über einen Ast in der Nähe schlich.

Und dann waren da die Flüsse, in denen die größte aller Gefahren lauerte.

Alligatoren.

Allein beim Anblick ihrer knorrigen dreieckigen Köpfe gefror einem Mann das Blut in den Adern und ihre Körper, schwarz, schwer und gepanzert, waren wenigstens sechs Schritt lang. Ihre Augen beobachteten uns allezeit – ohne zu blinzeln, reptilhaft, widerwärtig.

Wir fuhren die Flüsse auf Schilfkanus hinab, die uns von den Flusstädten Paxu, Tupra und Roya geschenkt worden waren. Die Boote erschienen mir bemitleidenswert klein, verglichen mit den ungewöhnlich großen Reptilien im Wasser um uns her. Die steilen Felsklippen der Tafelländer stiegen wir mit Hilfe kundiger Inkaführer ab.

Des Abends, beim Feuerschein, unterwies mich Renco in seiner Sprache, Quechua. Als Gegenleistung lehrte ich ihn mit den beiden glitzernden spanischen Degen, die wir in Cusco hatten mitgehen lassen, die Feinheiten des Degenfechtens.

Während Renco und ich fochten, übte Bassario sich im Bogenschießen, wenn er sich nicht gerade in eine Ecke des Lagers verzog. Offenbar war er vor seiner Einkerkierung – deren Grund ich nicht kannte – einer der besten Bogenschützen des ganzen Inkareichs gewesen. Ich glaubte es sofort. Eines Abends sah ich ihn eine Frucht des Regenwalds hoch in die Luft schleudern und sie einen Augenblick später mit einem Pfeil durchbohren, so groß war sein Geschick.

Nach einiger Zeit ging uns auf, dass das schwierige Gelände des Regenwalds die Jagd unserer Verfolger etwas verlangsamt hatte. Die Geräusche, wie Hernando



und seine Männer auf die Äste des Waldes hinter uns einhackten, wurden immer schwächer. In der Tat dachte ich einmal, dass Hernando seine Verfolgungsjagd vielleicht aufgegeben hätte.

Aber nein. Jeden Tag holten uns Läufer aus den verschiedenen Ortschaften ein, die wir durchquert hatten, und berichteten von der Einnahme ihres Dorfes. Hernando und seine Männer waren noch immer unterwegs.

Also quälten wir uns weiter.

Dann, eines Tages, kurz nachdem wir Roya verlassen hatten und ich an die Spitze unserer kleinen Gruppe gewechselt war, schob ich einen großen Ast beiseite und fand mich Auge in Auge mit einer knurrenden, katzen- gleichen Kreatur wieder.

Mit einem Aufschrei stürzte ich zurück und fiel mit einem lauten Platschen in den Schlamm.

Als Nächstes hörte ich Bassario leise kichern.

Ich blickte auf und sah, dass ich eine Art Totem enthüllt hatte. Die knurrende Katze, die ich gesehen hatte, war nichts weiter als das Steinbild eines großen, katzen- gleichen Wesens. Aber die Statue war von einem Schleier tröpfelnden Wassers bedeckt, sodass der unachtsame Reisende – ich – den Eindruck bekommen musste, dass dieses Wesen wirklich und wahrhaftig lebendig war.

Beim genaueren Betrachten fiel mir auf, dass sich die steinernen Züge des Totems nicht sehr von denen des Götzenbildes unterschieden, dem Anlass unserer wilden Flucht. Es war eine Art Jaguar, hatte große, katzenhafte Fänge und knurrte den unvorsichtigen Forscher, der zufällig darüber stolperte, an – nein, *brüllte* ihn an.

Mehr als einmal habe ich mich über diese Faszination der Inka für Großkatzen gewundert.

Sie verehren diese Wesen, behandeln sie wie Götter. In der Tat werden Krieger, die in ihren Bewegungen das katzenhaft harmonische Zusammenspiel der Muskeln zeigen, in ihrer Armee am meisten verehrt. Es wird als großes Geschick erachtet, auf den Füßen landen und sogleich in den Kampf zurückspringen zu können. Ein solcher Krieger ist im Besitz des *jinga*.

An eben jenem Abend, kurz bevor ich auf so lächerliche Weise über das Steintotem stolperte, hatte Renco mir erzählt, dass das am meisten gefürchtete Wesen der Inka-Mythologie eine große schwarze Katze sei, die auf Agmara als »Titi« und auf Quechua als »Rapa« bekannt sei. Anscheinend ist dieses Wesen so schwarz wie die Nacht und fast so groß wie ein Mann, sogar wenn es auf allen vieren steht. Und es töte mit einer Bestialität, die ihresgleichen nicht kenne. Tatsächlich sagte Renco, diese Wildtierart töte aus keinem anderen Grund als der Freude am Morden.

»Gut gemacht, Bruder Alberto«, sagte Renco nun, während ich im Schlamm lag und zu dem Totem aufstarrte. »Du hast das Erste der Totems gefunden, die uns nach Vilcafor bringen werden.«

»Wie werden sie uns dorthin bringen?«, wollte ich beim Aufstehen wissen.

»Es gibt einen Schlüssel«, erwiderte Renco, »der nur den Obersten des Inkaadels bekannt ist ...«

»Aber wenn er ihn dir verrät, wird er dich töten müssen«, warf Bassario mit einem unverschämten Grinsen ein.

Renco lächelte Bassario nachsichtig an. »Stimmt«, sagte er. »Doch falls ich sterbe, brauche ich jemanden, der meine Mission fortsetzt. Und dazu wird dieser Jemand den Schlüssel der Totems kennen müssen.« Renco wandte sich mir zu. »Ich habe gehofft, du wärest gewillt, diese Verantwortung zu übernehmen, Alberto.«

»Ich?«, fragte ich und schluckte.

»Ja, du«, erwiderte Renco. »Alberto, ich erkenne die Eigenschaften eines Helden in dir, selbst wenn du es nicht tust. Du besitzt Ehre und Mut in weitaus größerem Maße als die gewöhnliche Seele. Wenn du es gestattest, werde ich dir, ohne zu zögern, das Schicksal meines Volkes anvertrauen, für den Fall, dass mir das Schlimmste zustößt.«

Ich senkte den Kopf und nickte, seinem Wunsch entsprechend.

»Gut«, lächelte Renco. »Bei dir dagegen«, sagte er mit einem allzu freundlich Grinsen zu Bassario, »würde ich doch beträchtlich zögern. Stell dich dort drüben hin!«

Sobald Bassario sich einige Schritte von uns entfernt hatte, beugte Renco sich nahe zu mir heran und zeigte auf das Steinbild des Rapas vor uns. »Der Schlüssel ist einfach: Folge dem Schwanz des Rapas.«

»Folge dem Schwanz des Rapas ...«, wiederholte ich und blickte das Totem an. Deutlich erkennbar schlängelte sich aus dem Rücken des Bildnisses ein dünner, katzenartiger Schwanz heraus, der Richtung Norden wies.

»Aber« – Renco hielt jäh den Finger hoch – »nicht je-

dem Totem darf man auf diese Weise folgen. Und genau diese Regel kennt nur der oberste Adel. Ich selbst habe sie erst von der Hohen Priesterin von Coricancha bei unserer Ankunft dort erfahren, als wir das Götzenbild geholt haben.«

»Wie lautet diese Regel?«

»Nach dem ersten Totem muss man jedem zweiten Totem misstrauen. In diesem Fall muss man dem Totem in Richtung des Sonnenmals folgen.«

»Des Sonnenmals?«

»Ein Mal nicht unähnlich diesem hier«, erwiderte Renco und zeigte auf das kleine dreieckige Muttermal unter seinem linken Auge, den dunkelbraunen Hautfehler, der aussah wie eine umgekehrte Bergspitze.

»Bei jedem zweiten Totem«, sagte er, »dürfen wir nicht dem Schwanz des Rapas folgen, sondern müssen vielmehr in Richtung des Sonnenmals gehen.«

»Was geschieht, wenn man weiterhin dem Schwanz des Rapas folgt?«, wollte ich wissen. »Würden unsere Feinde letztlich nicht bemerken, dass sie in die falsche Richtung gehen, wenn sie keine weiteren Totems finden?«

Renco lächelte mich an. »O nein, Alberto. Sie werden weitere Totems finden, selbst wenn sie in die falsche Richtung laufen. Aber diese Totems werden den getäuschten Abenteurer weiter und weiter von der Zitadelle wegführen.«

Und so folgten wir den Totems durch den Regenwald.

Sie waren in verschiedenen Abständen aufgestellt –

manche nur wenige hundert Schritte von ihren Vorgängern entfernt, andere einige Meilen weit. Also mussten wir sorgfältig darauf achten, dass wir in einer geraden Linie weitergingen. Oft half uns dabei ein Fluss, denn manche Totems standen entlang eines Ufers.

Indem wir den Totems folgten, gingen wir in nördliche Richtung, durchquerten das weite Tiefland des Regenwalds, bis wir ein neues Tafelland erreichten, das in die Berge hinaufführte.

Dieses Tafelland erstreckte sich von Norden nach Süden, so weit das Auge reichte – ein riesiges, von Dschungel bedecktes Plateau, eine einzelne Stufe, die unser Herr errichtet hatte, damit er darüber aus dem Regenwald zu den Ausläufern der Berge gelangen konnte. Die gesamte Längsseite war durchsetzt mit Wasserfällen. Es war wahrlich ein prächtiger Anblick.

Wir erstiegen die klippenähnliche östliche Wand, wobei wir unsere Schilfkanus und Paddel mitschleiften. Dann erreichten wir ein letztes Totem, das uns weiter flussaufwärts zu den gigantischen, schneebedeckten Bergen führte, die drohend den Regenwald überragten.

Inmitten des prasselnden Nachmittagsregens ruderten wir gegen die sanfte Strömung des Flusses an. Nach einer Weile hörte der Regen auf und in dem darauf folgenden Dunst nahm der Dschungel etwas Unheimliches an. Die Welt verfiel in eine seltsame Stille und – sehr, sehr merkwürdig – die Geräusche des Regenwalds verschwanden abrupt.

Keine Vögel sangen mehr. Keine Nager huschten noch im Unterholz umher.

Ich spürte eine Woge der Furcht durch meinen Körper rollen.

Etwas stimmte hier nicht.

Auch Renco und Bassario mussten es gespürt haben, denn sie ruderten jetzt langsamer, tauchten ihre Paddel lautlos in die glasige Wasseroberfläche, als trauten sie sich nicht, die unnatürliche Stille zu durchbrechen.

Dann umrundeten wir eine Flussschleife und sahen plötzlich eine Stadt am Ufer liegen, die sich an die Basis einer gewaltigen Bergregion schmiegte. Ein imponierender Steinbau stand stolz inmitten einer Ansammlung kleiner Hütten, während ein breites, burggrabenähnliches Gewässer die gesamte Enklave umgab.

Die Zitadelle von Vilcafor.

Doch keiner von uns hatte wirklich Augen für die prächtige Zitadelle. Auch nahmen wir nicht viel Notiz von dem Ort ringsherum, der in rauchenden Trümmern lag.

Nein, wir hatten nur Augen für die Leichen, Dutzende von Leichen, die blutüberströmt auf der Hauptstraße lagen.

# ZWEITE KONFRONTATION

Montag, 4. Januar, 15.40 Uhr





RACE BLÄTTERTE DIE Seite um und suchte nach dem nächsten Kapitel, doch es war nicht vorhanden. Dies war anscheinend die letzte Seite des Manuskripts.

*Verdammt!*, dachte er.

Er schaute aus dem Fenster der Hercules und erblickte die Propeller draußen auf der grün gespritzten Tragfläche, sah die schneebedeckten Gipfel der Anden darunter glitzern.

Dann blickte er zu Nash hinüber, der auf der anderen Seite des Mittelgangs saß und an seinem Laptop arbeitete.

»Ist das alles, was da ist?«, fragte er.

»Bitte?« Nash runzelte die Stirn.

»Das Manuskript. Ist das alles, was wir haben?«

»Sie meinen, Sie haben es bereits fertig übersetzt?«

»Ja.«

»Und? Wissen Sie, wo das Götzenbild ist?«

»Nun, gewissermaßen«, erwiderte Race und blickte auf die Notizen hinab, die er sich bei der Übersetzung des Manuskripts gemacht hatte. Sie lauteten:

CUSCO VERLASSEN -> IN DIE BERGE

ORTE: RUMAC, SIPO, HUANCO, OCUYU

COLCO - PAUCARTAMBO - DORT STEINBRUCH

11 TAGE - ERREICHEN REGENWALD

FLUSSSTÄDTE: PAXU, TUPRA, ROYA

STEINTOTEMS - GESCHNITZT IN GESTALT KATZEN-

ÄHNLICHER WESEN – FÜHREN ZUR ZITADELLE VON  
VILCAFOR

TOTEM-CODE – FOLGE DEM SCHWANZ DES RAPA BEIM  
ERSTEN TOTEM, ANSCHLIESSEND BEI JEDEM  
ZWEITEN TOTEM DEM »SONNENMAL«  
FOLGTEN TOTEMS NÖRDLICH ÜBER REGENWALDSENKE  
– ERREICHTEN TAFELLAND, DAS ZU VORGEBIRGEN  
FÜHRT  
AM LETZTEN TOTEM FLUSSAUFWÄRTS RICHTUNG  
BERGE – FANDEN ZITADELLE IN RUINEN

»Was meinen Sie mit *gewissermaßen*?«, fragte Nash.

»Na ja, das ist das Problem«, erwiderte Race. »Das Manuskript endet praktisch mitten im Satz, nachdem sie den Ort Vilcafor erreicht haben. Es folgt offensichtlich noch etwas, aber das ist nicht da.« Er fügte nicht hinzu, dass er die Geschichte allmählich ziemlich interessant fand und eigentlich mehr davon lesen *wollte*. »Haben wir ganz bestimmt nicht mehr vorliegen?«

»Ich fürchte, ja«, meinte Nash. »Bedenken Sie, das ist nicht das Originalmanuskript, sondern bloß eine halb vollendete Kopie davon, die ein anderer Mönch viele Jahre, nachdem Santiago das Original verfasste, transkribiert hatte. Dies ist alles, was vorhanden ist. Mehr konnte dieser Mönch nicht kopieren.«

Er runzelte die Stirn. »Ich hatte gehofft, dass wir daraus erfahren, wo genau das Götzenbild ist. Aber wenn es das nicht hergibt, muss ich die allgemeinen Umstände kennen: wo suchen, wo mit der Suche beginnen. Wir können dank unserer Technologie den Aufenthaltsort

des Götzenbildes festlegen, wenn wir wissen, wo wir mit unserer Suche anzufangen haben. Und ich habe das Gefühl, dass Sie inzwischen genug wissen, um mir zu sagen, wo wir anfangen müssen. Also, schießen Sie los!«

Race zeigte Nash seine Notizen und erzählte ihm die Geschichte von Renco Capac und der Flucht aus Cusco. Aufgrund des Gelesenen, sagte er, gehe er davon aus, dass Renco sein Ziel erreicht habe – die Zitadellenstadt Vilcafor am Fuß der Anden. Abschließend erklärte er, dass das Manuskript detailliert schildere, wie man diese Stadt erreiche – solange sie etwas Bestimmtes wüssten.

»Und was ist das?«, fragte Nash.

»Angenommen, die Steintotems sind noch vorhanden«, erwiderte Race, »dann muss man wissen, was das Sonnenmal ist. Wenn man das nicht weiß, kann man die Totems nicht lesen.«

Stirnrunzelnd wandte sich Nash an Walter Chambers, den Anthropologen und Inkaexperten, der wenige Sitze entfernt saß. »Walter. Wissen Sie etwas von einem Sonnenmal in der Inkakultur?«

»Das Sonnenmal? Ja, natürlich.«

»Was ist das?«

Schulterzuckend kam Chambers herüber. »Es ist schlicht ein Muttermal. So ähnlich wie das von Professor Race.« Er nickte mit dem Kinn in Richtung von Race' Brille und der dunklen, dreieckigen Hautunreinheit unter dessen linkem Auge. Race hätte sich am liebsten unsichtbar gemacht. Seit seiner Kindheit hasste er dieses

Muttermal. Er fand, es sah aus wie ein verschmierter Kaffeeleck im Gesicht.

»Die Inka hielten Muttermale für Zeichen der Ehre«, erläuterte Chambers. »Zeichen, die von den Göttern persönlich geschickt worden sind. Das Sonnenmal war ein besonderes Muttermal – eine Unreinheit im Gesicht, direkt unterhalb des linken Auges. Es war etwas Besonderes, weil die Inka glaubten, dass dieses Zeichen von ihrem mächtigsten Gott geschickt worden ist, dem Sonnengott. Ein Kind mit einem derartigen Zeichen zu haben wurde als große Ehre erachtet. Das Sonnenmal bedeutete, dass dieses bestimmte Kind etwas Besonderes war, in gewisser Weise zur Größe bestimmt.«

»Also«, sagte Race, »wenn jemand uns anweist, einer Statue in Richtung Sonnenmal zu folgen, meint er, wir sollen uns links halten?«

»Das ist wohl korrekt«, erwiderte Chambers zögernd. »Glaube ich.«

»Was meinen Sie damit – Sie glauben?«, fragte Nash.

»Sehen Sie, während der vergangenen zehn Jahre hat es eine Grundsatzdebatte unter Anthropologen darüber gegeben, ob das Sonnenmal auf der linken oder der rechten Gesichtshälfte zu finden ist. Inkaschnitzereien und -piktogramme bilden das Sonnenmal – ob auf Bildnissen von Menschen, Tieren oder was auch immer – ausnahmslos unter dem linken Auge ab. Probleme entstehen jedoch, wenn man spanische Texte wie die *Relación* und die *Wahrhaftigen Kommentare zum Reich der Inka* liest, wo von Leuten wie Renco Capac und Tupac Amaru die Rede ist, die das Zeichen getragen haben sol-

len. Das Problem ist, dass beide Bücher erklären, Renco und Amaru hätten das Mal unter dem *rechten* Auge gehabt. Und sobald so etwas auftaucht, herrscht ein völliges Durcheinander.«

»Was glauben Sie also?«

»Links, ganz eindeutig.«

»Und wir sollten imstande sein, die Zitadelle so zu finden?«, fragte Nash besorgt.

»In dieser Hinsicht können Sie meinem Urteil vertrauen, Colonel«, erwiderte Chambers zuversichtlich. »Wenn wir jeder Statue nach links folgen, werden wir sie finden.«

Genau in diesem Moment ertönte irgendwo in der Nähe ein dünnes *Ding-Dong*.

Race drehte sich um. Es war von Nashs Laptop gekommen – eine E-Mail musste gerade eingetroffen sein. Nash kehrte zu seinem Sitz zurück, um sie in Empfang zu nehmen.

Chambers wandte sich an Race. »Ist alles sehr aufregend, nicht wahr?«

»Aufregend ist nicht ganz das Wort, das ich gebrauchen würde«, erwiderte Race. Er war froh, dass er das Manuskript vor der Landung in Cusco übersetzt hatte. Wenn Nash sich auf der Suche nach dem Götzenbild in den Dschungel hinauswagte, wollte er nicht daran teilnehmen.

Er warf einen Blick auf die Uhr.

16.35 Uhr. Es wurde spät.

Da tauchte Nash neben ihm auf.

»Professor«, sagte er. »Wenn Sie nichts dagegen ha-

ben, möchte ich gern, dass Sie mit uns nach Vilcafor kommen.«

Race stutzte. Etwas in Nashs Tonfall war merkwürdig. Das war ein Befehl, keine Aufforderung.

»Sie hatten gesagt, wenn ich das Manuskript vor unserer Landung übersetze, muss ich nicht mal das Flugzeug verlassen.«

»Nein, ich habe ›womöglich‹ gesagt. Sie erinnern sich, ich habe auch gesagt, falls Sie das Flugzeug verlassen *müssten*, würde sich ein Team Green Berets um Sie kümmern. Diese Situation ist jetzt eingetreten.«

»Warum?«, fragte Race.

»In Cusco erwarten uns zwei Helikopter, mit denen wir Santiagos Weg aus der Luft folgen. Unglücklicherweise hatte ich angenommen, das Manuskript sei etwas genauer in der Beschreibung des Aufenthaltsorts des Götzenbildes. Doch jetzt brauchen wir Sie für die Tour nach Vilcafor, falls irgendwelche Abweichungen zwischen dem Text und dem Gelände bestehen.«

Race gefiel das ganz und gar nicht. Er hatte das Gefühl, seinen Teil der Abmachung erfüllt zu haben, und die Vorstellung, im Regenwald des Amazonas herumzuspazieren, bereitete ihm Unbehagen.

Zu allem Überfluss sorgte Nashs Ton dafür, dass er noch angespannter war. Da Nash ihn an Bord der Hercules und somit bereits auf dem Weg nach Cusco hatte, waren seine Möglichkeiten, so kam es ihm vor, ziemlich eingeschränkt. Er fühlte sich, als säße er in der Falle – zu einem Ausflug genötigt, den er nicht machen wollte. Das war ganz und gar nicht Teil der Abmachung.

»Kann ich nicht einfach in Cusco auf Sie warten?«, bot er lahm an: »Und von dort aus mit Ihnen in Verbindung bleiben?«

»Nein«, erwiderte Nash. »Auf keinen Fall. Wir kommen über Cusco herein, aber wir fliegen nicht auf diesem Weg hinaus. Das Flugzeug sowie das gesamte Personal der US Army, das uns in Cusco erwartet, wird die Stadt verlassen, kurz nachdem wir mit den Hubschraubern in den Dschungel abgeflogen sind. Tut mir Leid, Professor, aber ich *brauche* Sie. Ich brauche Sie, damit Sie mir helfen, nach Vilcafor zu kommen.«

Race biss sich auf die Lippe. *Mein Gott ...*

»Nun ... also gut«, sagte er widerstrebend.

»Schön«, meinte Nash und erhob sich. »Sehr schön. Sagen Sie, Sie haben doch erwähnt, dass Sie etwas weniger formelle Kleidung dabeihaben?«

»Ja.«

»Ich schlage vor, dass Sie sich umziehen. Immerhin sind Sie bald im Dschungel.«

\* \* \*

DIE HERCULES FLOG über die Berge.

Race trat aus der Toilette im unteren Frachtdeck des Flugzeugs. Er trug jetzt ein weißes T-Shirt, Blue Jeans und schwarze Turnschuhe – die Kleidungsstücke, die er für das Baseballspiel am Mittag eingepackt hatte. Auf dem Kopf hatte er eine Kappe – eine arg mitgenommene marineblaue Baseballkappe der New York Yankees.

Auf dem Deck vor ihm bereiteten sich die Green Be-

rets auf die Mission vor und reinigten ihre Waffen. Einer von ihnen – ein rothaariger älterer Corporal namens Jake »Buzz« Cochrane – sprach lebhaft, während er den Abzugsmechanismus seines M-16 säuberte.

»Ich sag euch, Jungs, *das* waren Titten«, meinte er gerade. »Was für Titten! Süß wie 'ne Sechzehnjährige und echt willig und preiswert. Meine Herren, denken Sie an meine Worte, sie ist zweifellos in ganz South Carolina die tollste Nutte, die Sie für Ihre Knete kriegen können ...«

In diesem Augenblick fiel Cochranes Blick auf Race, der in der Toilettentür stand und zuhörte. Er verstummte sofort.

Die anderen Green Berets fuhren herum und Race wurde verlegen.

Er kam sich wie ein Außenseiter vor. Jemand, der nicht Teil der Bruderschaft war. Der nicht dazugehörte.

Da bemerkte er seinen Leibwächter – den großen Sergeant, Van Lewen –, der am Rand des Kreises stand, und lächelte. »Hallo.«

Van Lewen erwiderte das Lächeln. »Wie steht's?«

»Gut. Wirklich gut«, sagte Race.

Er ging an der schweigenden Truppe rauer Green Berets vorüber und erreichte die steile Treppe, die nach oben zum Hauptpassagierdeck führte.

Während er hinaufstieg, hörte er Cochrane hinter sich etwas brummeln.

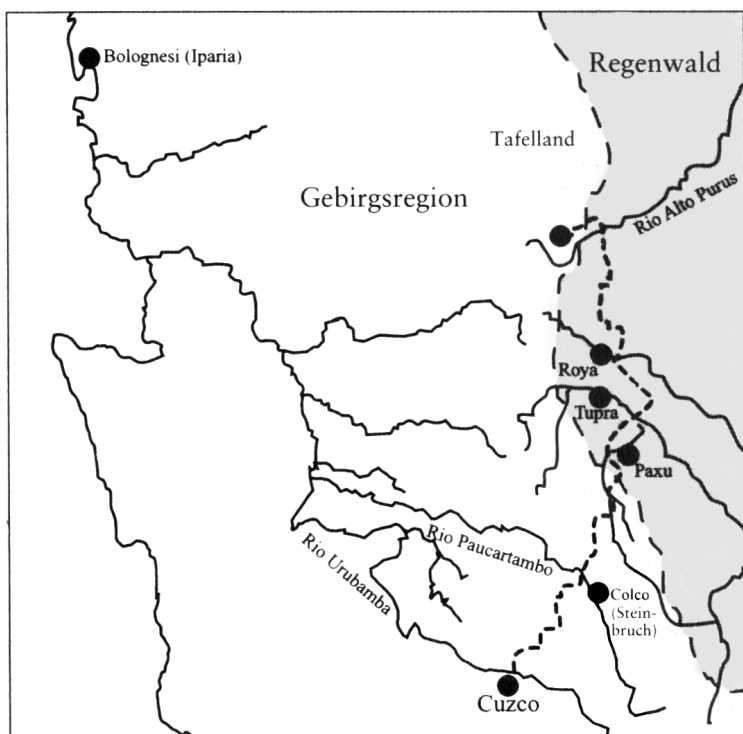
Er wusste, dass es nicht für seine Ohren bestimmt war, aber er verstand es trotzdem.

Cochrane sagte: »Blödes Weichei.«



Eine Stimme ertönte aus der Lautsprecheranlage, als Race eben den Mittelgang des Passagierabteils hinabging. »Beginnen mit dem Sinkflug. Landung in Cusco in zwanzig Minuten.«

Auf dem Weg zu seinem Sitz kam Race an Walter Chambers vorüber. Der bebrillte kleine Wissenschaftler hatte Race' Notizen neben ein weiteres Blatt Papier gelegt. Es war so etwas wie eine Karte, die mit Filzstift markiert war.



Chambers blickte zu Race auf.

»Ah, Professor. Sie habe ich gesucht. Eine Klarstellung, bitte. Diese Orte hier, »Paxu, Tupra und Roya« – er deutete auf Race' Notizen –, »das steht in der richtigen Reihenfolge, oder? Ich meine, in der Reihenfolge, wie Renco die Orte aufgesucht hat?«

»In dieser Reihenfolge tauchen sie in dem Manuskript auf.«

»Schön.«

»He, Walter«, sagte Race und setzte sich neben Chambers. »Eines wollte ich Sie fragen.«

»Nur zu.«

»Im Manuskript erwähnt Renco ein Wesen, das Titi oder Rapa genannt wird. Was genau ist das?«

»Ah, der Rapa.« Chambers nickte. »Hm, ja. Nicht ganz mein Gebiet, aber ein bisschen was weiß ich darüber.«

»Und?«

»Wie viele andere südamerikanische Kulturen waren die Inka von Raubkatzen außerordentlich fasziniert. Sie haben ihnen Statuen errichtet, sowohl große als auch kleine, und manchmal riesige Basreliefs von ihnen in Felswände geritzt. Die Stadt Cusco war sogar in der Gestalt eines Pumas *erbaut*.

Diese Faszination für Raubkatzen ist ein ziemlich merkwürdiges Phänomen, da es in Südamerika bekanntlich keine großen Raubkatzen gibt. Die einzigen auf dem Kontinent heimischen Raubkatzen sind der Jaguar – oder Panther – und der Puma, und die sind nur mittelgroß. Sie sind nicht annähernd so groß wie der Tiger, die größte aller Raubkatzen.«

Chambers machte es sich in seinem Sitz bequemer. »Der Rapa jedoch ist eine ganz und gar andere Geschichte. Das ist eher die südamerikanische Version von Bigfoot oder dem Ungeheuer von Loch Ness. Er ist ein legendäres Wesen, eine große schwarze Raubkatze.

Wie bei Bigfoot oder Nessie hört man alle paar Jahre von Sichtungen – Bauern in Brasilien beklagen sich über Verstümmelungen am Vieh; Touristen auf dem Inkapfad in Peru behaupten, des Nachts große Raubkatzen umherlaufen zu sehen, und gelegentlich findet man Einheimische, die im Tiefland von Kolumbien auf brutale Weise getötet worden sind. Aber niemand hat je einen Beweis gefunden. Es gibt eine Anzahl Fotos, aber die sind durch die Bank unglaublich – verschwommene, unscharfe Schnappschüsse, die alles vom gewöhnlichen alten Panther bis hin zu einem Brillenbär zeigen können.«

»Also ein Mythos«, sagte Race. »Ein Großkatzen-Mythos.«

»Tun Sie die Mythen von Großkatzen nicht so verächtlich ab, Professor Race«, meinte Chambers. »Sie sind in der ganzen Welt verbreitet. Indien. Südafrika. Sibirien. Es überrascht Sie vielleicht zu erfahren, dass der leidenschaftlichste Glaube an mystische Riesenkatten aus England stammt.«

»England?«

»Die Bestie von Exmoor, die Bestie von Bahn. Riesige Katzen, die spätnachts in den Mooren umherschleichen. Niemals erwischt, niemals fotografiert. Aber ihre Fußabdrücke werden oft im Schlamm gefunden. Mein Gott, wenn die Sichtungen stimmen, besteht die Mög-

lichkeit, dass der Hund von Baskerville in Wirklichkeit kein Hund war, sondern eine riesige *Katze*.«

Race lachte schnaubend und überließ Chambers seiner Arbeit. Er kehrte zu seinem Sitz zurück, hatte sich jedoch kaum niedergelassen, da spürte er, dass sich jemand neben ihn setzte. Es war Lauren.

»Ah, die Glückskappe«, meinte sie mit einem Blick auf Race' Yankee-Kappe. »Ich weiß nicht, ob ich es dir je gesagt habe, aber ich habe diese verdammte Kappe immer gehasst.«

»Das hast du mir gesagt«, meinte Race.

»Aber du trägst sie noch immer.«

»Es ist eine schöne Kappe.«

Laurens Blick wanderte abschätzend über sein T-Shirt, seine Jeans und die Turnschuhe. Race bemerkte, dass sie ein dickes Khakihemd mit aufgerollten Ärmeln trug, dazu eine Khakihose und robust aussehende Wanderschuhe.

»Nettes Outfit«, meinte sie, ehe er einen ähnlichen Kommentar abgeben konnte.

»Was soll ich sagen?«, entgegnete er. »Als ich heute meine Tasche für die Arbeit gepackt habe, bin ich nicht davon ausgegangen, dass ich dem Dschungel einen Besuch abstatten werde.«

Lauren warf den Kopf zurück und lachte. Das Lachen erinnerte Race an die alten Tage. Völlig theatralisch und von äußerst zweifelhafter Aufrichtigkeit.

»Ich hatte ganz vergessen, wie knochentrocken du sein kannst«, sagte sie.

Race lächelte schwach und senkte den Kopf.

»Wie ist es dir ergangen, Will?«, fragte sie sanft.

»Gut«, log er. »Und dir? Du hast offensichtlich gut für dich gesorgt. Ich meine, Donnerwetter, die DARPA ...«

»Das Leben ist schön«, sagte sie. »Das Leben ist sehr schön. Hör mal, Will ...« Und da war er. Der Wechsel. Lauren war stets gut darin gewesen, zum Geschäft zurückzukehren. »Ich wollte vor der Landung mit dir sprechen. Ich möchte nicht, dass das, was zwischen uns war, unserer Arbeit hier in die Quere gerät. Ich habe dir nie wehtun wollen ...«

»Du hast mir nicht wehgetan«, sagte Race vielleicht ein wenig zu rasch. Er sah auf seine Schuhbänder hinab. »Es gibt nichts, das nicht nach einer Weile heilt.«

Was nicht ganz der Wahrheit entsprach.

Race hatte wesentlich länger als »eine Weile« gebraucht, um über Lauren O'Connor hinwegzukommen.

Ihre Beziehung war eine klassische Affäre gewesen, wie sie überall in Amerika vorkommt: zwei Collegestudenten, die nicht zueinander passten. Race war clever, hatte jedoch kein Geld. Lauren war brillant und ihre Familie hatte Geld wie Heu. Race ging mit einem halben Sportstipendium zum USC. Als Gegenleistung dafür, dass er Football spielte, erließ das College ihm die Hälfte der Gebühren. Die andere Hälfte kratzte er dadurch zusammen, dass er hinter der Theke des örtlichen Nachtclubs arbeitete. Dagegen kamen Laurens Eltern für die Kosten ihrer Tochter auf – im Voraus und auf einmal.

Sie waren zwei Jahre zusammen. Der Footballer mit den guten, jedoch nicht spektakulären Noten in Spra-

chen und die große, wunderschöne Studentin der Naturwissenschaften, die in jeder Hinsicht glänzte.

Race gefiel das. Lauren war alles, was er je von einer Gefährtin gewollt hatte – intelligent, extrovertiert, von scharfem Humor. Bei Footballer-Partys war sie wie die Sonne an einem wolkenverhangenen Tag. Wenn sie den Raum nach ihm absuchte, ihn fand und lächelte, schmolz er dahin.

Er verliebte sich in sie.

Dann erhielt Lauren ein einjähriges Stipendium am MIT und studierte dort theoretische Physik oder so was in der Art. Er wartete. Jetzt wurde es die klassische Distanzbeziehung. Liebe übers Telefon. Race vertraute ihr. Er lebte für ihr wöchentliches Telefonat.

Schließlich kam sie zurück.

Er wartete am Flugplatz, den Ring in der Tasche. Er hatte die Ansprache tausendmal geprobt, hatte sie schließlich perfekt hinbekommen, sodass er im richtigen Moment vor ihr auf die Knie fallen und um ihre Hand anhalten konnte.

Doch als sie an diesem Tag durch das Ankunftsgate kam, trug sie bereits einen Diamantring am Finger.

»Will, tut mir Leid«, sagte sie. »Aber ... na ja ... ich habe jemanden kennen gelernt.«

Race konnte den Ring nicht einmal aus der Tasche ziehen.

Und so verbrachte er die restliche Collegezeit mit der Nase in seinen Büchern, blieb resoluter Single und fühlte sich unvorstellbar elend.

Er schloss im Fach Sprachen des Altertums als Viert-

bester seines Semesters ab und bekam zu seiner Überraschung das Angebot für einen Lehrauftrag an der NYU. Da er nichts anderes vorhatte – außer vielleicht, sich die Pulsadern aufzuschneiden –, nahm er an. Und jetzt, jetzt war er ein bescheidener Sprachenprofessor, der in einem alten Büro mit Schindeldach in New York City arbeitete, während sie theoretische Physikerin war und in der angesehensten waffentechnologischen Abteilung des US-Militärs arbeitete. Na ja.

Race hatte nie erwartet, sie wiederzusehen. Hatte sie nie Wiedersehen *wollen*. Doch als Frank Nash ihren Namen erwähnte, machte es in ihm *klick*. Er wollte sehen, was sie aus sich gemacht hatte.

Gut, jetzt hatte er es gesehen.

Sie hatte verdammt noch mal bei weitem mehr aus sich gemacht als er.

Blinzelnd fuhr Race aus seinen Gedanken auf.

Er kehrte in die Gegenwart zurück und merkte, dass er Laurens Ehering anstarrte.

*Mein Gott, rei dich zusammen!*, dachte er.

»Frank hat gesagt, du hast mit dem Manuskript gute Arbeit geleistet«, meinte sie.

Race hustete und räusperte sich, womit er den Hals ebenso frei machte wie die Gedanken. »Ich habe getan, was ich tun konnte. Ich meine, he, es ist nicht theoretische Physik, aber es ist ... na ja, es ist das, was ich tue.«

»Du solltest stolz darauf sein.« Sie lächelte ihn an.  
»Schön, dich wiederzusehen, Will.«

Race erwiderte ihr Lächeln, so gut er konnte.

Dann stand sie auf und sah sich um. »Na ja, wie dem auch sei, ich gehe besser zurück. Sieht so aus, als ob wir gleich landen.«

\* \* \*

ES WAR SPÄT am Nachmittag, als die Hercules schwer auf einer staubigen Privatpiste am Rand des Cuscotals aufsetzte.

Das Team verließ das Flugzeug an Bord des Truppentransporters, der seine Reise nach Südamerika im Bauch der Maschine hinter sich gebracht hatte. Der gewaltige Lastwagen rumpelte durch die Heckklappe heraus und fuhr sogleich über eine schlecht gepflasterte Straße Richtung Norden auf den Urubamba zu.

Es war eine holprige Fahrt. Race saß hinten im Laster neben seinem Leibwächter, Sergeant Van Lewen.

Die anderen Mitglieder des Teams – die drei Leute von der DARPA, Nash, Lauren und der falkengesichtige Physiker Copeland, Chambers, der Anthropologe, sowie Gaby Lopez, eine überraschend junge Lateinamerikanerin, die Archäologin des Teams – hatten je einen Green Beret als Leibwächter neben sich sitzen.

Irgendwann unterwegs fuhr der Laster einen Hügel hinauf und Race konnte über das ganze Cuscotal hinwegsehen.

Auf der linken Talseite, auf einem grasbewachsenen grünen Hügel, bemerkte er die Ruinen von Sacsayhuaman, der mächtigen Festung, von der er gerade gelesen hatte. Ihre drei gewaltigen Ränge waren noch immer er-



kennbar, doch hatten Zeit und Witterung sie ihrer Majestät beraubt. Was vor vierhundert Jahren eine großartige und imposante Festung gewesen und den Augen von Königen würdig gewesen war, das war jetzt nur noch eine zerfallende Ruine, würdig lediglich noch den Augen der Touristen.

Rechts sah Race ein Meer aus Terrakottadächern – das moderne Cusco, dessen Stadtmauern längst niedergerissen worden waren. Jenseits der Dächer lagen die kahlen Berge Südperus – braun und rau, ebenso karg, wie die schneebedeckten Gipfel der Anden im Norden spektakulär waren.

Zehn Minuten später traf der Transporter am Urubamba ein, wo ihn ein Mann von etwas über dreißig in einem weißen Leinenanzug und mit einem cremefarbenen Panamahut erwartete. Sein Name war Nathan Sebastian und er war Lieutenant der US Army.

Hinter Sebastian schwammen an einem langen, T-förmigen Anleger zwei Militärhubschrauber im Fluss.

Es waren Bell Textron UH-1Ns – »Hueys«. Aber diese beiden Hueys waren leicht modifiziert worden. Man hatte ihre langen, dünnen Landestelzen entfernt und durch längere, schotenförmige Schwimmer ersetzt, die auf dem Wasser des Flusses trieben. Von der froschähnlichen Nase eines der Hubschrauber hing, wie Race bemerkte, eine Vielzahl komplex aussehender elektronischer Apparate herab.

Der Truppentransporter kam rutschend neben dem Landungssteg zum Stehen und Race und die anderen sprangen heraus.

Lieutenant Sebastian ging direkt zu Nash. »Die Hubschrauber sind bereit, Colonel, wie Sie angeordnet haben.«

»Sehr gut, Lieutenant«, erwiderte Nash. »Was ist mit unseren Konkurrenten?«

»Vor zehn Minuten haben wir eine Satelliten-SN-Überprüfung durchgeführt, Sir. Romano und sein Team befinden sich gegenwärtig im Luftraum über Kolumbien auf dem Weg nach Cusco.«

»Mein Gott, sie sind bereits über Kolumbien«, meinte Nash und biss sich auf die Lippe. »Sie gewinnen an Boden.«

»Ihre geschätzte Ankunftszeit in Cusco ist in drei Stunden, Sir«, sagte Sebastian.

Nash sah auf seine Uhr. Es war genau 17.00 Uhr.

»Dann haben wir nicht viel Zeit«, meinte er. »Also, wollen wir mal die Hubschrauber beladen und dann ab in die Luft!«

Noch während Nash dies sagte, brachten die Green Berets bereits sechs große Samsonite-Koffer in die Hueys. Sobald sie verstaут waren, teilten sich die zwölf Teammitglieder in zwei Teams zu je sechs Personen auf und gingen an Bord.

Die beiden Hubschrauber hoben vom Fluss ab und ließen Nathan Sebastian, der seinen lächerlichen Hut festhielt, auf dem Landungssteg zurück.

Die Hueys flogen über die schneebedeckten Berggipfel.

Race saß im Heck des zweiten Hubschraubers und starrte voller Ehrfurcht auf die spektakulären Schluchten, die unter ihnen dahinrasten.

»Also, Leute«, sagte Nashs Stimme in Race' Kopfhörer. *»Ich schätze, uns stehen noch etwa zwei Stunden Tageslicht zur Verfügung. Und ich würde gern so viel wie möglich im Hellen erledigen. Zunächst haben wir dieses erste Totem zu finden. Walter? Gaby?«*

Nash hatte Chambers und Gaby Lopez im Führungshelikopter bei sich. Die beiden Hueys nahmen Kurs über die Berge, kreuzten den Paucartambo und flogen in Richtung der drei im Santiago-Manuskript erwähnten Ortschaften Paxu, Tupra und Roya.

Dem Manuskript zufolge würden sie das erste Totem nahe Roya finden. Jetzt war es an Chambers und Lopez, dem Anthropologen und der Archäologin, herauszufinden, wo genau diese Flussstadt heute lag.

Damit, überlegte Race, erledigten sie in fünfzig Minuten, wozu Renco Capac und Alberto Santiago elf Tage benötigt hatten. Nachdem sie fast eine Stunde lang über die zerklüfteten, spitzen Gipfel der Anden geflogen waren, glitten die Berge plötzlich auf spektakuläre Weise unter ihnen zur Seite und Race blickte auf eine weite grüne Ebene aus Laub, die sich vor ihm ausbreitete, so weit das Auge reichte. Es war ein fantastischer und erstaunlicher Anblick. Der Beginn des riesigen Amazonasbeckens.

Tief über dem Regenwald flogen sie nordwärts. Die Rotoren der Helikopter knatterten laut in der stillen, nachmittäglichen Luft.

Sie überquerten einige Flüsse, lange, fette, braune Linien, die sich ihren gewundenen Weg durch den undurchdringlichen Dschungel bahnten. Von Zeit zu Zeit erblickten sie die Überreste alter Dörfer an den Ufern,

einige davon mit steinernen Ruinen in der Mitte der Dorfplätze, andere einfach von Unkraut überwuchert.

Irgendwann unterwegs sah Race den blassgelben Schein elektrischen Lichts über den dunkler werdenden Horizont spähen.

»Die Goldmine Madre de Dios«, sagte Lauren, die sich zu ihm hinüberlehnte, um den Schimmer selbst in Augenschein zu nehmen. »Einer der größten Tagebaue der Welt, auch einer der abgelegensten. Es ist das Nächste, was wir hier an Zivilisation treffen werden. Lediglich ein großer, in den Boden getriebener Kegel. Wie ich gehört habe, ist die Mine irgendwann letztes Jahr aufgegeben worden. Vermutlich ist sie wieder geöff...«

In diesem Augenblick schwirrten erregte Stimme über den Funk. Chambers und Lopez unterhielten sich lebhaft über das Dorf unmittelbar unter den beiden Hueys.

Die nächste Stimme, die Race vernahm, gehörte Frank Nash. Er befahl den Hubschraubern zu landen.

Die Hueys setzten auf einer verlassenen Lichtung an einem Flussufer auf, wobei der Fallstrom das lange Gras flach legte. Nash, Chambers und Lopez verließen ihren Hubschrauber.

Mehrere moosbedeckte steinerne Monumente standen inmitten der Lichtung. Nachdem Chambers und Lopez die Monumente einige Minuten lang untersucht und mit ihren Notizen verglichen hatten, kamen sie übereinstimmend zu der Ansicht, dass hier fast sicher einmal der Ort Roya gewesen war.

Nun verließen Race und die anderen die Hubschrau-

ber und durchsuchten den Dschungel in der näheren Umgebung. Zehn Minuten später fand Lauren das erste steinerne Totem etwa fünfhundert Meter nordöstlich ihres Standortes.

Race starrte das riesige Totem voller Ehrfurcht an.

In der Wirklichkeit war es unendlich viel erschreckender, als er es sich vorgestellt hatte.

Es war etwa drei Meter hoch und bestand völlig aus Stein. Gottesfürchtige Konquistadoren hatten es vor vierhundert Jahren mutwillig beschädigt, indem sie Kreuzfixe und andere christliche Symbole eingekratzt hatten.

So etwas wie diesen Rapa hatte Race noch nie gesehen. Er war absolut furchterregend.

Die Statue war von Feuchtigkeit bedeckt, ja, sie *triefte* geradezu. Das ergab einen seltsamen Effekt: Der Stein erweckte wahrhaft den Anschein, als ob er *lebte*.

Race schluckte heftig, während er vor dem verfallenen alten Totem stand.

*Gott im Himmel ...*

Da sie das erste Totem gefunden hatten, eilten alle zu den Hubschraubern zurück, die kurz darauf abhoben.

Nashs Hubschrauber flog tief über den Dschungel voran, immer der Richtung folgend, die der Rapaschwanz gewiesen hatte.

Über den Kopfhörer vernahm Race Nashs Stimme: »... *feuert den Magnetometer hoch. Sobald das nächste Totem angezeigt wird, werden wir zu Scheinwerfern übergehen ...*«

»*Verstanden ...*«

Race runzelte die Stirn. Er wollte jemanden fragen, was ein Magnetometer war, vor Lauren aber auch nicht unwissender wirken, als er sowieso schon war.

»Das ist ein Apparat, den Archäologen benutzen, um in der Erde vergrabene Relikte aufzuspüren«, meinte Lauren und lächelte.

*Verdammt*, dachte er.

»Kommerziell werden sie von Firmen benutzt, die auf der Suche nach Bodenschätzen sind und damit unterirdische Lager von Öl und Uranerz finden«, fügte sie hinzu.

»Wie funktionieren sie?«

»Ein Cäsiummagnetometer wie der, den wir benutzen, entdeckt winzige Abweichungen im Magnetfeld der Erde – Abweichungen, die von Objekten verursacht werden. Sie unterbrechen den Aufwärtsfluss des Magnetfelds. Archäologen in Mexiko benutzen Magnetometer seit Jahren zum Aufspüren vergrabener aztekischer Ruinen. Wir benutzen unseres zum Auffinden des nächsten steinernen Totems.«

»Aber die Totems befinden sich an der Oberfläche«, meinte Race. »Was, wenn das Magnetometer Bäume und Tiere anzeigt?«

»Das kann ein Problem werden«, räumte Lauren ein. »Aber nicht hier. Nash wird es so eingestellt haben, dass es nur auf Objekte einer gewissen Dichte und Tiefe anspringt. Bäume haben eine Dichte von wenigen tausend Megabar, Tiere, da sie aus Fleisch und Knochen bestehen, noch weniger. Ein Inkastein ist etwa fünfmal so dicht wie der dickste Baum im Regenwald ...«

»Leute«, sagte Nashs Stimme auf einmal, »*ich habe was auf dem Anzeiger. Genau voraus. Corporal, der Scheinwerfer!*«

Und so ging es weiter.

In der nächsten Stunde, während das Licht verblasste und die Schatten der Berge immer länger und die Luft immer kühler wurden, hörte Race zu, wie Nash, Chambers und Lopez ein Totem nach dem anderen ausmachten. Nachdem das Magnetometer das Totem gefunden hatte, ließen sie den Huey darüber stillstehen und erleuchteten es mit dem blendend weißen Scheinwerfer des Hubschraubers. Dann – je nachdem, welches Totem sie ausgemacht hatten – flogen sie entweder in der Richtung des Rapaschwanzes weiter oder wandten sich von der Kreatur aus gesehen nach links.

Die beiden Helikopter flogen immer weiter nordwärts, entlang des gewaltigen, treppenähnlichen Tafellands, das die Berge vom Regenwald trennte.

Bei Einbruch der Dämmerung vernahm Race Nashs Stimme erneut.

»*Wir nähern uns dem Tafelland. Ich sehe einen großen Wasserfall darüber hinwegfließen ...*«

Race erhob sich, ging nach vorn und blickte durch die vordere Windschutzscheibe des Helikopters hinaus. Er sah Nashs Huey über einen großartigen Wasserfall steigen, der den Rand des Tafellands markierte.

»*So ... Folgen jetzt dem Fluss ...*«

Es wurde dunkler. Bald sah Race nur noch die roten Hecklichter von Nashs Helikopter vor sich, die sich hin und her und auf und nieder bewegten, während der Hu-

ey dem Verlauf des breiten schwarzen Flusses unter ihnen folgte. Der Strahl des Scheinwerfers spielte auf den kleinen Wellen der Wasseroberfläche. Sie flogen jetzt Richtung Westen, auf die Bergwand zu, die sich über dem Regenwald auftürmte.

Da sah Race Nashs Hubschrauber scharf nach rechts abschwanken und eine dichte, bewaldete Schleife des Flusses nachfliegen.

»*Wartet einen Augenblick!*«, sagte Nashs Stimme.

Race spähte nach vorn durch die Windschutzscheibe. Nashs Hubschrauber schwebte rechts von ihm über dem Flussufer.

»*Moment ... ich sehe eine Lichtung. Sie ist offenbar von Gras und Moos überdeckt, aber ... Wartet, da ist es. In Ordnung, Leute, ich kann's jetzt so gerade eben erkennen ... Die Ruinen eines großen, pyramidenförmigen Bauwerks ... Sieht aus wie die Zitadelle. Okay, haltet euch bereit für die Landung.*«

\* \* \*

EXAKT IN DEM Augenblick, als Nashs Hueys in Vilcafor landeten, trafen drei weitere – weitaus größere – Militärflugzeuge am Flughafen Cusco ein.

Es waren ein riesiges C-17-Globemaster-III-Frachtflugzeug und zwei kleine F-14-Kampffjets, die Eskorte des großen Frachtflugzeugs. Die drei Maschinen rollten am Ende der Landebahn aus, wo sie auf etliche weitere Flugzeuge trafen, die nur Minuten zuvor in Cusco gelandet waren.



Drei gewaltige CH-53E-Super-Stallion-Helikopter standen am Ende der Piste und warteten auf die Globemaster. Die Super Stallions boten einen imposanten Anblick. Sie waren die schnellsten und mächtigsten Schwerlasthelikopter der Welt.

Der Transfer verlief rasch.

Drei schattenhafte Gestalten sprangen aus der Globemaster und rannten über das Rollfeld zu den Hubschraubern hinüber. Einer von ihnen – er war kleiner als die anderen beiden, schwarz und trug eine Brille mit Goldrand – hielt etwas unter dem Arm, das aussah wie ein großes, in Leder gebundenes Buch.

Die Männer sprangen an Bord eines der Super Stallions. Kaum waren sie drin, hoben alle drei Hubschrauber ab und flogen nach Norden.

Ihr Start verlief nicht unbemerkt.

In einiger Entfernung vom Flugplatz stand ein Mann, der die Hubschrauber durch ein Hochleistungsfernglas beobachtete. Er war in einen weißen Leinenanzug gekleidet und hatte einen cremefarbenen Panamahut auf.

Lieutenant Nathan Sebastian.

Im schwindenden Licht der Dämmerung und im strömenden Regen setzten Frank Nashs Hueys sanft auf dem Fluss neben den Ruinen von Vilcafor auf.

Anschließend manövrierten die beiden Piloten ihre Vögel so, dass die Schwimmer in dem weichen Schlamm am Flussufer auf Grund liefen.

Die Green Berets sprangen als Erste ans Ufer, die M-16 gehoben und schussbereit. Die zivilen Mitglieder des

Teams traten nach ihnen in den Matsch. Race kam als Letzter. Waffenlos stellte er sich ans Flussufer und betrachtete ehrfürchtig die Ruinen der Zitadellenstadt Vilcafor.

Der Ort bestand im Wesentlichen aus einer grasbedeckten, zentralen Straße, die etwa einhundert Meter vom Fluss entfernt verlief. Zu beiden Seiten war sie gesäumt von dachlosen, steinernen Hütten, die von Unkraut und Moos überwuchert waren. Eigentlich war die gesamte Stadt von Laub bedeckt – es war, als ob der Wald ringsum lebendig geworden wäre und sie als Ganzes verschlungen hätte.

An Race' Ende der Straße befanden sich der Fluss sowie die zerfallenen Überreste eines alten, hölzernen Landungsstegs. Am anderen Ende ragten, den kleinen Ort überblickend wie eine Art Schutzgott, die Ruinen der pyramidenähnlichen Zitadelle empor.

In Wirklichkeit war die Zitadelle nicht größer als ein zweigeschossiges Vorstadthaus. Aber sie bestand aus Steinen, die solider wirkten als alles, was Race je gesehen hatte. Das war jene präzise Steinmetzarbeit der Inka, von der er in dem Manuskript gelesen hatte. Riesige, viereckige Blöcke, die von Steinmetzen der Inka zu rechtgehauen und dann perfekt neben andere, gleichartig geformte Blöcke gesetzt worden waren. Mörtel war unnötig und man hatte auch keinen benutzt.

Die Zitadelle bestand aus zwei kreisförmigen Stufen. Die obere Ebene war ein kleinerer konzentrischer Kreis, der über dem unteren ruhte.

Der ganze Bau wirkte vom Wetter gezeichnet und verfallen, abgetragen und baufällig. Die einstmals Furcht

erregenden Steinmauern waren jetzt von grünen Ranken sowie einem Netzwerk von Sprüngen überzogen. Die gesamte obere Ebene war bröckelig, die untere weitgehend intakt, doch völlig von Unkraut überwuchert. Ein großer Türstein saß in einem merkwürdigen Winkel im Haupteingang des Gebäudes.

Abgesehen von der Zitadelle hatte der Ort ein weiteres dominierendes Charakteristikum.

Vilcafor war von einem gewaltigen ausgetrockneten Graben umgeben, der in Hufeisenform um den gesamten Ort verlief. Er begann und endete am Flussufer. Zwei große Steinblöcke verhinderten, dass das Flusswasser hineinströmte. Er musste wenigstens fünf Meter breit und ebenso tief gewesen sein. Ein Gewirr aus Dornbüschen schlängelte sich über den wasserlosen Grund. Zwei alte Brücken aus Baumstämmen überspannten den Graben zu beiden Seiten des Ortes. Wie alles andere in der Stadt waren auch sie vom vordringenden Regenwald überwältigt worden. Ihre Holzstämmen zierten kriechende Ranken.

Reglos stand Race am Ende der alten Inkatrasse. Der Regen strömte vom Rand seiner Kappe herab.

Er fühlte sich, als hätte er eine andere Welt betreten.

Eine uralte Welt.

Eine gefährliche Welt.

»Bleib nicht zu lang am Wasser stehen«, meinte Lauren im Vorübergehen.

Verständnislos wandte Race sich um. Lauren schaltete ihre Taschenlampe ein und zeigte damit auf den Fluss hinter ihm.

Es war, als ob jemand einen Lichtschalter betätigt hätte.

Race sah sie augenblicklich. Glitzernd im Licht von Laurens Taschenlampe.

Augen.

Nicht weniger als fünfzig Augenpaare, die aus dem tintenschwarzen Wasser ragten, starrten ihn von der regenbespritzten Oberfläche des Flusses an.

Rasch wandte er sich Lauren zu. »Alligatoren?«

»Nein«, meinte Walter Chambers und kam herüber. »*Melanosuchus niger*. Schwarze Kaimane. Größte Krokodilart des Kontinents. Manche sagen, die größte der Welt. Sie sind größer als Alligatoren und biologisch gesehen eher eine Krokodilart. Eigentlich ist der schwarze Kaiman ein naher Verwandter von *Crocodylus porosus*, dem riesigen australischen Salzwasserkrokodil.«

»Wie groß sind sie?«, fragte Race. Er sah lediglich die unheimliche Konstellation aus Augen vor sich. Wie groß die Reptilien unter Wasser wirklich waren, konnte er nicht sagen.

»Etwa zweiundzwanzig Fuß«, erwiderte Chambers fröhlich.

22 Fuß. Race stellte im Kopf Berechnungen an. 22 Fuß waren sieben Meter.

»Und wie viel wiegen sie?«, fragte er.

»Etwa zweitausenddreihundert Pounds. Was ist das – etwa eintausend Kilo?«

*Eintausend Kilogramm*, dachte Race. *Eine Tonne.*

*Na toll.*

Die Kaimane hoben sich etwas in dem dunklen Fluss

und Race sah ihre gepanzerten Krokodilrücken und die zugespitzten Schuppen der Schwänze.

Sie wirkten wie dunkle Hügel, die so gerade eben aus dem Wasser ragten. Prächtige, große, gewaltige Hügel.

»Sie verlassen das Wasser nicht, oder?«

»Vielleicht schon«, entgegnete Chambers. »Wahrscheinlich jedoch nicht. Die meisten Krokodile ziehen es vor, ihre Opfer überraschend am Ufer zu packen, aus der Deckung des Wassers heraus. Und obgleich schwarze Kaimane Nachtjäger sind, kommen sie am Abend selten aus dem Wasser, und zwar aus dem einfachen Grund, weil es zu kalt ist. Wie alle Reptilien müssen sie auf ihre Körpertemperatur Acht geben.«

Race trat vom Flussufer zurück.

»Schwarze Kaimane«, sagte er. »Großartig.«

Mit vor der Brust verschränkten Armen stand Frank Nash allein am Ende der Hauptstraße von Vilcafor und starrte den verfallenen Ort vor sich eindringlich an.

Troy Copeland tauchte an seiner Seite auf. »Gerade hat Sebastian aus Cusco angerufen. Romano ist mit einer Tomcat-Eskorte in einer Globemaster dort eingetroffen und mit ein paar Hubschraubern in unsere Richtung weitergeflogen.«

»Was für Hubschrauber?«

»Super Stallions. Drei Stück.«

»Mein Gott«, sagte Nash. Ein voll beladener CH-53E Super Stallion konnte bis zu 55 Mann in voller Bewaffnung transportieren. Und sie hatten *drei*. Also hatte Romano auch Feuerwaffen mitgenommen.

»Wie lange haben wir von Cusco bis hierher gebraucht?«, fragte Nash rasch.

»Etwa zwei Stunden und vierzig Minuten«, erwiderte Copeland.

Nash blickte auf seine Uhr.

19.45 Uhr.

»In den Stallions sind sie schneller«, meinte er, »falls sie den Totems richtig folgen. Wir müssen uns beeilen. Ich würde sagen, uns bleiben etwa zwei Stunden, ehe sie eintreffen.«

Die sechs Green Berets schleppten die Samsonite-Koffer aus den Hubschraubern auf die Hauptstraße von Vilcafor.

Dort öffneten Nash, Lauren und Copeland die Koffer. Darin war Hightech-Ausrüstung verborgen, wie sich zeigte – Hexium-Laptops, Infrarotteleskope, Linsen sowie einige sehr futuristisch aussehende Kanister aus rostfreiem Stahl.

Der Anthropologe Chambers und die Archäologin Lopez waren in das Dorf geeilt und untersuchten eifrig die Zitadelle und die sie umgebenden Bauwerke.

Race – der jetzt einen grünen Army-Parka zum Schutz vor dem Regen trug – ging zu den Green Berets, um ihnen beim Entladen der Hubschrauber zu helfen.

Er erreichte das Flussufer und fand dort Buzz Cochran vor, der sich gerade an das jüngste Mitglied ihres Teams gewandt hatte, einen Corporal mit frischem Gesicht namens Douglas Kennedy. Sergeant Van Lewen und der verantwortliche Offizier der Green Berets, Captain Scott, waren nirgendwo zu sehen.

»Ich meine, ehrlich, Doogie, glaubst du nicht, dass sie eine Nummer zu groß ist für dich?«, fragte Cochrane gerade.

»Finde ich nicht, Buzz«, sagte einer der anderen Soldaten. »Ich finde, er sollte sie mal einladen.«

»Ist doch 'ne prächtige Idee«, meinte Cochrane zu Kennedy.

»Maul halten, Leute«, sagte Doug Kennedy in einem breiten Südstaatenakzent.

»Nein, jetzt mal ernst, Doogs, warum gehst du nicht einfach zu ihr und fragst sie?«

»Ich habe gesagt, Maul halten«, erwiderte Kennedy, während er einen Samsonite-Container aus einem der Hueys herauswuchtete.

Douglas Kennedy war 23, schlank und sah auf eine knabenhafte Weise gut aus. Er hatte ernste grüne Augen, einen geschorenen Kopf und war so grün wie nur möglich. Sein Spitzname, Doogie, war eine Anspielung auf die saubere und ehrliche Natur der Hauptfigur einer alten Fernsehsendung, *Doogie Howser MD*, mit dem, so hieß es, Doogie viele Charakterzüge gemeinsam hatte. Darüber hinaus spielte der Name auf eine Unbeholfenheit an, eine Art von Unschuld, die so richtig zu Doogie zu passen schien. Er war besonders schüchtern und unbeholfen, wenn es um Frauen ging.

»Na, was gibt's?«, fragte Race, als er bei ihnen eintraf.

Cochrane wandte sich um, musterte Race von oben bis unten, wandte sich ab und sagte: »Oh, wir haben Doogie gerade dabei ertappt, wie er diese hübsche, junge

Archäologin da drüben angestarrt hat, und ihn ein bisschen aufgezo- gen.«

Race drehte sich um und sah Gaby Lopez, die Archäologin des Teams, mit Walter Chambers zusammen bei der Zitadelle stehen.

Sie war allerdings sehr hübsch. Sie hatte dunkles Haar, eine wunderschöne dunkle Gesichtsfarbe und einen kräftigen, kurvenreichen Körper. Mit 27 war sie, wie Race gehört hatte, die jüngste außerordentliche Professorin der Fakultät für Archäologie in Princeton. Gaby Lopez war eine sehr intelligente junge Frau.

Race zuckte innerlich die Schultern. Doogie Kennedy hätte es bei weitem schlimmer treffen können.

Cochrane klopfte Doogie herzlich und fest auf den Rücken und spie einen Klumpen Tabak aus.

»Keine Sorge, mein Sohn. Wir werden schon noch einen Mann aus dir machen. Ich meine, wirf mal einen Blick auf den jungen Chucky da drüben.« Cochrane zeigte auf das zweitjüngste Mitglied der Einheit, einen fleischigen, mondgesichtigen, 23-jährigen Corporal namens Charles »Chucky« Wilson. »Chucky ist erst letzte Woche flügge geworden, ein Vollmitglied des Achtziger-Klubs.«

»Was ist der Achtziger-Klub?«, fragte Doogie verblüfft.

»Lecker«, erwiderte Cochrane, sich die Lippen leckend. »Lecker ist er, stimmt's nicht, Chucky?«

»Natürlich, Buzz.«

»Süße Äpfelchen, Mann«, grinste Cochrane.

»Süße Äpfelchen«, erwiderte Chucky, ebenfalls grin- send.



Während die beiden Soldaten lachten, beäugte Race Cochrane vorsichtig und dachte an die abschätzigen Worte des Green Berets im Flugzeug.

Auf ihn wirkte Corporal Buzz Cochrane wie Ende dreißig. Er hatte rotes Haar und rote Brauen, ein stark faltiges Gesicht sowie ein raues, unrasiertes Kinn. Er war groß, hatte einen mächtigen Brustkasten und dicke, kräftige Arme.

Schon wegen seines Aussehens mochte Race ihn nicht.

An ihm schien etwas Gemeines zu sein – der nicht gerade intelligente Schulflegel, der allein aufgrund seiner Größe und Kraft die anderen Kinder unter der Knute hatte. Die Art von Brutalo, die zur Armee ging, weil Menschen wie er dort gediehen. Kein Wunder, dass er fast vierzig und noch immer Corporal war.

»Sag mal, Doogie«, meinte Cochrane plötzlich, »was würdest du sagen, wenn ich rübergehe und dieser süßen kleinen Archäologin sage, dass wir hier einen dummen, jungen Soldaten haben, der sie auf einen Burger und ins Kino einladen möchte ...«

»Nein!«, rief Doogie aufrichtig erschrocken.

Die anderen Green Berets brachen in brüllendes Gelächter aus.

Doogie errötete heftig. »Und nenn mich nicht dumm«, brummte er. »Ich bin nicht *dumm*.«

Genau in diesem Moment kehrten Van Lewen und Scott vom anderen Hubschrauber zurück. Sogleich verstummte das Gelächter.

Race sah Van Lewen argwöhnisch von Doogie zu den anderen blicken, und zwar auf eine Weise, wie ein großer

Bruder die Peiniger seines kleinen Bruders anfunkeln würde. Er bekam den Eindruck, dass das Gelächter eher wegen Van Lewen als wegen Captain Scott verstummt war.

»Wie geht's voran?«, fragte Scott Cochrane.

»Gibt keine Probleme, Sir«, erwiderte Cochrane.

»Dann schnappt euch eure Ausrüstung und macht euch auf ins Dorf«, befahl Scott. »Sie wollen den Test durchführen.«

Race und die Soldaten betraten den Ort. Es goss noch immer in Strömen.

Während er die schlammige Straße hinabging, sah Race Lauren mit Troy Copeland bei dem größten Samsonite-Koffer stehen.

Es war ein großer, schwarzer Koffer, wenigstens einen Meter fünfzig hoch. Copeland öffnete gerade das Seitenteil, wodurch er ihn in eine Art transportable Werkbank verwandelte.

Der schlanke Wissenschaftler klappte den Deckel des Koffers auf. In Hüfthöhe wurde eine Konsole sichtbar, die aus einigen Skalen, einer Tastatur sowie einem Computermonitor bestand. Lauren schloss ein silbriges, stabähnliches Objekt, das wie ein Mikrofon galgen aussah, oben an der Konsole an.

»Bereit?«, fragte sie.

»Bereit«, erwiderte Copeland.

Lauren legte einen Schalter an der Seite des Koffers um und sogleich gingen überall an der Konsole grüne und rote Lämpchen an. Copeland tippte etwas auf der Allwettertastatur der Einheit ein.

»Das Ding wird Nukleotid-Resonanz-Imager oder NRI genannt«, erklärte Lauren Race, ehe er nachfragen konnte. »Es kann uns die Lage jeder strahlenden Substanz in der Umgebung zeigen, indem es die Luftschwingungen um die Substanz misst.«

»Ach, wirklich?«, meinte Race.

Lauren seufzte und sagte: »Jede radioaktive Substanz – sei es Uran, Plutonium oder Thyrium – reagiert auf molekularer Ebene mit Sauerstoff. Im Grunde bringt die radioaktive Substanz die Luft um sich herum zum Schwingen. Der Apparat entdeckt diese Schwingungen und zeigt uns dadurch die Lage der radioaktiven Substanz.«

Einen Augenblick später hörte Copeland zu tippen auf. Er wandte sich an Nash. »Der NRI ist bereit.«

»Dann los«, sagte Nash.

Copeland betätigte eine Taste und sogleich begann der Silberstab auf der Maschine sich zu drehen. Er bewegte sich langsam in einem stetigen Kreis.

Währenddessen sah sich Race um und bemerkte, dass Lopez und Chambers von ihrem Erkundungsausflug zurückgekehrt waren. Jetzt starrten sie auf die Maschine. Race betrachtete den Rest des Teams – alle blickten gespannt auf den Nukleotid-Resonanz-Imager.

Und dann dämmerte es ihm auf einmal.

Hiervon hing alles andere ab.

Wenn der Imager das Götzenbild nicht in der unmittelbaren Umgebung entdeckte, dann hatten sie ihre Zeit verschwendet ...

Der Stab auf dem Imager hielt in der Drehbewegung inne.

»Wir haben eine Anzeige«, sagte Lauren, den Blick auf den Bildschirm der Konsole geheftet.

Race bemerkte, dass Nash die Luft ausstieß, die er offenbar angehalten hatte.

»Wo?«

»Einen Moment ...« Lauren tippte etwas auf die Tastatur.

Der Stab des Imagers zeigte jetzt stromaufwärts – in Richtung Berge – zu dem Gebiet, wo die Bäume des Regenwalds auf die nackten Klippen des nächsten Felsplateaus trafen.

»Das Signal ist schwach«, sagte Lauren, »weil der Winkel nicht stimmt. Aber ich fange *etwas* auf. Wollen mal sehen, ob ich den Vektor ein wenig justieren kann ...«

Sie drückte weitere Tasten und der Stab auf der Einheit richtete sich langsam auf. Er hatte etwa einen Winkel von dreißig Grad erreicht, da leuchteten Laurens Augen auf.

»Gut«, sagte sie. »Starkes Signal. Sehr hohe Resonanzfrequenz. Position 270 Grad – West. Höhenwinkel ist 29 Grad, 58 Minuten. Entfernung ... 793 Meter.«

Lauren blickte zu der dunklen Felswand auf, die sich im Westen über die Bäume erhob und wie eine Art Plateau aussah. Regenschauer peitschten schräg darüber.

»Es ist da drin«, sagte sie. »Irgendwo oben in den Bergen.«

Nash wandte sich an Scott. »Geben Sie einen Funkpruch nach Panama durch. Sagen Sie, dass das Erkundungsteam die Existenz der Substanz bestätigt hat. Sagen Sie aber auch, dass wir Informationen über feindli-

che Streitkräfte erhalten haben, die auf dem Weg zu unserem Aufenthaltsort sind. Die sollen eine Einheit schicken, die uns herausholt, und zwar so bald wie möglich.«

Nash fuhr herum und sah die versammelte Gruppe an. »Na gut, Leute, auf geht's! Holen wir uns dieses Götzenbild.«

Alle machten sich bereit.

Die Green Berets kümmerten sich um ihre M-16. Die Wissenschaftler der DARPA schnappten sich Kompass und verschiedene Computerausrüstung, die sie mitnehmen wollten.

Race sah Lauren und Troy Copeland in einem der Hueys verschwinden, vermutlich um weitere Ausrüstungsgegenstände zu holen. Er eilte hinterher, um ihnen zu helfen – und um Lauren vielleicht zu fragen, was Nash mit seinen Worten gemeint hatte, eine feindliche Streitmacht sei auf dem Weg nach Vilcafor.

»Laur...«, sagte Race, als er an der Türöffnung des Hubschraubers eintraf. »Oh ...«

Er hatte die beiden bei einer innigen Umarmung erwischt. Sie küssten sich leidenschaftlich wie zwei Teenager – Hände fuhren durch Haare, Zungen erforschten den Mund des anderen.

Bei Race' unerwartetem Auftauchen fuhren die beiden Wissenschaftler auseinander. Lauren errötete, Copeland sah finster drein.

»Tut ... tut mir wirklich Leid«, meinte Race. »Ich wollte nicht ...«

»Schon gut«, sagte Lauren und richtete sich die Haare.  
»Das ist einfach ein erregender Augenblick für uns.«

Race nickte, wandte sich ab und kehrte in den Ort zurück.

*Offensichtlich.*

Auf dem Rückweg musste er immer wieder daran denken, wie Lauren die Finger durch Copelands Haar hatte laufen lassen, während sie ihn küsste. Race hatte ihren Ehering deutlich erkannt.

Copeland dagegen trug keinen.

\* \* \*

DIE GRUPPE GING die Überreste eines Trampelpfads entlang, der am Flussufer verlief. Ihr Ziel war die Basis des Felsplateaus. Die Geräusche des nächtlichen Waldes tönten ihnen laut in den Ohren. Das Meer aus Blättern um sie herum kräuselte sich unter dem Gewicht des stetig strömenden Regens.

Es war jetzt dunkel und sie ließen die Strahlen ihrer Taschenlampen über den Wald gleiten. Race fielen einige Lücken in den dunklen Gewitterwolken oben auf – Lücken, durch die unheimliches blaues Mondlicht fiel, das den Fluss neben ihm erhellte. Gelegentlich erblickte er in der Ferne das stroboskopähnliche Licht eines Blitzes. Ein Gewitter zog auf.

Lauren und Copeland gingen voraus. Lauren hielt einen Digitalkompass vor sich. Ihr Leibwächter, Buzz Cochrane, schritt neben ihr, das M-16 quer über der Brust.

Nash, Chambers, Lopez und Race folgten ihnen dicht

auf den Fersen. Scott, Van Lewen und ein vierter Soldat – der untersetzte Corporal Chucky Wilson – bildeten die Nachhut.

Die letzten beiden Green Berets – Doogie Kennedy und ein weiterer Corporal namens George »Tex« Reichart – waren als Rückendeckung im Ort zurückgelassen worden.

Race bemerkte, dass er neben Nash ging.

»Warum hat die Army nicht gleich von vornherein eine größere Truppe losgeschickt?«, fragte er. »Wenn dieses Götzenbild so wichtig ist, warum hat man lediglich ein Erkundungsteam ausgesandt, um es zu holen?«

Nash zuckte die Schultern. »Einige Leute in den oberen Etagen haben das für eine ziemlich spekulative Mission gehalten – einem vierhundert Jahre alten Manuskript zu folgen, um ein Thyrium-Idol zu finden. Also haben sie die Offensiveinheit auf eine Erkundungseinheit zusammengestrichen. Doch da wir jetzt wissen, dass es hier ist, werden sie die Kavallerie schicken. Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen wollen.«

Mit diesen Worten beschleunigte Nash seinen Schritt und ging nach vorn zu Lauren und Copeland.

Sich selbst überlassen, schritt Race am Ende der Reihe weiter. Mehr denn je kam er sich wie das fünfte Rad am Wagen vor – ein Fremder, für dessen Anwesenheit es keinen Grund gab.

Während er den Pfad am Ufer entlangging, behielt er die Oberfläche des Flusses neben sich im Auge. Er bemerkte, dass einige Kaimane neben dem Pfad her schwammen, mit der Gesellschaft Schritt hielten.

Nach einer Weile erreichten sie die Basis des Felsplateaus – eine gewaltige, lotrechte, nasse Felswand, die sich weiter nach Norden und Süden erstreckte. Race schätzte, dass sie etwa sechshundert Meter vom Ort entfernt waren.

Zur Linken – auf der anderen Seite des Flusses – sah er einen Wasserfall über die Felswand herabstürzen, der den Fluss speiste.

Auf seiner Seite des Flusses erkannte er einen schmalen, senkrechten Spalt, der die gewaltige Felswand teilte.

Der Spalt war kaum zweieinhalb Meter breit, aber hoch, unglaublich hoch – wenigstens einhundert Meter. Seine Wände waren vollkommen senkrecht. Er verschwand irgendwo im Berg. Ein knöchelhoch Wasser führendes Rinnsal ergoss sich daraus in einen kleinen, von Felsbrocken übersäten Teich, der seinerseits in den Fluss überschwappte.

Es war ein natürlicher Durchgang durch die Felswand. Das Ergebnis, mutmaßte Race, eines kleineren Erdbebens in der Vergangenheit, das die in nordsüdliche Richtung verlaufende Felswand leicht ostwestlich verschoben hatte.

Lauren, Copeland und Nash betraten den steinübersäten Teich an der Mündung des Durchgangs.

Währenddessen wandte sich Race um und sah, dass die Kaimane die Gesellschaft nicht mehr beschatteten. Sie waren gute fünfzig Meter zurückgefallen und hockten jetzt bedrohlich in den tieferen Wassern.

*Schön für mich*, dachte Race.

Dann blieb er plötzlich stehen und fuhr auf dem Absatz herum.



*Irgendetwas stimmte hier nicht.*

Nicht nur das Verhalten der Kaimane war auffällig. Etwas an dem gesamten Terrain um den Durchgang stimmte nicht ...

Und dann wurde Race klar, was es war.

Die Geräusche des Waldes waren verschwunden.

Außer dem Klatschen des Regens auf den Blättern war es völlig still. Kein Zirpen von Zikaden, kein Zwitschern von Vögeln, kein Rascheln von Zweigen.

Nichts.

Es war, als ob sie ein Gebiet betreten hätten, wo die Geräusche des Dschungels nicht mehr existierten. Ein Gebiet, das zu betreten die Tiere des Dschungels sich fürchteten.

Lauren, Copeland und Nash fiel das Schweigen anscheinend nicht auf. Sie leuchteten mit ihren Taschenlampen in den Durchgang im Fels und spähten hinein.

»Führt offenbar ganz durch«, meinte Copeland.

Lauren wandte sich an Nash. »Er geht in die richtige Richtung.«

»Dann los«, sagte Nash.

Im Gänsemarsch durchquerten die zehn Abenteurer die schmale Felspassage, wobei das knöcheltiefe Wasser bei jedem ihrer Schritte hochspritzte. Buzz Cochrane ging voraus. Seine kleine, auf den Lauf des M-16 montierte Taschenlampe erhellte ihnen den Weg.

Der Spalt verlief praktisch geradeaus, nur in der Mitte ein wenig im Zickzack, und durchschnitt das Plateau auf etwa siebenzig Metern Länge.

Während Race hinter den anderen herging, blickte er nach oben. Die Felswände zu beiden Seiten ragten weit in die Höhe. Für einen so schmalen Spalt war er unglaublich hoch. Als er den Kopf in den Nacken legte, fiel leichter Regen auf sein Gesicht.

Und dann kam er plötzlich aus dem Spalt und trat auf weites, offenes Gelände.

Der Anblick raubte ihm den Atem.

Er stand an der Basis eines gewaltigen Felscanons – eines weiten, kreisrunden Kraters von wenigstens einhundert Metern Durchmesser.

Ein glitzerndes Wasser erstreckte sich vor ihm in die Ferne, das sich silbern in einem verirrten Mondstrahl kräuselte und zu allen Seiten von der kreisrunden Wand des gewaltigen Kraters begrenzt war. Der Spalt, den sie gerade durchquert hatten, war anscheinend der einzige Zugang zu diesem gewaltigen, kreisrunden Abgrund. Auf der anderen Seite des Kraters stürzte ein schmaler Wasserfall in den seichten See am Fuß des weiten Canons herab.

Allerdings zog das, was sich im Zentrum des Canons befand, sogleich aller Aufmerksamkeit auf sich.

Aus dem Wasser – genau in der Mitte des kreisrunden Kraters – erhob sich eine gewaltige Felsformation.

Sie war etwa dreißig Meter breit und wenigstens einhundert Meter hoch, ein gigantischer, natürlicher Felsenturm, der aus dem im Mondlicht glitzernden See in den nächtlichen Himmel emporstieg. Vor dem Hintergrund des leichten Abendregens wirkte der gewaltige schwarze Monolith einfach großartig.

Die zehn standen da und blickten ehrfürchtig zu dem mächtigen Felsenturm auf.

»Mein Gott ...«, sagte Buzz Cochrane.

Lauren zeigte Nash die Anzeige auf ihrem Digitalkompass. »Wir sind genau sechshundert Meter vom Ort entfernt. Wenn wir die Steigung berücksichtigen, würde ich sagen, es besteht eine gute Chance, dass unser Götzenbild genau auf der Spitze dieses Felsenturms hockt.«

»Seht mal«, sagte Copeland von links.

Alle drehten sich um. Copeland stand vor einer Art Pfad, der in die gewölbte äußere Wand des Canons eingeschnitten war.

Der Weg stieg steil an und führte, eng daran geschmiegt, spiralförmig um die äußere Wand des Canons. Dabei umkreiste er den gigantischen Felsenturm in der Mitte des Kraters, war von diesem jedoch durch einen gewaltigen Graben leeren Raums von wenigstens dreißig Metern Breite getrennt.

Lauren und Nash gingen voraus. Sie verließen das knöcheltiefe Wasser an der Basis des Kraters und betraten den Pfad.

Die Gruppe stieg hinauf.

Der Regen hatte nachgelassen, die Wolkenschicht über dem großen Canon war dünner geworden, sodass das blaue Mondlicht leichter durchdringen konnte.

Immer weiter stiegen sie hinauf, folgten dem schmalen, gewundenen Pfad und blickten dabei in schweigender Ehrfurcht zu dem großartigen Felsenturm in der Mitte des Kraters hinüber.

Die schiere Größe des Turms war unglaublich. Er war gewaltig und merkwürdig geformt: oben ein wenig breiter als unten. Die ganze Formation schrumpfte langsam bis zu der Stelle zusammen, wo sie am Grund des Kraters auf den See traf.

Während sie den spiralförmig verlaufenden Weg hinaufstiegen, konnte Race allmählich die Spitze des Felsenturms ausmachen. Sie war abgerundet, kuppelähnlich und völlig mit dichtem Laubwerk bedeckt. Knorrige, triefend nasse Zweige ragten über die Kanten hinaus, ungeachtet des lotrechten, einhundert Meter tiefen Abgrunds unter ihnen.

Die Gruppe näherte sich dem Gipfel des Kraters, wo sie eine Brücke erreichte – vielmehr die Vorrichtung für eine Brücke, die den Pfad mit dem Felsenturm verband.

Sie lag gerade unterhalb des Kamms des Canons, nicht weit entfernt von dem dünnen Wasserfall, der über den Rand der westlichen Wand hinabstürzte.

Zwei flache Steinsimse lagen dreißig Meter voneinander entfernt auf den einander gegenüberliegenden Seiten des Abgrunds. Auf jedem Sims standen zwei steinerne Stützpfeiler. Vermutlich hatte an dieser Konstruktion einst eine Art von Hängebrücke geschwebt.

Die beiden Stützpfeiler auf Race' Seite des Abgrunds waren abgenutzt und verwittert, wirkten jedoch solide. Und *alt*, sehr, sehr alt. Race zweifelte nicht daran, dass sie mindestens bis in die Zeiten der Inka zurückzudatieren waren.

In diesem Augenblick sah er die Brücke.

Sie hing an den beiden Stützpfeilern auf der *anderen*

Seite des Abgrunds herab und lag flach an der Felswand des Turms an. Am unteren Ende der Brücke war ein langes, ausgefranstes gelbes Seil befestigt, das in einem weiten Bogen über den Abgrund zu Race' Sims führte, wo es an einem der Stützpfeiler verknotet war.

Walter Chambers untersuchte das ausgefranste gelbe Seil. »Getrocknetes Gras. Ineinander verhaktes Flechtwerk. Das ist eine klassische Seilkonstruktion der Inka. Es hieß, dass die Einwohner einer Inkastadt, wenn sie gemeinsam ans Werk gingen, innerhalb von drei Tagen eine Brücke errichten konnten. Die Frauen pflückten das Gras und flochten es zu langen, dünnen Schnüren. Daraufhin verbanden die Männer diese Schnüre zu dickeren, festeren Seilabschnitten wie diesem hier.«

»Aber ein Seil kann unmöglich vier Jahrhunderte lang die Elemente überleben«, meinte Race.

»Nein ... Nein, wohl kaum«, sagte Chambers.

»Was bedeutet, dass jemand anders diese Brücke gebaut hat«, bemerkte Lauren. »Und zwar erst vor kurzem.«

»Aber weshalb diese ausgefuchste Anlage?«, fragte Race und zeigte auf das Seil, das sich über die Schlucht zum untersten Punkt der Brücke erstreckte. »Warum ein Seil an diesem Ende der Brücke anbringen und das ganze Ding auf der anderen Seite herabfallen lassen?«

»Weiß ich nicht«, erwiderte Chambers. »Man tut so etwas nur dann, wenn man etwas auf der Turmspitze gefangen halten will ... «

Nash wandte sich an Lauren. »Was meinen Sie?«

Lauren spähte zu dem Turm hinüber, wobei ihr der leichte Regenschleier teilweise die Sicht versperrte.

»Er ist hoch genug, sodass der Winkel auf dem NRI passt.« Sie blickte auf ihren Digitalkompass. »Wir sind exakt 632 Meter horizontal vom Dorf entfernt. Unter Einbeziehung des Höhenunterschieds würde ich jede Wette darauf eingehen, dass das Götzenbild da drüben ist.«

\* \* \*

VAN LEWEN UND Cochrane zogen die Brücke hoch und legten die Enden um die beiden steinernen Stützpfeiler auf ihrer Seite der Schlucht. Jetzt überspannte die große Hängebrücke den Abgrund und verband den wolkenkratzerhohen Turm mit dem spiralförmig verlaufenden Pfad.

Noch immer regnete es.

Zerrissene, grelle weiße Blitze erhellten den Himmel.

»Sergeant«, sagte Captain Scott. »Sicherheitsleine.«

Sogleich holte Van Lewen ein merkwürdig aussehendes Ding aus seinem Rucksack. Es war eine Art silbrig schimmernder Greifhaken. Um seinen Stiel war ein schwarzes Nylonseil gewickelt.

Der große Sergeant befestigte ihn am M-203-Granatwerfer auf dem Lauf seines M-16. Dann zielte er über den Abgrund und feuerte. Mit einem *Wuschsch!* schoss der Greifhaken heraus und schwang sich anmutig über den Abgrund, wobei er die scharfen silbrigen Klauen ausfuhr und das schwarze Nylonseil hinter sich entrollte.

Nachdem der Haken die Turmspitze erreicht hatte,

grub er die Klauen in den Stamm eines dicken Baums. Daraufhin sicherte Van Lewen das Seilende an einem der steinernen Stützpfiler auf ihrer Seite des Abgrunds, sodass das Nylonseil die Schlucht knapp oberhalb der Hängebrücke überspannte.

»Also gut, Leute«, sagte Scott. »Wenn ihr die Brücke überquert, haltet euch mit einer Hand an der Sicherheitsleine fest. Fällt die Brücke unter euch weg, hält euch das Seil und ihr stürzt nicht ab.«

Van Lewen musste gesehen haben, dass Race erblusste. »Wird schon schief gehen. Sie dürfen nur nicht loslassen. Dann schaffen Sie's.«

Als Erste machten sich die Green Berets auf den Weg, einer hinter dem anderen.

Die schmale Hängebrücke schaukelte und schwankte unter ihrem Gewicht, aber sie hielt. Die Übrigen folgten ihnen durch den ewig strömenden subtropischen Regen nach.

Race überquerte die Brücke als Letzter und klammerte sich so fest an die Leine, dass seine Knöchel weiß wurden. Deswegen war er auch langsamer als die anderen. Als er den Sims auf der anderen Seite erreichte, waren sie bereits weitergegangen. Er hatte lediglich noch eine nasse, steinerne Treppe vor sich, die in das Buschwerk hinaufführte. Er eilte ihnen nach.

Zu beiden Seiten hing triefendes Laubwerk weit über den Weg und nasses Farnkraut schlug ihm ins Gesicht, während er die feuchten Steinplatten hochstieg. Nach etwa einer halben Minute schob er einige Äste beiseite und fand sich auf einer kleinen Lichtung wieder.

Alle anderen waren bereits dort. Aber sie rührten sich nicht. Zunächst konnte sich Race nicht erklären, weswegen sie so reglos dastanden, doch dann fiel ihm auf, dass sie ihre Taschenlampen nach links oben gerichtet hatten.

Er folgte den Strahlen mit dem Blick und sah es.

»Mein Gott!«, flüsterte er.

Dort oben, an der höchsten Stelle des Felsenturms – bedeckt von hart gebackenem Schlamm und Moos, verborgen von den Gräsern und feucht schimmernd in dem ständig fallenden Regen –, stand ein unheimliches, steinernes Gebäude.

Es war eingehüllt in Schatten und Nässe. Seine Form ließ deutlich erkennen, dass es Bedrohung und Macht ausstrahlen sollte. Dieser Bau konnte keinen anderen Zweck haben, als Furcht, Gebete und Verehrung zu provozieren.

Es war ein Tempel.

\* \* \*

HEFTIG SCHLUCKEND STARRTE Race den dunklen, steinernen Tempel an.

Er wirkte *bösartig*.

Kalt, grausam und böseartig.

Er war nicht sehr groß. Kaum ein Stockwerk hoch. Aber Race wusste, dass dies nicht der Wirklichkeit entsprach.

Vermutlich war das, was sie vor sich hatten, lediglich der oberste Teil des Tempels – die Spitze des Eisbergs –,



denn die Ruinen hörten zu plötzlich auf. Sie verschwanden einfach im Schlamm.

Den Rest des gewaltigen Baus musste die nasse Erde verschluckt haben, die sich über vier Jahrhunderte hinweg angesammelt hatte.

Doch was übrig geblieben war, das war erschreckend genug.

Der Tempel war annähernd pyramidenförmig – zwei breite Steinstufen führten zu einer kleinen, würfelähnlichen Struktur, die nicht größer als eine durchschnittliche Garage war. Race konnte sich vorstellen, um was es sich dabei handelte: eine Art Heiligtum, eine heilige Kammer nicht unähnlich denen, die man auf den Pyramiden der Azteken oder Maya fand.

Eine Reihe grausamer Bilder war in die Wände des Heiligtums geschnitzt worden – knurrende, katzenähnliche Untiere, die sichelartige Klauen schwenkten; vor Qual schreiende, sterbende Menschen. Die Mauern des Tempels waren vom Alter rissig. Der endlose subtropische Regen lief in kleinen Bächen daran herab und verlieh den Gestalten in den grauenhaften Szenen Leben – der gleiche Effekt, den das fließende Wasser auf den steinernen Totems erzeugt hatte.

In der Mitte des Heiligtums befand sich jedoch der interessanteste Teil des ganzen Gebäudes – der Eingang. Ein quadratisches Portal.

Aber es war versiegelt worden. Irgendwann in der fernen Vergangenheit hatte jemand einen gewaltigen Felsbrocken davor gewälzt. Race schätzte, dass wenigstens zehn Männer nötig gewesen waren, ihn dorthin zu bringen.

»Sie stammen definitiv aus einer Zeit vor den Inka«, sagte Chambers, der die Schnitzereien untersuchte.

»Ja, bestimmt«, meinte Lopez.

»Woran erkennen Sie das?«, fragte Nash.

»Die Bilder liegen zu dicht beieinander«, erwiderte Chambers.

»... und sind zu detailreich«, fügte Lopez hinzu.

Nash wandte sich an Captain Scott. »Rufen Sie Reichart unten im Dorf.«

»Jawohl, Sir.« Scott trat aus dem Kreis heraus und holte ein tragbares Funkgerät aus seinem Gepäck. Lopez und Chambers setzten ihr Fachgespräch fort.

»Was meinen Sie?«, fragte Lopez. »Chachapoyan?«

»Möglich«, erwiderte Chambers. »Könnte auch Moche sein. Sehen Sie sich die Katzenbilder an.«

Gaby Lopez legte zweifelnd den Kopf schief. »Vielleicht, aber dann wäre das Ding hier nahezu eintausend Jahre alt.«

»Was ist mit dem Pfad um den Krater und den Stufen zum Turm hinauf?«, fragte Chambers.

»Ja ... ja, ich weiß. Sehr merkwürdig.«

Nash mischte sich ein. »Es freut mich, dass Sie beide das hier so faszinierend finden, aber wovon, zum Teufel, reden Sie eigentlich?«

»Nun«, entgegnete Chambers, »anscheinend haben wir hier eine leichte Anomalie vor uns, Colonel.«

»Ach ja?«

»Sehen Sie, der Pfad um den Krater herum sowie die Stufen auf diesem Felsenturm stammen zweifelsfrei von Baumeistern der Inka. Sie haben alle möglichen Pfade

und Wege durch die Anden gebaut und ihre Methoden sind gut dokumentiert. Diese beiden Beispiele weisen alle charakteristischen Merkmale der Inka auf.«

»Und?«

»Das bedeutet, dass der Pfad und die Stufen, grob geschätzt, vor vierhundert Jahren entstanden sind. Dieser Tempel andererseits wurde lange davor erbaut.«

»Also?«, fragte Nash gereizt.

»Also ist das die Anomalie«, erwiderte Chambers. »Warum sollten die Inka einen Weg zu einem Tempel bauen, den sie nicht errichtet haben?«

»Und vergessen Sie nicht die Hängebrücke«, warf Lopez ein.

»Genau«, meinte Chambers. »Ganz genau.« Der nüchterne kleine Wissenschaftler blickte voller Furcht zum Rand des Kraters hinauf. »Ich würde vorschlagen, wir beeilen uns.«

»Warum?«, fragte Nash.

»Weil, Colonel, die Wahrscheinlichkeit besteht, dass in dieser Gegend ein Eingeborenenstamm lebt, der sich vielleicht nicht allzu sehr darüber freut, dass wir sein heiliges Gebiet betreten haben.«

»Woher wollen Sie das wissen?«, fragte Nash rasch. »Woraus schließen Sie, dass hier Eingeborene leben?«

»Weil sie«, erwiderte Chambers, »die Erbauer der Hängebrücke sind.«

»Wie Professor Race bereits hervorgehoben hat«, erklärte Chambers, »verfallen Hängebrücken aus solchen Grasseilen sehr rasch. Sie lösen sich innerhalb, sagen

wir, weniger Jahre nach ihrer Errichtung auf. Die von uns überquerte Brücke *kann nicht* vor vierhundert Jahren existiert haben. Sie wurde vor kurzem errichtet, und zwar von jemandem, dem die Brückenbaumethoden der Inka bekannt sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich um einen primitiven Stamm, der dieses Wissen über Generationen hinweg weitergereicht hat.«

Nash stöhnte vernehmlich.

»Ein primitiver Stamm«, sagte Race nüchtern. »Hier. Heutzutage?«

»Das ist nicht so unwahrscheinlich«, meinte Gaby Lopez. »Immer wieder werden im Amazonasbecken verschollene Stämme entdeckt. Erst kürzlich, nämlich 1987, haben die Brüder Villas Boas Kontakt zu dem verschollenen Kreen-Akrore-Stamm in den brasilianischen Regenwäldern aufgenommen. Und die brasilianische Regierung schickt bewusst Forscher in den Dschungel, um Steinzeitstämme suchen zu lassen.

Wie Sie sich jedoch vorstellen können, sind viele dieser primitiven Stämme Europäern gegenüber äußerst feindselig eingestellt. Manche staatlich geförderten Forscher kehrten in Einzelteilen heim. Einige, wie der berühmte peruanische Anthropologe Dr. Miguel Moros Marquez, sind überhaupt nicht mehr aufgetaucht ...«

»He!«, sagte Lauren auf einmal drüben vom Portal her.

Alle drehten sich zu ihr um. Sie stand vor dem Felsen, der in den viereckigen Eingang verkeilt war. »Hier steht was drauf.«

Sie gingen zu ihr. Lauren fegte einige Schlammbro-

cken beiseite, die an dem Felsbrocken klebten, und Race sah, was ihre Aufmerksamkeit erregt hatte.

Etwas war in die Oberfläche des großen Steins eingraviert.

Lauren kratzte weiteren Schlamm weg und allmählich trat etwas zutage, das aussah wie ein Buchstabe.

Es war ein »N«.

»Was, zum Teufel ...?«, begann Nash.

Wörter nahmen Gestalt an.

*No entrare ...*

Race wusste, was sie besagten.

*No entrare* war Spanisch für »nicht eintreten«.

Lauren entfernte noch mehr Schmutz und in der Mitte des Felsens formte sich ein grob in die Oberfläche des Steins gekratzter Satz. Er lautete:

*No entrare absoluto.  
Muerte asomarse dentro.*

AS

Race übersetzte die Worte still. Dann schluckte er heftig.

»Was bedeutet das?«, fragte Nash.

Race wandte sich ihm zu. Zunächst schwieg er. Schließlich sagte er: »Es bedeutet: ›Um keinen Preis eintreten. Der Tod lauert im Innern.«

»Und was soll ›AS‹ heißen?«, fragte Lauren.

»Ich würde vermuten«, erwiderte Race, »dass es für ›Alberto Santiago‹ steht.«

\* \* \*

IM DORF UNTEN kickte Doogie Kennedy unentwegt Steinchen herum. Es war dunkel, es regnete noch immer und er war sauer, dass man ihn zurückgelassen hatte, wo er viel lieber bei den anderen in den Bergen gewesen wäre.

»Was ist los, Doogs?«, fragte Corporal George »Tex« Reichart, der drüben am östlichen Graben stand. Er war groß und schlaksig, eine Bohnenstange von Mann, und stammte aus Austin, war mithin ein waschechter, Gras kauender Cowboy – daher sein Spitzname. »Nicht genug los hier?«

»Ach, nichts weiter«, erwiderte Doogie. »Ich wäre nur lieber oben in den Bergen auf der Suche nach dem ... na ja, was wir halt suchen sollen, als hier unten Babysitter für ein gottverdammtes Dorf zu spielen.«

Reichart kicherte leise in sich hinein. Doogie war okay. Vielleicht ein bisschen unterbelichtet, aber Feuer und Flamme für die Sache.

Tex Reichart wusste jedoch nicht, dass sich hinter dem schleppenden, kleinstädtischen Südstaatenakzent in Wirklichkeit ein außerordentlich intelligenter junger Mann verbarg.

Der Eignungstest in Fort Benning hatte für Doogie einen IQ von 161 ergeben – was seltsam war, da er die Abschlussprüfungen der Highschool kurz zuvor nur knapp bestanden hatte.

Bald stellte sich heraus, dass Douglas Kennedy während seiner Schulzeit in Little Rock, Arkansas, von seinem ruhigen, gottesfürchtigen Vater, einem Buchhalter, jeden Abend sinnlos mit einem Lederriemen verprügelt worden war.

Auch hatte Kennedy senior sich geweigert, seinem Sohn Schulbücher zu kaufen, und er hatte ihn fast jede Nacht in einem dunklen, einen Quadratmeter großen Verschlag stehen lassen. Das sollte die Strafe für angeblich schwere Verfehlungen sein, wozu eine zu laut zugeschlagene Tür zählte oder dass Doogie Vaters Steak hatte anbrennen lassen. Die Hausaufgaben konnte der Junge nie machen, und nur aufgrund seiner außergewöhnlichen Fähigkeit, geistig aufzunehmen, was im Unterricht besprochen wurde, gelang es ihm, die Highschool zu absolvieren.

Am Tag der Schulentlassung ging er zur Army und er wollte nie mehr nach Hause zurückkehren. Ein scharfsinniger, alter Rekrutensergeant erkannte den jungen Mann, in dem die Schulbehörden lediglich ein weiteres scheues Kind mit schwachen Leistungen gesehen hatten, als entschlossenen und brillanten Kopf.

Doogie war noch immer scheu, aber dank seiner Intelligenz, Willenskraft und der Unterstützung des Army-Netzwerks wurde er bald ein verteuftelt guter Soldat. Rasch wurde er zum Ranger mit Hauptfach Schießen befördert. Bald darauf folgten die Green Berets und Fort Bragg.

»Vermutlich juckt es mich nach ein bisschen Action«, sagte Doogie, während er zu Reichart hinüberging, der gerade einen AC-7V-»Eagle Eye«-Sensor am östlichen Graben auslegte.

»Ich möchte dir ja nicht allzu viel Hoffnung machen«, meinte Reichart und schaltete das durch Bewegung aktivierte Thermobildsystem ein. »Aber ich glaube nicht, dass es auf diesem Ausflug sehr aufregend wird ...«

Der Bewegungsmelder gab ein lautes *Piep* von sich.

Doogie und Reichart wechselten rasch einen Blick.

Daraufhin fuhren beide herum und durchsuchten den dichten Teil des Regenwalds vor dem Bewegungsmelder.

Doch da war nichts.

Nur ein Gewirr aus kreuz und quer übereinander liegenden Farnwedeln und leerer Wald. Irgendwo in der Nähe sang ein Vogel.

Doogie schnappte sich sein M-16 und trat vorsichtig zu der Bohlenbrücke über den östlichen Teil des Grabens. Langsam ging er auf den verdächtigen Abschnitt des Dschungels zu.

Er erreichte den Saum des Regenwalds, schaltete seine auf dem Lauf montierte Taschenlampe ein ...

... und sah ihn.

Den glitzernden, gefleckten Körper der größten Schlange, die er je zu Gesicht bekommen hatte! Es war eine zehn Meter lange Anakonda, ein regelrechtes Ungeheuer, das träge über die knorrigen Zweige eines Amazonasbaums glitt.

Sie ist so groß, dachte Doogie, dass ihre Bewegung wohl den Melder eingeschaltet hatte.

»Was ist?«, fragte Reichart und kam zu ihm.

»Nichts weiter«, erwiderte Doogie. »Nur eine Schlan...«

Da fuhr Doogie herum.

Die Schlange hätte den Bewegungsmelder nicht auslösen können. Sie war kaltblütig und der Bewegungsmelder operierte mit einem Thermobildsystem, das auf Infrarotstrahlung reagierte ...



Erneut nahm Doogie sein Gewehr hoch und ließ den Strahl der Taschenlampe über den Waldboden laufen.

Und erstarrte.

*Im nassen Gehölz vor ihm war ein Mann.*

Keine zehn Meter entfernt lag er auf dem Bauch und blickte durch eine schwarze Gesichtsmaske zu Doogie hoch. Seine Tarnung war so gut, dass er sich kaum vom dunklen Blattwerk abhob.

Aber Doogie beachtete die Tarnung kaum.

Sein Blick war auf die schallgedämpfte MP-5-Maschinenpistole in der Hand des Mannes gerichtet, die genau auf seinen Nasenrücken zielte.

Langsam hob der getarnte Mann den Zeigefinger an die maskierten Lippen, womit er das Wort »Pst!« mimte. Da bemerkte Doogie einen zweiten, identisch gekleideten Mann neben dem ersten und noch einen dritten, vierten und fünften.

Eine ganze Schwadron schwarzer Geister lag im Unterholz.

»Was, zum Teufel ...«, sagte Reichart beim Anblick der Soldaten und griff nach seinem Gewehr. Eine Reihe lauter Klickgeräusche ertönte – etwa zwanzig Sicherheitsbügel wurden in der Dunkelheit gelöst. Da überlegte er sich die Sache doch lieber noch einmal.

Doogie schloss entsetzt die Augen.

Im Unterholz vor ihnen mussten wenigstens zwanzig Mann verborgen liegen.

Traurig schüttelte er den Kopf.

Er und Reichart hatten gerade das Dorf verloren.

»DER TOD LAUERT im Innern.« Nash sah stirnrunzelnd den Felsbrocken an, der in das Portal verkeilt war.

Race neben ihm starrte auf die Bilder in den Steinwänden – die grauenhaften Szenen mit den monströsen Katzen und sterbenden Menschen.

»Eigentlich ist es noch prosaischer«, sagte er, sich umwendend. »*Asomarse* bedeutet wörtlich ›droht‹. ›Der Tod droht im Innern‹.«

»Und Santiago hat das geschrieben?«, fragte Nash.

»Sieht so aus.«

In diesem Augenblick kehrte Captain Scott zurück. »Sir, wir haben ein Problem. Ich komme nicht zu Reichart durch.«

Nash drehte sich nicht um, sondern blickte weiterhin das Portal an. »Interferenzen wegen der Berge?«

»Das Signal ist klar und eindeutig, Sir. Reichart hebt nicht ab. Da stimmt was nicht.«

Ein Stirnrunzeln furchte Nashs Gesicht. »Sie sind hier ...«, ächzte er.

»Romano?«, fragte Scott.

»Verdammt«, sagte Nash. »Wie sind sie so rasch hergekommen?«

»Was tun wir jetzt?«

»Wenn sie im Dorf sind, werden sie wissen, dass wir hier oben sind.« Rasch wandte sich Nash an Scott. »Rufen Sie die Basis in Panama«, befahl er. »Geben Sie durch, dass wir auf Plan B umschwenken und in die Berge gehen mussten. Sagen Sie, sie sollen das Luftunterstützungsteam anfunken und die Piloten anweisen, auf unserem tragbaren Leitstrahl das Ziel

anzusteuern. Machen Sie schon! Wir müssen rasch handeln.«

Lauren, Copeland sowie ein paar Green Berets machten sich eilig daran, Composition-2-Sprengstoff an dem Felsen im Portal anzubringen.

C-2 ist ein sanft explodierender Plastiksprengstoff und wird in der ganzen Welt von Archäologen benutzt, um Hindernisse in alten Bauten wegzusprengen, ohne die Gebäude selbst zu zerstören.

Während sich die anderen rasch an ihre Arbeit begaben, entschloss sich Nash, das Gebiet hinter dem Tempel zu erforschen. Vielleicht gab es einen weiteren Weg ins Innere. Da Race nichts anderes zu tun hatte, folgte er.

Die beiden schritten über einen gepflasterten Weg, der um das Heiligtum herumführte wie ein geländerloser Balkon, und erreichten die Rückseite des Baus.

Dort erblickten sie einen steilen, schlammigen Damm, der scharf bis zum Rand der Felsenturmspitze abfiel.

Während er auf dem matschigen Hügel stand, sah Race auf die dicht an dicht liegenden rechteckigen Blöcke hinab, die den Pfad bildeten.

Da sprang ihm ein sehr merkwürdiger Stein ins Auge.  
Ein *runder* Stein.

Nash sah ihn gleichfalls und die beiden beugten sich herab, um ihn näher zu betrachten.

Er hatte einen Durchmesser von zirka 75 Zentimetern – etwa wie ein breitschultriger Mann – und befand sich auf gleicher Höhe wie die Oberfläche des Pfades. Race

hatte den Eindruck, als säße der Stein in einem kreisrunden Loch, das *in* die rechteckigen Blöcke geschnitten worden war.

»Ich frage mich, wozu es benutzt worden ist«, meinte Nash.

»Wer ist Romano?«, wollte Race wissen. Die Frage traf Nash völlig unvorbereitet.

Race war nämlich eingefallen, dass der Colonel ihm von den deutschen Killern berichtet hatte, die die Mönche in der Pyrenäen-Abtei abgeschlachtet hatten. Und da war ihm das Foto Heinrich Anistases in den Sinn gekommen, des Anführers dieser Mörderbande, das Nash ihm gezeigt hatte.

Nash warf Race einen scharfen Blick zu und seine Züge verfinsterten sich.

»Professor, bitte ...«

»*Wer ist Romano?*«

»Entschuldigen Sie mich«, entgegnete Nash und machte, Race hart anrempelnd, auf dem Absatz kehrt.

Kopfschüttelnd folgte Race ihm in einiger Entfernung und setzte sich schließlich auf die breiten Steinstufen an der Vorderseite des Tempels.

Er war furchtbar müde und sein Kopf fühlte sich an wie Matsch. Es war jetzt kurz nach neun und nach einer Reise von beinahe zwölf Stunden war er völlig ausgelaugt.

Er lehnte sich an die Stufen des Tempels und zog den Army-Parka eng um sich. Eine jähe, überwältigende Erschöpfung hatte ihn überkommen. Er legte den Kopf auf die kalten Steinstufen und schloss die Augen.

Da vernahm er ein Geräusch.

Ein seltsames Geräusch. Ein scharfes *Kratzen*.

Ein rasches, beharrliches, fast ungeduldiges, doch merkwürdig gedämpftes Scharren. Es schien *aus dem Innern* des Tempels zu kommen.

Race runzelte die Stirn.

Es hörte sich an wie Klauen, die über einen Stein kratzten.

Sogleich richtete er sich auf und sah zu Nash und den anderen hinüber.

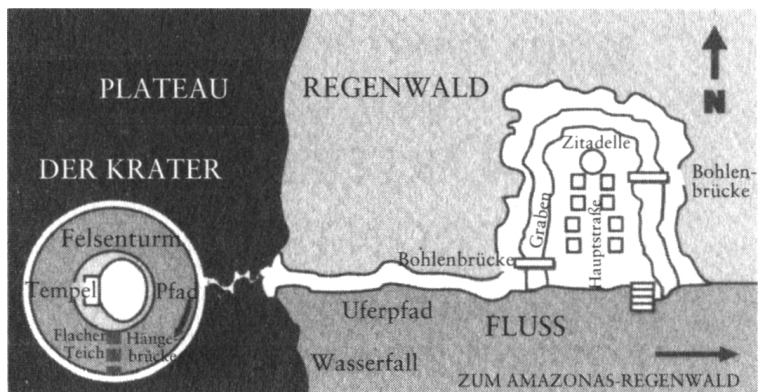
Er wollte ihnen von dem Geräusch berichten, erhielt dazu allerdings keine Gelegenheit mehr, weil genau in diesem Moment falkengleich zwei Kampfhubschrauber mit knatternden Rotoren und aus allen Rohren feuernd durch den Regenschleier über dem Felsenturm hervorstürzten und die Turmspitze mit mächtigen Scheinwerfern in ein gleißendes Licht tauchten.

Gleichzeitig ertönte ohrenbetäubendes automatisches Gewehrfeuer und eine Reihe von Geschossen schlug nur Zentimeter über Race' Kopf in die Steinmauer. Er tauchte um die Ecke des Tempels in Deckung und sah sich um. Eine kleine Armee schattenhafter Gestalten stürmte aus dem Saum der Lichtung hervor. Aus den Mündungen ihrer Gewehre zuckten lange Feuerzungen. Schwarze Geister der Nacht.



# Dritte Konfrontation

Montag, 4. Januar, 21.10 Uhr





RACE LEGTE DIE Hände über den Kopf, als unmittelbar neben ihm erneut eine Geschosssalve in die Steinmauer schlug.

Dann explodierte plötzlich und erschreckend laut in allernächster Nähe weiteres Gewehrfeuer.

Race öffnete die Augen und merkte, dass er direkt in den Scheinwerfer eines der Hubschrauber starrte. Er schloss die Lider und sah, hervorgerufen durch das blendende Licht, Punkte.

Er legte den Unterarm über die Augen und langsam kehrte seine Sehfähigkeit zurück. Da wurde ihm klar, dass die Quelle dieses neuen Gewehrfeuers jemand war, der über ihm stand und zu den Scheinwerfern hinauf feuerte.

Es war Van Lewen. Sein Leibwächter.

Der ihn mit seinem M-16 *verteidigte*.

Einer der Kampfhelikopter flog mit gewaltigem Getöse über sie hinweg. Seine Rotorblätter knatterten laut und das weiße Scheinwerferlicht spielte über die Spitze des Felsenturms. Er durchlöcherte den schlammigen Boden vor Van Lewen mit einer Salve aus seinen seitlich montierten Geschützen. Der unglaubliche Krach übertönte das knallende Maschinengewehrfeuer auf der Turmspitze.

Verzweifelte Stimmen ertönten in Race' Kopfhörer.

»... *sehe nicht, wo sie ...*«

»... *sind zu viele!*«

Dann vernahm er auf einmal Nashs Stimme: »*Van Lewen! Feuer einstellen! Feuer einstellen!*«

Eine Sekunde später hörte Van Lewen auf zu feuern und damit endete zugleich der Gewehrkampf. In der darauf folgenden, unheimlichen Stille, die in dem harten weißen Licht eines der beiden Kampfhubschrauber gebadet war, der die Turmspitze umkreiste, sah Race, dass er und sein Begleiter von wenigstens zwanzig Männern umzingelt waren. Sie waren in Schwarz gekleidet und mit automatischen Maschinengewehren bewaffnet.

Die beiden Kampfhubschrauber schwebten über der Lichtung vor dem Tempel und erleuchteten sie mit den mächtigen Scheinwerfern. Es waren in Amerika hergestellte AH-64 »Apache«-Kampfhubschrauber – dürre, bössartig aussehende Raubvögel.

Langsam traten die Schattengestalten aus dem Laubwerk am Rand der Lichtung. Alle waren schwer bewaffnet. Einige hielten kompakte, in Deutschland hergestellte MP-5 in den Händen, andere ultramoderne Steyr-AUG-Sturmgewehre.

Race war von seinen Kenntnissen über die Waffenkollektion vor sich überrascht.

Er hatte sie Marty zu verdanken.

Abgesehen davon, dass sein Bruder Konstrukteur bei der DARPA sowie der lästigste Elvis-Presley-Fan der Welt war (alle seine Geheimnummern und Computer-Passworte lauteten gleich: 53310761, die Army-Nummer des Kings), war Marty darüber hinaus ein wandelndes Waffenlexikon.

Seit ihrer Kindheit und bis zu ihrer letzten Begegnung vor neun Jahren war Marty imstande gewesen, jede Marke, jedes Modell und jeden Waffenhersteller zu benennen, wenn sie ein Geschäft für Jagdbedarf betreten. Das merkwürdige Ergebnis dieser Fähigkeit war, dass Race sie dank Marty gleichfalls alle identifizieren konnte.

Blinzelnd kehrte er in die Gegenwart zurück und sah wieder die Phalanx bewaffneter Soldaten vor sich.

Alle waren vollkommen in Schwarz gekleidet – pechschwarze Kampfmonturen, Gurte, Handschuhe und Stiefel.

Das verblüffendste Merkmal ihrer Uniformen war jedoch eine mit Holzkohle geschwärzte Maske, die alles bis auf die Augen des Trägers verbarg. Dadurch wirkten die Soldaten kalt und unmenschlich, beinahe roboterhaft.

Einer der Maskierten eilte zu Van Lewen hinüber, riss ihm das M-16 aus der Hand und nahm ihm hastig die übrigen Waffen ab.

Daraufhin beugte sich der Mann in Schwarz zu Race herab und lächelte durch die bedrohliche Maske.

»Guten Abend«, sagte er sarkastisch auf Deutsch, ehe er ihn brutal hochriss.

\* \* \*

DER REGEN FIEL unablässig.

Nash, Copeland und Lauren standen am Portal, die Hände fest hinter dem Kopf verschränkt, neben sich die entwaffneten Green Berets.

Walter Chambers starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die maskierten Soldaten, die sie umzingelten. Gaby Lopez dagegen betrachtete sie kühl.

Van Lewen und Race wurden neben die anderen gestoßen.

Race blickte die Männer mit den schwarzen Masken voller Furcht an. Er hatte solche Masken schon gesehen. Südamerikanische Polizisten trugen sie bei gewalttätigen Protestversammlungen, um die Gesichter vor Steinen und anderen Wurfobjekten zu schützen.

Alles in allem zählte er zwanzig Soldaten.

In der Dunkelheit dahinter stand eine weitere Gruppe von Leuten – Männer und Frauen. Sie trugen weder Uniform noch Maske, sondern Zivilkleidung. Wanderkleidung, nicht unähnlich der von Lauren.

*Wissenschaftler, dachte Race. Deutsche Wissenschaftler, die das Thyrium-Götzenbild suchen.*

Er warf einen Blick zum Portal hinüber, zu dem riesigen Felsen, der in der Tür verkeilt war. Auf allen Seiten standen Drähte heraus – der sanft explodierende C-2-Sprengstoff.

In diesem Moment trat einer der Soldaten vor und griff nach seiner Maske, um sie herunterzunehmen.

Race spannte alle Muskeln an – er erwartete, die kalten, harten Züge von Heinrich Anistase zu erblicken, dem ehemaligen Stasi-Agenten, der die deutschen Killer bei dem blutigen Gemetzel in der Abtei angeführt hatte.

Der Soldat zog die Maske herab.

Race runzelte die Stirn. Ein Unbekannter.

*Es war nicht Anistase.*

Es war vielmehr ein stämmiger, älterer Mann mit einem runden, runzligen Gesicht und einem buschigen grauen Schnurrbart.

Race wusste nicht so recht, ob er erleichtert oder entsetzt sein sollte.

Der deutsche Kommandeur sprach kein Wort, als er ungestüm an Race vorübereilte und sich vor das Portal hockte.

Er untersuchte die miteinander verbundenen Drähte, die von dem Felsen wegführten, und schnaubte. Daraufhin ließ er sie fallen und schritt zu Frank Nash hinüber.

Gebieterisch, die Nase rümpfend, starrte er herrisch auf den pensionierten Army Colonel hinab.

Dann fuhr er plötzlich herum und brüllte seinen Männern auf Deutsch Befehle zu, die Race für sich im Kopf übersetzte: »Feldwebel Dietrich, bringen Sie die Leute ins Dorf und sperren Sie sie ein! Hauptmann von Dirksen, bereiten Sie alles zum Öffnen des Tempels vor!«

Angeführt von dem deutschen Feldwebel namens Dietrich und eskortiert von sechs maskierten Deutschen, wurden die zehn Amerikaner unzeremoniell über die Hängebrücke und den spiralförmig verlaufenden Pfad zurückgebracht.

Unten angekommen, führte man sie durch den schmalen Spalt in dem Plateau zum Uferpfad. Nach etwa zwanzig Minuten Marsch trafen sie wieder im Dorf ein.

Aber das Dorf hatte sich verändert.

Zwei gewaltige Halogenscheinwerfer erleuchteten die

Hauptstraße, badeten sie in künstlichem Licht. Die beiden Apache-Helikopter, die Race oben an der Turmspitze gesehen hatte, standen jetzt still mitten auf der Straße. Am Ufer starrte etwa ein Dutzend deutscher Soldaten über den Fluss hinaus.

Race folgte ihrem Blick und sah die zerstörten Hueys am Flussufer liegen. Im Vergleich zu den beiden schlanken Apaches wirkten Frank Nashs Hueys alt und klobig.

Erst da ging Race auf, wohin die Deutschen eigentlich schauten.

Auf etwas, das jenseits der beiden Hueys auf dem Fluss schwamm, eingehüllt in den stetig fallenden nächtlichen Regen.

Ein Wasserflugzeug.

Aber es war kein gewöhnliches Wasserflugzeug. Es musste eine Flügelspannweite von wenigstens siebzig Metern haben. Der majestätisch im Wasser ruhende Rumpf war *gewaltig*, ein gutes Stück größer als der Hauptkörper der Hercules, mit der Race und die anderen nach Peru geflogen waren. Vier Turboprop-Strahltriebwerke hingen unter den mächtigen Tragflächen und zwei gewölbte Schwimmer berührten auf jeder Seite die Wasseroberfläche und stabilisierten das Flugzeug.

Es war eine Antonow An-111 *Albatros*, das größte Wasserflugzeug der Welt.

Als Race und die anderen, angeführt von dem deutschen Feldwebel Dietrich, den Uferpfad verließen, wendete das große Flugzeug gerade und kam rückwärts auf das Ufer zu.

Kaum war es im weichen Schlamm aufgelaufen, da senkte sich eine Laderampe aus dem Heck herab.

Sobald die Rampe trockenen Boden berührt hatte, polterten zwei Fahrzeuge aus dem riesigen Flugzeug – ein achträdriges Geländefahrzeug, das aussah wie ein Panzer auf Rädern, sowie ein Humvee mit verstärktem Dach.

Die beiden gepanzerten Fahrzeuge kamen rutschend mitten auf der Hauptstraße zum Stehen. Race und die anderen wurden zu ihnen geführt. Als sie dort eintrafen, sah Race zwei weitere deutsche Soldaten, die Tex Reichart und Doogie Kennedy die Straße hinab auf sie zustießen.

»Meine Herren«, sagte Dietrich auf Deutsch zu den anderen Soldaten. »Sperren Sie die Soldaten und die Leute von der Regierung in das Geländefahrzeug und legen Sie ihnen Fesseln an. Die anderen werfen Sie in den Humvee. Schließen Sie ab und machen Sie beide Fahrzeuge dann fahruntüchtig.«

\* \* \*

NASH, COPELAND SOWIE die sechs Green Berets wurden in das große, panzerähnliche Geländefahrzeug gesteckt. Race, Lauren, Lopez und Chambers schob man in den Humvee.

Der Humvee war eine Art übergroßer Jeep, nur wesentlich breiter und mit einem festen, verstärkten Mettalldach. Er hatte gleichfalls Lexanscheiben, die im Augenblick hochgekurbelt waren.

Nachdem sie die Amerikaner in das große Fahrzeug geschafft hatten, öffnete einer der deutschen Soldaten die Motorhaube und beugte sich über den Motor. Er legte einen Schalter direkt unterhalb der Lüftung um und sogleich – *Klick!* – waren alle Türen und Fenster fest verriegelt.

Ein fahrbares Gefängnis, dachte Race.

*Wunderbar.*

Mittlerweile herrschte auf der Turmspitze eine Geschäftigkeit wie in einem Bienenkorb.

Die deutschen Soldaten gehörten zu den Fallschirmjägern, einer schnellen Eingreiftruppe der Bundeswehr, und so gingen sie auch zu Werke, nämlich rasch und effizient.

Der Befehlshaber ihrer Truppe, General Günther C. Kolb – der Mann mit dem grauen Schnurrbart, der Frank Nash so kalt taxiert hatte –, brüllte ihnen auf Deutsch Befehle zu: »Los! Los! Macht schon! Wir haben nicht viel Zeit!«

Während seine Männer in alle Richtungen davonspritzten, überblickte Kolb die Szenerie.

Den C-2-Sprengstoff am Felsen im Tempeleingang hatte man entfernt und durch Seile ersetzt. Einige Soldaten waren bereit zum Eindringen. Man hatte eine digitale Videokamera vor dem Portal installiert, die das Öffnen des Tempels dokumentieren sollte.

Kolb nickte zufrieden.

Sie waren bereit.

Es konnte losgehen.



Der Regen trommelte laut auf das Dach des Humvees.

Race saß zusammengekauert auf dem Fahrersitz, Walter Chambers neben ihm auf dem Beifahrersitz. Lauren und Gaby Lopez waren im Fond.

Durch die regenbespritzte Windschutzscheibe sah Race, dass sich die deutschen Soldaten um einen einzelnen Bildschirm versammelt hatten.

Race runzelte die Stirn.

Dann fiel sein Blick auf den kleinen Fernseh Bildschirm in der Mittelkonsole am Armaturenbrett – wo in einem normalen Fahrzeug das Radio gewesen wäre. Er überlegte, ob das Abschalten des Motors die elektronischen Systeme beeinflusst hätte. Um das herauszufinden, drückte er den Einschaltknopf des kleinen Fernsehgeräts.

Langsam erschien ein Bild auf dem Schirm.

Es zeigte die Deutschen oben am Tempel, die um das Portal versammelt waren. Race vernahm ihre Stimmen über die Lautsprecher.

*»Unglaublich, dass sie Sprengstoff benutzen wollten! Damit hätten sie das gesamte Gebäude zum Einsturz bringen können. Machen Sie die Seile fest ...«*

*»Was sagen sie?«, fragte Lauren.*

*»Sie entfernen den Sprengstoff, den du am Felsen angebracht hast«, erwiderte Race. »Sie glauben, dass das C-2 das gesamte Gebäude zum Einsturz bringen würde. Stattdessen werden sie Seile benutzen.«*

Aus dem Lautsprecher kam die Stimme einer Frau, die rasch etwas auf Deutsch sagte.

Race übersetzte: *»Sehen Sie mal, ob Sie mit dem*

Hauptquartier Kontakt aufnehmen können. Teilen Sie denen mit, dass wir am Tempel eingetroffen und Mitgliedern der US Army begegnet sind, die wir ausgeschaltet haben. Wir erwarten weitere Befehle.«

Dann sagte sie noch etwas.

»... Was ist mit dem anderen amerikanischen Team? Wo sind die gegenwärtig?«

*Was, zum Teufel, soll das denn heißen?, dachte Race. Das andere amerikanische Team?*

Zunächst glaubte er, sich verhöhnt zu haben.

Aber er hatte sie richtig verstanden. Dessen war er sich sicher.

*Aber das ergab einfach ...*

Innerlich die Stirn runzelnd, übersetzte er ihren letzten Satz nicht.

*»Alles klar, macht euch fertig ...«*

Die Männer auf dem Schirm hoben die Seile auf.

*»Und ... zieht!«*

Die Seile strafften sich und der Felsbrocken im Portal setzte sich langsam in Bewegung, wobei er laut auf dem Steinfußboden des Eingangs knirschte.

Acht deutsche Soldaten waren dabei, den riesigen Felsbrocken von seinem vierhundertjährigen Ruheplatz herunterzuholen.

Langsam – sehr langsam – glitt er aus dem Portal. Dahinter lag tiefe Schwärze.

Nun trat Günther Kolb vor und spähte in das dunkle Innere des Tempels.

Er sah eine breite Steintreppe, die in die Dunkelheit

hinabführte, in den Bauch der großen, unterirdischen Anlage.

»Also gut«, sagte er auf Deutsch. »Stoßtrupp, ihr seid an der Reihe.«

Race wandte sich an Lauren.

»Sie gehen rein.«

Oben auf der Felsenturmspitze traten fünf vollständig ausgerüstete deutsche Soldaten vor. Der Stoßtrupp.

Kommandiert von einem drahtigen jungen Hauptmann namens Kurt von Dirksen, gingen sie, die Gewehre in den Händen, zum Eingang des Tempels.

»Macht es euch nicht unnötig schwer«, sagte Kolb zu dem jungen Hauptmann. »Sucht dieses Götzenbild und dann verschwindet wie der Teufel ...«

In diesem Augenblick ertönte ohne jegliche Vorwarnung eine Reihe scharfer Pfeifgeräusche.

*Zinng-zinng-zinng-zinng-zinng-zinng!*

Dann bohrte sich – *Klack!* – unmittelbar neben Kolbs Kopf etwas Langes und Scharfes in einen Klumpen Moos an der Mauer des Tempels.

Kolb sah das Ding erstaunt an.

Es war ein Pfeil.

Schreie tönnten aus den Lautsprechern des kleinen Bildschirms in dem Humvee, als ein Hagel von Pfeilen auf die deutschen Soldaten oben am Tempeleingang eintrummelte.

»*Was ist das, zum Teufel?*«

»*In Deckung! In Deckung!*«

»Was ist da los?«, fragte Lauren und beugte sich vor.

Erstaunt wandte Race sich ihr zu. »Sieht so aus, als würden sie angegriffen.«

Erneut hüllte das ohrenbetäubende Brüllen des Maschinengewehrfeuers die Turmspitze ein, als die deutschen Soldaten ihre MP-5 und Steyr-AUG abfeuerten.

Sie standen, die Gesichter nach außen gerichtet, um das offene Portal des Tempels und zielten auf die Quelle der tödlichen Pfeile – den Rand des gewaltigen Kraters.

Aus der Deckung der Portalmauern spähte Günther Kolb in die Dunkelheit hinauf und suchte nach seinem Feind.

Und erkannte ihn.

Eine Ansammlung schattenhafter Gestalten oben am Rand des Canons.

Insgesamt waren es vielleicht fünfzig – schlanke menschliche Gestalten, die eine Wagenladung primitiver hölzerner Pfeile auf die deutschen Soldaten abluden.

*Was, zum Teufel ..., dachte Kolb.*

Erstaunt und verblüfft vernahm Race die deutschen Stimmen aus den Lautsprechern.

»*Tempelteam! Was gebt da oben vor?*«

»*Wir werden angegriffen! Ich wiederhole, wir werden angegriffen!*«

»*Wer greift Sie an?*«

»*Sie sehen aus wie Indios! Wiederhole: Indios. Eingeborene. Sie schießen vom oberen Kraterrand auf uns!*

*Aber wir werfen sie anscheinend zurück – Moment. Einen Augenblick. Sie ziehen sich zurück. Sie ziehen sich zurück.*«

Einen Augenblick später hörte das Gebrüll der automatischen Waffen auf und es folgte eine lange Stille.

Nichts geschah.

Nur Stille.

Die Deutschen auf dem Bildschirm sahen sich vorsichtig um. Die Gewehre in ihren Händen rauchten.

Im Humvee wechselte Race einen Blick mit Chambers.

»Ein Stamm Eingeborener aus dieser Gegend«, meinte Race.

Günther Kolb rief Befehle.

»Horgen! Veil! Nehmt einige Leute mit hinauf und bildet einen Kreis um den Rand des Kraters!« Er wandte sich an von Dirksen und dessen Team. »Also gut, Hauptmann. Sie können den Tempel jetzt betreten.«

Die fünf Mitglieder des Stoßtrupps sammelten sich vor dem offenen Portal.

Dunkel und bedrohlich stand es gähmend weit offen.

Hauptmann von Dirksen trat vorsichtig, das Gewehr in der Hand, auf die Schwelle des Portals, auf die oberste der breiten, steinernen Stufen, die ins Innere des Tempels hinabführten.

»Na gut«, sagte er formell in sein Kehlkopfmikrofon, als er den ersten Schritt hinabtat. »Ich sehe einige Stein-  
stufen vor mir. Steige jetzt ...«

»... *die Stufen hinab* ...«, sagte von Dirksens Stimme über die Lautsprecher des Humvees.

Race blickte gespannt auf den Bildschirm. Dort traten die fünf Soldaten langsam durch das Portal. Schließlich verschwand auch der Kopf des letzten Soldaten unter der obersten Treppenstufe und er sah lediglich noch die leere Steinschwelle vor sich.

»*Hauptmann, Bericht!*«, sagte Kolbs Stimme in Kurt von Dirksens Helm, als der junge deutsche Hauptmann die unterste Stufe der feuchten Treppe erreichte und der Strahl seiner Taschenlampe durch die Dunkelheit schnitt.

Er stand jetzt in einem schmalen Tunnel mit Steinwänden, der nach rechts unten abschwunkte. Steil und spiralförmig fiel er in die Dunkelheit des Tempelherzens hinab. Kleine Nischen säumten seine Wände.

»Wir haben den unteren Treppenabsatz erreicht«, sagte er. »Ich sehe einen geschwungenen Tunnel vor mir. Gehe darauf zu.«

Die Männer des Stoßtrupps schritten vorsichtig und in weitem Abstand voneinander den steil abfallenden Tunnel entlang. Die Strahlen ihrer Taschenlampen glitten über die feucht glitzernden Mauern. Von irgendwo tief aus dem Innern des Tempels vernahmen sie ein halrendes, tröpfelndes Geräusch.

»Team«, sagte von Dirksen, »hier ist Eins. Melden!«

Die anderen erwiderten rasch:

»Hier ist Zwei.«

»Drei.«

»Vier.«

»Fünf.«

Sie wagten sich weiter in den Tunnel hinab.

In angespanntem Schweigen blickten Race und die anderen auf den Fernsehbildschirm und lauschten den gedämpften Stimmen des deutschen Stoßtrupps. Race über setzte.

»... so nass hier drin, überall Wasser ...«

»Seid auf der Hut! Passt auf, wo ihr hintretet ...«

Da ertönte aus den Lautsprechern ein schrilles Kreischen.

»Was war das?«, fragte von Dirksen rasch. »Team, melden!«

»Zwei hier.«

»Drei.«

»Vier.«

Und dann nichts.

Race wartete gespannt auf die Meldung des letzten Soldaten. Aber sie erfolgte nicht. Kein »Fünf«.

Von Dirksen fuhr herum.

»Friedrich«, zischte er, während er den Gang zu den anderen zurückschritt.

Sie waren eine kurze Strecke den steilen, gewundenen Tunnel hinabgegangen und standen jetzt in pechschwarzer Finsternis. Die einzige Beleuchtung waren die Strahlen ihrer Taschenlampen.

Hinter ihnen, den Hang hinauf, sahen sie lediglich einen Schimmer blauen Mondlichts, das um die leichte

Krümmung des Tunnels herumkam und den Weg zurück nach oben wies.

Von Dirksen spähte in den Tunnel zurück.

»Friedrich!«, flüsterte er in die Dunkelheit. »*Friedrich!* Wo bist du?«

In diesem Augenblick vernahm Dirksen hinter sich ein lautes *Bumm*.

Er fuhr herum.

Und sah nur noch *zwei* seiner Männer. Der dritte war wie vom Erdboden verschluckt.

Von Dirksen wandte sich wieder dem Eingang zu und wollte gerade etwas in sein Mikrofon sagen, da erblickte er plötzlich einen ungewöhnlich großen Schatten, der um die Biegung des Tunnels schlich, und die Worte blieben ihm im Hals stecken.

Im Mondschein zeigten sich die Umrisse des Schattens.

Er sah grauenerregend aus.

Das sanfte blaue Licht schimmerte auf muskulösen schwärzen Flanken. Der Strahl von von Dirksens Taschenlampe glitzerte auf langen, rasiermesserscharfen Zähnen.

Der deutsche Hauptmann starrte das Untier in benommenem Schweigen an.

Es war *riesig*.

Urpötzlich trat ein zweites, identisches Untier neben das erste.

*Sie müssen sich in den Nischen versteckt haben, dachte von Dirksen.*

*Auf der Lauer gelegen haben. Gewartet haben, bis*



*wir vorüber waren, sodass sie uns den Rückweg abschneiden konnten.*

Blitzartig sprang das erste Untier los. Von Dirksen hatte nicht den Hauch einer Chance. Für ein Tier seiner Größe bewegte es sich unglaublich rasch. Er sah nur noch die zuschlagenden Klauen vor sich und dann blieb Kurt von Dirksen nichts mehr übrig, als zu kreischen.

\* \* \*

DIE LAUTEN RUFEN und Schreie der letzten drei Mitglieder des Stoßtrupps ertönten aus den Lautsprechern des Fernsehgeräts.

Race und die anderen starrten entsetzt auf den Bildschirm.

Einen kurzen Moment lang vernahmen sie Schüsse, aber es dauerte nur eine Sekunde, bis sowohl das Gewehrfeuer als auch das Kreischen abrupt abbrachen und durch ein Schweigen ersetzt wurden.

Ein langes Schweigen.

Race starrte auf den Bildschirm, auf den offenen Eingang des Tempels.

*»Von Dirksen, Friedrich, Nielson! Bericht!«*

Von den Männern kam keine Antwort.

Race wechselte rasch einen Blick mit Lauren.

Da ertönte plötzlich eine neue Stimme.

Sie klang atemlos, gehetzt und voller Furcht.

*»Nielson hier! Wiederhole, Nielson hier! O mein Gott ... Gott möge uns helfen. Fliehen Sie! Fliehen Sie, solange es noch ...«*

*Klatsch!*

Ein Geräusch, als wäre etwas Großes auf Nielson geprallt.

Ein Scharren folgte und dann vernahm Race ein jähes Gekreisch, bei dem ihm das Blut in den Adern gefror, und schließlich über das schrille Geschrei hinweg einen weiteren, unendlich furchtbaren Laut.

Es war ein *Gebrüll* – ein teuflisches Gebrüll –, laut und tief wie bei einem Löwen.

Nur voller, resonanzhafter, *wilder*.

Race' Blick flackerte zum Fernsehbildschirm zurück und plötzlich erstarrte er.

Da war es!

Es trat aus der schattenhaften Finsternis des Portals hervor.

Während er das riesige schwarze Untier aus dem Eingang des Tempels kommen sah, verspürte er ein Übelkeit erregendes Gefühl tief in der Magengrube.

Denn er begriff in diesem Moment, dass die Männer auf dem Felsenturm trotz aller Technologie, Waffen und ihres selbstsüchtigen Verlangens, eine neue und fantastische Energiequelle zu finden, gerade ein weitaus einfacheres Gesetz der menschlichen Evolution verletzt hatten.

Manche Türen sollten stets verschlossen bleiben.

\* \* \*

GÜNTHER KOLB UND das Dutzend Soldaten auf der Turmspitze starrten das Tier im Portal lediglich ehrfürchtig an.

Es war prachtvoll, hatte eine Schulterhöhe von anderthalb Metern und war vollkommen schwarz – pechschwarz von Kopf bis Fuß.

Es sah aus wie eine Art Jaguar.

Ein *riesiger* schwarzer Jaguar.

Die Augen der gewaltigen Katze glitzerten gelb im Mondschein und mit den wütend gesträubten Brauen, den geballten Muskeln der Schultern und den dolchähnlichen Zähnen wirkte es wahrhaftig wie die Inkarnation des Teufels.

Da wurde das sanfte blaue Mondlicht, das das Portal des Tempels erhellte, plötzlich durch einen grellen weißen Blitz ersetzt und in dem darauf folgenden, ohrenbetäubenden Donnerschlag brüllte das riesige Tier auf.

Es hätte ein Signal sein können.

Weil genau in diesem Augenblick über ein Dutzend weiterer gewaltiger schwarzer Katzen aus der Finsternis des Tempels hervorstürmten und die Deutschen auf der Felsenturmspitze angriffen.

Obgleich sie mit Sturmgewehren und automatischen Maschinenpistolen bewaffnet waren, hatten die Mitglieder der deutschen Expedition nicht den Hauch einer Chance. Die Katzen waren zu rasch. Zu flink. Zu überwältigend. Sie stürmten mit schockierender Wildheit auf die wie betäubt dastehenden Soldaten und Wissenschaftler zu, sprangen sie an, brachten sie zu Fall, zerfleischten sie bei lebendigem Leib.

Einigen wenigen Soldaten gelang es, Schüsse abzufeuern, und eine der Katzen ging zuckend zu Boden.

Aber das spielte keine Rolle. Die anderen Tiere beachteten die durch die Luft pfeifenden Kugeln anscheinend kaum und innerhalb von Sekunden waren sie auch über die schießenden Soldaten hergefallen – rissen ihnen das Fleisch vom Körper, bissen ihnen die Kehle durch, erstickten sie mit ihren mächtigen, schraubstockartigen Klauen.

Grässliche Schreie erfüllten die nächtliche Luft.

General Günther Kolb rannte.

Nasse Farnwedel schlugen ihm hart ins Gesicht, während er die Steintreppe hinabstürmte, die zu der Hängebrücke zurückführte.

Wenn er es bis dorthin schaffte, dachte er, und sie von den Stützpfählern auf der anderen Seite löste, saßen die Katzen auf dem Felsenturm in der Falle.

Kolb jagte die feuchten Steinplatten hinunter, wobei ihm das Geräusch des eigenen Atems laut in den Ohren tönte. Etwas, das hinter ihm durch das Blattwerk stürmte, war sogar noch lauter. Weitere Farnwedel schlugen ihm ins Gesicht, aber das war ihm gleichgültig. Fast war er ...

*Da!*

Er sah sie.

Die Hängebrücke!

Einige wenige seiner Männer rannten darüber und entkamen so dem Gemetzel auf der Felsenturmspitze.

Kolb flog die letzten paar Stufen hinab und lief auf den Sims hinaus.

*Er hatte es geschafft!*

Genau in diesem Moment traf ihn etwas entsetzlich

Schweres in den Rücken und der deutsche General fiel nach vorn aufs Gesicht.

Er landete hart auf dem kalten, nassen Sims. Verzweifelt krallte er mit den Händen nach etwas, an dem er sich hätte festhalten können, um wieder auf die Beine zu kommen. Da schlug ihm urplötzlich eine riesige schwarze Pfote aufs Handgelenk und nagelte es am Boden fest.

Entsetzt schaute Kolb auf.

Es war eine der Katzen.

*Sie stand über ihm!*

Das dämonenhafte schwarze Untier musterte dieses seltsame kleine Wesen neugierig, das den törichten Versuch unternommen hatte, ihr zu entfliehen.

Voller Furcht starrte Kolb in die bösen gelben Augen hinauf. Mit einem lauten, das Blut zum Gerinnen bringenden Gebrüll fuhr der Kopf des großen Tiers rasend schnell herab und Kolb schloss die Augen und wartete auf das Ende.

Unten im Dorf herrschte Schweigen.

Die um den Bildschirm versammelten zwölf deutschen Soldaten wechselten lediglich erstaunte Blicke.

Sie sahen ihre Kameraden oben auf der Felsenturmspitze in alle Richtungen davonrennen. Gelegentlich eröffnete einer von ihnen mit einer MP-5 das Feuer, nur um eine Sekunde später von einer katzenhaften Gestalt aus dem Bild geschleudert zu werden.

»Hasseldorf, Krieger«, sagte Feldwebel Dietrich scharf. »Baut die westliche Brücke ab!« Sogleich verließen zwei deutsche Soldaten die Runde.

Dietrich wandte sich an seinen jungen Funker. »Hast du irgendwen da oben erreichen können?«

»Ich komme durch, Feldwebel, aber es antwortet keiner«, erwiderte der Funker.

»Versuch 's weiter!«

Durch die regennassen Scheiben des Humvees beobachtete Race Dietrich und die um ihren Bildschirm versammelten deutschen Soldaten. Da vernahm er plötzlich einen Ruf.

Augenblicklich fuhr er herum.

Er sah einen der Deutschen von der Felsenturmspitze über den Weg am Flussufer heranjagen.

Der Soldat winkte wild mit den Armen und kreischte: »Schnell, zum Flugzeug! Schnell, zum Flugzeug! Sie kommen!«

Genau in diesem Moment erleuchtete ein Blitzstrahl den Pfad hinter dem rennenden Mann und Race erhaschte einen Blick auf etwas, das den Pfad entlangraste.

»O mein Gott ...«

Es war eine der riesigen, katzengleichen Kreaturen – genau diejenige, die nur Minuten zuvor aus dem Tempel getreten war.

Aber das Bild auf dem winzigen Bildschirm des Humvees war dem Tier nicht im Geringsten gerecht geworden.

Es war absolut entsetzenerregend.

Die Katze lief mit gesenktem Kopf dahin, die Ohren flach angelegt. Ihre mächtigen Schultermuskeln trieben sie hinter ihrem fliehenden menschlichen Opfer her.

Ihre Bewegungen waren wunderschön, zeigten eine fließende, katzenartige Anmut – diese verblüffende Kombination aus Harmonie, Kraft und Schnelligkeit, die allen Katzen auf der Welt gemeinsam ist.

Der deutsche Soldat rannte, so schnell er konnte, aber er würde dem gewaltigen Tier nicht entkommen. Er versuchte, Haken zu schlagen, hinter einigen Bäumen direkt neben dem Pfad in Deckung zu gehen. Doch die Katze war zu behände. Sie sah aus wie ein Gepard in vollem Lauf – ihre mächtigen Beine spielten in perfektem Gleichklang, sie folgte den Bewegungen ihres Opfers, schwenkte nach links, nach rechts, hielt dabei aber ihren Schwerpunkt stets sehr tief und verlor deshalb kein einziges Mal den Halt.

Bedrohlich überragte sie den unglückseligen Deutschen, dem sie stetig näher kam. Als sie nahe genug heran war, tat sie einen mächtigen Satz nach vorn und ...

Der Blitz verschwand abrupt und der Pfad war in absolute Finsternis getaucht.

Dunkelheit. Schweigen.

Dann vernahm Race ein Gekreisch.

Plötzlich erhellte ein weiterer Blitz das Flussufer, und als Race das Bild vor sich erfasste, erstarrte ihm das Blut in den Adern.

Die gewaltige schwarze Katze stand breitbeinig über dem Soldaten, hatte den mächtigen Kopf zum Halsbereich des gestürzten Mannes gesenkt. Abrupt fuhren die Kieferknochen des Tiers nach oben und es ertönte ein Übelkeit erregendes Geräusch: Die Katze hatte dem toten Soldaten den Kopf vom Rumpf gerissen.

In einem weiteren aufflammenden Blitz stieß sie ein triumphierendes Gebrüll aus.

Eine volle Minute lang sprach niemand ein Wort.

Schließlich brach Walter Chambers das Schweigen.  
»Wir stecken ganz schön in der Tinte.«

Womit er Recht hatte. Denn in diesem schrecklichen Moment stürmten die übrigen schwarzen Katzen aus dem Blattwerk neben dem Ufer hervor und griffen alles Lebende in Sichtweite an.

\* \* \*

DER ÜBERFALL DER Tiere erfolgte völlig überraschend für Dietrich und seine Männer, die sich törichterweise um den Bildschirm in der Mitte des Ortes geschart hatten.

Wie Fledermäuse aus der Hölle sprangen die Katzen auf die Hauptstraße – stießen die deutschen Soldaten zu Boden, holten sie von den Beinen, ehe sie nach ihren Waffen greifen konnten, bissen ihnen die Kehle durch.

Race konnte nicht genau erkennen, wie viele es waren. Zunächst zählte er zehn, dann zwölf, dann 15.

*Mein Gott!*

Dann vernahm er Gewehrfeuer. Er fuhr herum und sah, dass Hasseldorf und Krieger, die Dietrich weggeschickt hatte, um die westliche Bohlenbrücke zu heben, verzweifelt auf die heranstürmenden Katzen schossen.

Die beiden Soldaten trafen einige der Furcht erregenden Tiere. Kopfüber stürzten die Bestien in den



Schlamm. Doch die anderen setzten einfach über sie hinweg und überwältigten die beiden Menschen allein schon aufgrund ihrer Anzahl.

Eines der Untiere sprang Hasseldorf auf den Rücken und riss ihm das Rückgrat heraus. Ein weiteres schloss die gewaltigen Pfoten um Kriegers Kehle und brach ihm mit einem schrecklichen *Krrrack!* das Genick.

Im Dorf sah es aus wie bei einer Straßenschlacht. In dem verzweifelten Versuch, den tobenden Katzen zu entkommen, rannten die deutschen Soldaten in alle Richtungen davon – zu den beiden Apache-Helikoptern, den Hütten, zum Fluss.

»*In die Hubschrauber!*«, schrie jemand. »*In die ...*«

Da vernahm Race das Geräusch eines anspringenden Motors. Er fuhr im Sitz herum und sah, dass sich die Rotorblätter beider Apache-Kampfhubschrauber langsam zu drehen begannen.

Verzweifelt liefen die Männer zu den Helikoptern, die allerdings klein und eng waren und lediglich einem Piloten und einem Schützen Platz boten.

Der erste Apache hob gerade ab, als ein verängstigter Soldat auf die Kufen sprang und die Cockpittür aufriß. Aber ehe er auch nur den Versuch unternehmen konnte einzusteigen, sprang ihm eine der Katzen nach und wischte ihn brutal beiseite, ehe sie durch die Cockpittür schlüpfte, wobei ihr langer Schwanz hin und her peitschte.

Eine Sekunde später war das Cockpitfenster von innen mit Blut bespritzt und der Hubschrauber, der in etwa drei Metern Höhe schwebte, brach aus. Seine Ro-

torblätter drehten sich mittlerweile so rasch, dass nur noch eine verschwommene Bewegung zu erkennen war.

Er bewegte sich scharf nach rechts, auf den anderen Apache zu. Da ging das sechsläufige, rotierende Geschütz unter seiner Nase los und bestrich das ganze Dorf mit heftigem Feuer.

Überall flog Leuchtspurmunition umher.

Die Windschutzscheibe von Race' Humvee zersplitterte zu einem Spinnwebmuster, als der Geschosshagel darauf niederprasselte.

Race duckte sich instinktiv. Dabei sah er eine Anzahl orangefarbener Funken aus dem Schwanzteil eines der Hueys spritzen, der in der Nähe am Ufer festgemacht war.

Plötzlich schossen wie bei einem Silvesterfeuerwerk zwei Hellfire-Raketen aus den Raketenrohren des Apache. Eine schlug in eine steinerne Hütte in der Nähe ein und zerblies sie zu Schutt, während die andere geradeaus die Hauptstraße von Vilcafor hinabsauste, und zwar direkt auf das gewaltige Antonow-Wasserflugzeug zu, das am Ufer lag. Sie schoss durch die offene Laderampe und verschwand im Frachtraum.

Es dauerte etwa eine Sekunde.

Dann erfolgte eine mächtige Explosion. Die Hülle der Antonow zerplatzte, das ganze Flugzeug krängte dramatisch nach links und versank langsam im Fluss, gleichzeitig stromabwärts treibend.

In der Zwischenzeit schwankte der Apache, der den ganzen Schaden verursacht hatte, wild auf seinen Zwilingsbruder zu. Der Pilot des zweiten Helikopters ver-

suchte verzweifelt, ihm auszuweichen, aber es war zu spät. Die Rotorblätter des ersten Apache krachten in die rasend schnell herumwirbelnden Blätter des zweiten und ein schrilles Gekreisch von Metall auf Metall erfüllte die Luft.

Urplötzlich rissen die Blätter des ersten Hubschraubers die Treibstofftanks des zweiten auf und die beiden Helikopter explodierten in einem gewaltigen orangefarbenen Feuerball, der sich fächerförmig über die Hauptstraße von Vilcafor ausbreitete.

Race wandte sich von dem Flammeninferno ab und sah Walter Chambers auf dem Sitz neben sich an.

»Mein Gott, Walter«, sagte er. »Haben Sie das gesehen?«

Chambers gab keine Antwort.

Race runzelte die Stirn. »Walter? Was ist ...?«

*Rrrroooooaaar.*

Er erstarrte. Dann sah er Chambers genauer ins Gesicht. Die Augen des Anthropologen waren groß wie Untertassen und er hielt anscheinend den Atem an. *Er hatte einen Punkt über Race' Schulter fixiert.* Langsam – sehr, sehr langsam – wandte sich William Race um.

Eine der Katzen stand vor der Scheibe. *Direkt vor der Scheibe!* Ihr schwarzer Kopf war gewaltig. Er füllte das ganze Fenster aus. Die riesige Kreatur starrte mit zusammengekniffenen gelben Augen herein und knurrte erneut. Ein tiefes, resonanzhaftes Knurren.

*Rrrroooooaaarr.*

Ihre Brust hob und senkte sich. Race sah ihre langen

weißen Fänge, die die Unterlippe überragten. Dann schnaubte das Tier auf einmal und er hätte fast einen Satz an die Decke gemacht. Plötzlich schaukelte der ganze Humvee unter ihm. Er fuhr herum und blickte nach vorn.

Eine weitere Katze war gerade auf den Humvee gesprungen!

Sie stand, die muskulösen Vorderbeine weit gespreizt, auf der Motorhaube des Wagens und starrte mit wütenden gelben Augen auf Race und Chambers hinab, ein Blick, der sich ihnen bis ins tiefste Innere bohrte.

Race berührte sein Kehlkopfmikrofon. »Van Lewen, sind Sie irgendwo da draußen?«

Keine Antwort.

*Quiiiieetsch!*

Die schwarze Katze auf der Motorhaube tat einen langsamen, bedrohlichen Schritt nach vorn, wobei ihre Klauen über die stählerne Haube kratzten. Gleichzeitig stieß das Tier links versuchsweise heftig die Nase gegen die Tür des Humvees.

Race tippte wiederholt auf sein Kehlkopfmikrofon. »Van Lewen!«

»*Ich sehe Sie, Professor. Ich sehe Sie!*«, ertönte Van Lewens Stimme über seine Ohrhörer.

Race blickte zu dem Geländefahrzeug hinüber, das nicht weit entfernt reglos auf der schlammigen Straße stand.

»Es wäre an der Zeit, dass Sie sich als Leibwächter betätigen«, meinte Race.

»*Nichts überstürzen, Professor. Solange Sie im Humvee bleiben, sind Sie in Sicherheit.*«

Genau in diesem Augenblick durchschlug die schwarze Katze auf der Motorhaube mit der linken Vordertatze die gesprungene Windschutzscheibe des Fahrzeugs.

Es regnete Glas. Die gewaltige, faustähnliche Pranke fuhr durch das Fenster und kam ganz knapp vor Race' Yankee-Kappe ruckartig zum Stehen.

»Van Lewen!«

»*Schon gut! Schon gut! Schnell! Sehen Sie unter dem Armaturenbrett nach!*«, sagte Van Lewen. »*Unten, neben dem Gaspedal. Suchen Sie einen schwarzen Gummiknopf auf der Unterseite der Lenksäule!*«

Race gehorchte.

Fand ihn.

»Was soll ich damit anstellen?«

»*Drücken Sie ihn einfach!*«

Race drückte den Gummiknopf und sogleich sprang der Motor des Humvees brüllend an.

Er funktionierte wieder! Race wusste nicht, weswegen, und es war ihm auch gleichgültig. Hauptsache, der Motor lief.

Rasch kam er unter der Lenksäule hervor – und entdeckte, dass er in das weit geöffnete Maul der schwarzen Katze auf der Motorhaube starrte!

Das Tier fauchte ihn an – ein wildes, wütendes Zischen. Es war so nahe, dass Race den heißen, ranzigen Atem über sein Gesicht streichen spürte. Die große Katze drehte und wand sich im verzweiferten Versuch, sich durch das Loch zu quetschen, das sie in die Windschutzscheibe gedrückt hatte, und an das menschliche Fleisch im Innern zu gelangen.

Race lehnte sich in seinen Sitz zurück, weit weg von den Zähnen des wütenden Tiers, und drückte sich gegen das Fenster an der Fahrerseite. Doch als er hinausblickte, sah er das gewaltige Maul der anderen Katze mit erschreckender Schnelligkeit auf sich zukommen ...

Der Aufprall war so heftig, dass der Humvee wild in seiner Aufhängung schaukelte. Eine Reihe zackenförmiger Risse bildete sich im Fenster auf der Fahrerseite.

Aber der Motor des Wagens lief noch und das allein zählte. Durch den Rammstoß zum Handeln veranlasst, packte Race den Schalthebel, suchte knirschend nach einem Gang, fand einen – es war ihm gleichgültig, welcher es war – und drückte das Gaspedal bis zum Boden durch.

Der Humvee schoss rückwärts über die schlammige Hauptstraße von Vilcafor.

*Meine Güte! Er hatte den Rückwärtsgang eingelegt!*

Der Katze auf der Motorhaube machte die wilde Schaukelei des Fahrzeugs auf dem unebenen Grund offenbar nichts aus. Das dämonenhafte Tier riss lediglich den Kopf aus der Windschutzscheibe zurück und versuchte, Race mit der Vorderpfote durch das zerschmetterte Glas zu erreichen.

Der wiederum lehnte sich so weit zurück, wie er konnte, damit er außer Reichweite der zuschlagenden Pranke blieb, und drückte den Fuß fester aufs Gaspedal.

Der Humvee fuhr in ein Schlagloch, schoss einen Augenblick lang in die Luft und krachte auf die Erde zurück. Die Katze auf der Motorhaube krallte immer noch wie wahnsinnig nach Race, während das völlig außer Kontrolle geratene, gepanzerte Fahrzeug schwankend

rückwärts über die aufgeweichte Straße fuhr.

»Will! Achtung!«, kreischte Lauren.

»Was ist?«, rief Race.

»Hinter uns!«

Aber Race schaute sich nicht um.

Er hatte eine Gestalt aus der Hölle im Blick, die durch die Windschutzscheibe des Wagens griff und versuchte, ihm die Brust aufzureißen.

»Will! Anhalten! *Wir fahren in den Fluss!*«

Race' Kopf fuhr hoch.

*Hatte sie gerade »Fluss« gesagt?*

Er warf einen Blick in den Rückspiegel und bekam kurz den schwarzen Fluss zu sehen, der sich rasch näherte, dazu einen der amerikanischen Hueys am seichten Ufer – *und sie fuhren direkt darauf zu!*

Wie wild drehte Race das Lenkrad, aber es war zwecklos. In seiner Panik, sich von der Katze auf der Motorhaube fern zu halten, hatte er seit langem die Kontrolle über den rückwärts dahinsausenden Humvee verloren.

Hart riss er das Lenkrad herum und drückte das Bremspedal bis zum Boden durch. Aber die Räder blockierten lediglich und im Nu hatte das Fahrzeug jegliche Bodenhaftung verloren. Unkontrollierbar rutschte es durch den Schlamm. Ehe Race begriff, was los war, schoss das große Fahrzeug auf einmal in die Luft und weit auf den Fluss hinaus.

\* \* \*

IN EINEM ANMUTIGEN, hohen Bogen flog der Humvee über das Ufer und knallte hart mit dem Heck in das gläserne Cockpit des Hueys, der im seichten Wasser stand.

Der Aufprall war so heftig, dass er sowohl den Wagen wie auch den Helikopter weit auf den Fluss hinaustrieb. Gleichzeitig schoss die Katze auf der Motorhaube davon und flog über den Huey hinweg. Mit einem mächtigen Klatschen landete sie unbeholfen weit draußen im Fluss.

Innerhalb von Sekunden waren die Kaimane über ihr.

Wild kreischend kämpfte die Katze wie ein Teufel, bis sie sich der Überzahl schließlich ergeben musste und unterging.

Was zurückblieb, war ein bizarr aussehender Humvee-Huey-Mischling, der etwa sieben Meter vom Ufer entfernt halb untergetaucht im Wasser lag.

Der breite, jeepähnliche Humvee hatte das gesamte Cockpitvorderteil des Hueys eingedrückt und ragte ungelenk aus dem Hubschrauber hervor. Das Rotorgehäuse sowie der Schwanzteil des Hueys waren bei dem Aufprall unbeschädigt geblieben. Die beiden Rotorblätter standen hoch über dem zugleich gespenstisch und komisch wirkenden Ding, reglos, jedoch intakt.

Race versuchte verzweifelt, Ruhe zu bewahren.

Schlammiges grünes Wasser schwappte gegen das linke Fenster, während eine Vielzahl von Miniaturwasserfällen durch die Risse hereinschossen. Der Blick aus dem Fenster war wie die Aussicht auf eines jener Aquarien, bei denen man sowohl über als auch unter Wasser schauen konnte.



Nur dass dieses Aquarium aus der Hölle stammte.

Race erblickte die Bäuche von nicht weniger als fünf riesigen Kaimanen, die in seine Richtung unterwegs waren. Mit kräftigen Schwanzschlägen trieben sie sich auf den Humvee zu.

Um die Sache noch schlimmer zu machen, schoss ein Wasserschwall durch das große Loch in der Windschutzscheibe, spritzte über seine Jeans und erzeugte eine tiefe Pfütze zu seinen Füßen.

Walter Chambers hyperventilierte. »*O mein Gott! O mein Gott! O mein Gott!*«

Gaby Lopez, die hinter Walter Chambers saß, hatte eine tiefe, blutige Wunde über dem linken Auge. Sie musste sich beim Aufprall des Humvees auf den Hubschrauber den Kopf gestoßen haben.

»Wir müssen hier raus!«, schrie Lauren.

»Was du nicht sagst!«, rief Race. Da wurde ein großer silbriger Fisch mit mächtigen Zähnen durch die Windschutzscheibe hereingetragen und landete auf seinem Schoß.

In diesem Augenblick ertönte links ein lautes *Wumm!* und Race wurde fast aus seinem Sitz geworfen, als der ganze Humvee wild zur Seite schaukelte.

Er drehte sich um und sah einen gewaltigen schwarzen Kaiman draußen im Wasser schweben, der ihn hungrig durch das gesprungene Glas anstarrte.

»Oh, Mann«, sagte er.

Dann schwamm das gewaltige Reptil von der Scheibe weg.

»*Oh, Mann ...*«

»Was? Was?«, fragte Walter Chambers.

»Er wird uns rammen!«, schrie Race und kletterte hastig über die Lehne auf den Rücksitz. »Weg, Walter! Sofort verschwinden!«

Als der Kaiman draußen wieder heran jagte, wollte Chambers ebenfalls über die Lehne klettern. Den Bruchteil einer Sekunde später explodierte das Fenster auf der Fahrerseite des Humvees in einem spektakulären Glaschauer.

Dem jähen Regen aus Splittern folgte unmittelbar darauf der gewaltige, schuppige Körper des riesigen Kaimans, der auf dem Wasser, das in den Wagen stürzte, über den Vordersitz des Humvees glitt. Dort nahm er den gesamten winzigen Raum ein.

Race riss die Füße auf den Rücksitz, und zwar eine Nanosekunde ehe die zupackenden Kieferknochen an ihnen vorübersausten.

Walter Chambers hatte nicht so viel Glück. Er bekam die Beine nicht rechtzeitig hoch und das Maul des Kaimans schloss sich fest darum, zog sie zur Beifahrertür und hielt sie dort fest.

Chambers kreischte. Der Kaiman bäumte sich auf und versuchte schnaubend, ihn besser in den Griff zu bekommen.

Vom Rücksitz aus sah Race lediglich den gewaltigen gepanzerten Rücken und den langen, schuppigen Schwanz des Untiers hin und her schlagen.

Dann, abrupt und so rasch, dass Race nur entsetzt aufstöhnte, zerrte der riesige Kaiman Chambers mit sich zum Fenster hinaus.

»*Neiiiiinnnn!*«, kreischte Chambers, während er verschwand und draußen unter Wasser gezogen wurde.

Race wechselte einen Blick des Entsetzens mit Lauren.

»Was tun wir jetzt?«, schrie sie.

*Wie, zum Teufel, soll ich das wissen?*, dachte er, während er versuchte, sich ein Bild von der Lage zu machen.

Das Vorderteil des Fahrzeugs füllte sich rasch mit Wasser, was zur Folge hatte, dass der Humvee scharf nach links kippte und tiefer in den Fluss sank.

»Wir müssen hier raus, ehe die Karre versinkt!«, schrie er. »Schnell! Mach dein Fenster auf! Wir sollten es jetzt öffnen können!«

Wasser floss in Strömen über die Lehne der vorderen Sitzbank nach hinten. Lauren kurbelte verzweifelt. Auf ihrer Seite lag der Wagen höher, und als sie das Fenster endlich geöffnet hatte, strömte die kalte Nachtluft herein.

Plötzlich schoss ein weiterer riesiger Kaiman durch das Fenster auf der Fahrerseite herein und fiel klat-schend in den Tümpel, der sich im Vorderteil des Fahrzeugs gebildet hatte.

»Los!«, schrie Race. »Aufs Dach!«

Lauren reagierte rasch. Innerhalb einer Sekunde war sie aus dem Humvee und kletterte auf dessen Dach. Die benommene Gaby folgte als Nächste – sie kroch rasch über den Rücksitz und streckte die Hand aus dem Fenster. Sofort machte sich Lauren daran, sie hinaufzuziehen, während Race von unten nachschob.

Der Kaiman auf dem Fahrersitz bockte und schnaubte auf der Suche nach einem Opfer.

Jetzt strömte das Wasser in einem stetigen, mächtigen

Fluss über die Lehne des Vordersitzes. Hinten stand es beinahe hüfttief.

In diesem Augenblick rammte ein weiterer Kaiman das Fenster hinten links, sodass das ganze Fahrzeug heftig ruckte. Bei dem Aufprall fuhr Race herum und sah, dass die gesamte linke Seite des Humvees jetzt völlig unter Wasser lag.

Gaby Lopez hatte sich halb durch das Fenster hinausgewunden. Race war der Letzte.

Da vernahm er, noch während er Gaby an den Füßen weiterschob, ein Übelkeit erregendes, metallisches Ächzen von irgendwoher innerhalb des Humvees.

Der ganze Wagen kippte abrupt und heftig nach rechts.

Zunächst glaubte er, ein weiterer Kaiman hätte ihn gerammt. Aber das war nicht der Fall. Nein, diesmal hatte sich der ganze Wagen seitlich verschoben. Er war in Bewegung geraten. Es ging ... *flussabwärts*.

*O mein Gott!*, dachte Race.

Sie wurden von der Strömung davongetragen!

»Das darf nicht wahr sein«, sagte er.

In diesem Augenblick erfolgte ein weiterer, schon vertrauter Ruck – erneut rammte ein Kaiman das linke Wagenfenster.

»*Beil dich, Gaby!*«, schrie er. Lopez' Füße baumelten im rechten Fenster vor ihm herab.

Inzwischen hatte der Kaiman auf dem Vordersitz anscheinend begriffen, wo Race war, denn er wich unbeholfen zurück, damit er Anlauf zu einem Sprung über die Lehne auf den Rücksitz nehmen konnte.

Race sah diese Bewegung.

»Gaby!«

»Ich hab's fast!«, rief Lopez zurück.

»*Beeil dich!*«

Endlich verschwanden Gabys Füße und Lauren schrie: »Sie ist oben, Will!« Race hechtete zum Fenster, steckte den Kopf hinaus und sah Lauren und Gaby über sich auf dem Dach stehen.

Rasch beugten sich die beiden Frauen herab, packten ihn an den Händen und zogen ihn aus dem Wagen. Keine Sekunde zu früh, denn der Kaiman kam gerade nach hinten geklettert, schnappte wütend nach Race' Füßen und verfehlte sie nur um Millimeter.

\* \* \*

UNTERDESSSEN SASSEN NASH, Copeland und die sechs amerikanischen Soldaten mit Handschellen gefesselt in der Sicherheit des Geländefahrzeugs mitten im Dorf und sahen zu, wie sich der Albtraum entwickelte. Da wurde plötzlich die Schiebetür ihres gepanzerten Fahrzeugs von außen aufgeschoben und Regen und Wind drangen ins Innere des Fahrzeugs.

Zwei klatschnasse Deutsche kamen eilig herein. Ihre schlammverdreckten Schuhe erzeugten auf dem Boden des Fahrzeugs ein metallisches Geräusch. Sie schlossen die große Stahltür hinter sich und im Geländefahrzeug herrschte plötzlich wieder Stille.

Nash und die anderen starrten ihre neuen Gefährten schweigend an.

Ein Mann und eine Frau.

Beide triefen vor Nässe und waren von oben bis unten mit Matsch bedeckt. Sie trugen Zivilkleidung – Blue Jeans und weiße T-Shirts –, waren aber bewaffnet: An der Hüfte befanden sich schwarze Gore-Tex-Holster, darin kompakte Glock-18-Pistolen. Außerdem hatten sie marineblaue kugelsichere Westen an. Ihr Erscheinungsbild schrie: *verdeckte Ermittler*.

Der Mann war stämmig, wirkte stark und hatte einen mächtigen Brustkasten. Die Frau war klein, doch durchtrainiert und hatte kurzes, wasserstoffblondes Haar.

Der Mann verlor keine Zeit. Sogleich löste er den Amerikanern die Handschellen.

»Sie sind keine Gefangenen mehr«, sagte er auf Englisch. »Wir müssen jetzt zusammenhalten und so viele von den anderen retten, wie wir können.«

Race, Lauren und Lopez standen gestrandet auf dem Dach des Humvees, während die gesamte Humvee-Huey-Kombination in der Strömung flussabwärts trieb.

Da entdeckte Race etwa zehn Meter von ihnen entfernt stromabwärts den auffälligen, hölzernen Landungssteg. Es sah so aus, als ob sie direkt daran vorübertrieben würden.

Das war ihre Chance.

Die Humvee-Huey-Kombination schaukelte erneut und sank noch tiefer ins Wasser. Im Augenblick befand sich das Dach des Humvees etwa einen knappen halben Meter über der Oberfläche, während das Dach des Hueys etwas höher lag. Aber auf jedem Meter, den die bei-

den Fahrzeuge flussabwärts trieben, verloren sie einige Zentimeter. Es würde eng werden.

*Sehr eng.*

Sie trieben einen weiteren Meter flussabwärts.

Die Kaimane umkreisten sie.

Acht Meter bis zum Landungssteg und das Wasser leckte schon auf das Dach des Humvees. Die drei traten auf das Rotorgehäuse des Hueys.

Noch fünf Meter.

Sie sanken rasch.

Vom Rotorgehäuse des Hueys sah Race zum flutlicht-erhellten Dorf hinüber.

Es war jetzt verlassen und nur gelegentlich schoss ein katzenhafter Schatten über die Hauptstraße. Kein Anzeichen menschlichen Lebens war zu sehen. Überhaupt keines.

Da fiel Race auf, dass das Geländefahrzeug verschwunden war.

Das achträdrige, panzerähnliche Gefährt, in dem Nash, Copeland und die Green Berets festgehalten wurden, war nirgendwo zu entdecken.

Race sagte in sein Kehlkopfmikrofon: »Van Lewen! Wo sind Sie?«

*»Ich bin hier, Professor.«*

*»Wo?«*

*»Zwei Deutsche haben das Geländefahrzeug geöffnet und unsere Handschellen gelöst. Wir umkreisen das Dorf und sammeln alle ein, die wir finden.«*

»Warum schauen Sie nicht in etwa dreißig Sekunden am Landungssteg vorbei, wenn Sie gerade unterwegs sind?«

»Verstanden, Professor. Wir kommen.«

Drei Meter vom Landungssteg entfernt und das Dach des Humvees tauchte völlig unter.

Race biss sich auf die Unterlippe.

Obgleich sie jetzt auf dem Rotorgehäuse des Hueys standen, mussten sie über das untergetauchte Dach des Humvees steigen, damit sie den Landungssteg erreichen konnten.

»Komm schon, Baby, bleib oben«, sagte er.

Zwei Meter.

Das Dach des Humvees lag 15 Zentimeter unter Wasser.

Ein Meter.

Dreißig Zentimeter.

Lauren legte der benommenen Gaby einen Arm unter die Schultern.

»Also, Leute«, sagte sie. »Hört zu. Ich nehme Gaby und gehe mit ihr voran. Will, du bildest die Nachhut, okay?«

»Okay.«

Die Humvee-Huey-Kombination erreichte den Landungssteg.

Jetzt sprangen Lauren und Gaby vom Rotorgehäuse des Hueys herab und landeten klatschend auf dem untergetauchten Dach des Humvees. Sogleich standen sie knietief im Wasser.

Sie taten zwei Schritte, dass es nur so spritzte, ehe Lauren Gaby auf den Landungssteg werfen konnte. Dann sprang sie selbst darauf und zog die Füße gerade in dem Augenblick hoch, als zwei gewaltige Krokodil-



körper wild schnappend hinter ihr aus dem Wasser sprangen.

»Will! *Mach schon!*«, rief Lauren vom Landungssteg aus.

Race machte sich zum Sprung auf das untergetauchte Dach des Humvees bereit. Wie mochte das wohl aussehen? Ein Mann in Jeans, T-Shirt und mit Baseballkappe, der auf einem untergetauchten Army-Helikopter inmitten eines von Kaimanen verseuchten Amazonasflusses stand.

*Wie, zum Teufel, bin ich da reingeraten?*, dachte er.

Da geriet die ganze Humvee-Huey-Kombination ohne Vorwarnung dramatisch ins Schwanken und sackte weitere dreißig Zentimeter ins Wasser.

Race verlor das Gleichgewicht, fiel fast hinunter, fand jedoch rasch wieder Halt. Aber als er aufblickte, sah er, dass alles noch schlimmer geworden war.

Das Dach des Humvees lag jetzt mindestens einen Meter unter der Wasseroberfläche.

Selbst wenn er darauf springen würde, wäre es mit seiner Beweglichkeit gleich vorbei. Die Kaimane hätten leichtes Spiel.

Auf dem Huey sah es nicht viel besser aus.

Das Rotorgehäuse des Hubschraubers stand jetzt ebenfalls einige Zentimeter unter Wasser.

Hastig sah Race sich um und entdeckte, dass nur die Rotorblätter noch über Wasser lagen.

Er warf einen raschen Blick zum Landungssteg hinüber, an dessen Ende eben das Geländefahrzeug rutschend zum Stehen kam. Die Schiebetür an dem großen achtradrigen Fahrzeug öffnete sich sofort und Van Le-

wen und Scott zeigten sich im Innern. Race sah, wie Lauren Gaby hinüberschleifte.

Über die Schulter hinweg rief Lauren: »Will! *Mach schon! Spring!*«

Der Huey schwankte erneut und Race' Turnschuhe verschwanden vollständig unter Wasser.

Er blickte sich auf dem sinkenden Hubschrauber um, sah erneut die Rotorblätter, die über der Oberfläche schwebten.

*Die Rotorblätter ...*

Vielleicht konnte er ... *Nein.*

Er wäre zu schwer, sie würden unter seinem Gewicht nachgeben.

Er fuhr herum und schaute zum Landungssteg hinüber. Drei große Kaimane schwammen halb untergetaucht im Wasser zwischen ihm und dem alten hölzernen Steg.

*Vielleicht ...*

Rasch ergriff Race eines der Rotorblätter. Dann zog er so kräftig daran, wie er konnte, und drehte das zehn Meter lange Blatt herum.

Der sinkende Huey trieb noch immer langsam in der Strömung flussabwärts. Das Rotorblatt schwang herum. Seine äußerste Spitze berührte fast den Landungssteg, sodass es eine schmale Brücke über den Fluss bildete, die den Huey mit dem Steg verband.

Erneut schaukelte der Huey und sank weitere fünf Zentimeter. Da schoss eine gewaltige schwarze Gestalt unmittelbar neben Race aus dem Wasser. Aus einem Reflex heraus spreizte er die Beine, so weit er konnte, und

der Kaiman schoss zwischen ihnen durch, streifte ihn dabei an den Innenseiten der Unterschenkel und fiel auf der anderen Seite des Hueys wieder ins Wasser.

*Das war verdammt knapp!*, schrie er in Gedanken.  
*Mach endlich!*

Race warf einen letzten Blick auf seinen Weg in die Sicherheit – das Rotorblatt, eine stählerne Planke von zwanzig Zentimetern Breite, hing einen knappen halben Meter über der Wasseroberfläche.

*Tu's!*

Und er tat es.

Race sprang auf das Rotorblatt und lief los.

Drei Schritte und er sah den Landungssteg ein paar Meter entfernt vor sich. Der Landungssteg, Sicherheit, Rettung ...

Auf halber Strecke spürte er, wie das Rotorblatt unter ihm wegsackte, sich aufs Wasser hinabsenkte und ...

*... auf den Rücken der drei Kaimane im Wasser zwischen dem Helikopter und dem Landungssteg liegen blieb!*

Race tanzte förmlich über die schmale Brücke!

In vollem Lauf erreichte er das Ende des Rotorblatts, sprang ab, streckte sich – und prallte mit der Brust auf die Kante des Landungsstegs.

*Füße aus dem Wasser!*, kreischte es in seinen Gedanken, als er seine Füße in das tintenschwarze Nass unter sich klatschen hörte.

Rasch riss er sie hoch und wälzte sich auf den Landungssteg.

Er schluckte, völlig außer Atem. Er konnte es nicht glauben.

*Er war ...*

»Professor! Weiter!«, schrie ihm plötzlich Van Levens Stimme blechern ins Ohr.

Race riss den Kopf herum und sah das Geländefahrzeug mit geöffneter Schiebetür am Ende des Landungsstegs stehen.

Da erregte eine Bewegung seine Aufmerksamkeit. Als er aufsah, bemerkte er eine der gewaltigen schwarzen Katzen mit ausgestreckten Klauen und weit geöffnetem Maul einen Satz über das Geländefahrzeug vollführen.

Das riesige Tier landete kaum anderthalb Meter vor ihm auf dem Landungssteg. Tief geduckt, die Ohren angelegt, die Lippen geschürzt, stand es da und spannte die Muskeln zum letzten Sprung an.

Da brach der morsche Landungssteg plötzlich unter der Katze weg.

Ohne jegliches Quietschen. Ohne warnendes Geräusch.

Ein Teil des alten Holzstegs gab einfach nach und mit einem verwirrten *Iieeek!* fiel das große schwarze Untier ins Wasser.

»Glück gehabt«, meinte Race zu sich. »War aber auch mal Zeit.«

Die Kaimane schwammen rasch heran.

Zwei große Bullen schossen auf die Katze zu und bald bildete das Wasser um das Tier eine brodelnde, schäumende Masse.

Race packte die Gelegenheit beim Schopf, sprang über

den frischen Spalt im Landungssteg und stürmte in das Geländefahrzeug.

Nachdem Van Lewen die schwere Stahltür hinter ihm geschlossen hatte, schaute Race durch einen schmalen rechteckigen Schlitz in der Tür hinter sich.

Was er sah, hatte er nicht erwartet.

Die Katze – eben jene schwarze Katze, die sich nur Augenblicke zuvor auf ihn stürzen wollte – kletterte langsam aus dem Wasser und auf den Steg zurück. Blut tropfte ihr von den Klauen, Fleischfetzen hingen ihr von der Kinnlade herab, Wasser tropfte von den glitzernden Flanken.

Die Brust des Tiers hob und senkte sich schwer. Es schien völlig erschöpft zu sein von dem Kampf, den es gerade ausgefochten hatte.

Aber es lebte.

*Es hatte gewonnen.*

Die Katze hatte eine Begegnung mit zwei Kaimanbulen überlebt!

Völlig erschöpft ließ sich Race auf den Boden des Geländefahrzeugs fallen. Er ließ den Kopf gegen die kalte Metallwand sinken und schloss die Augen.

Dabei vernahm er vertraute Geräusche.

Er hörte das Knurren und Schnauben der Katzen draußen – nah, laut, gewaltig.

Er hörte ihre Pfoten durch Pfützen klatschen. Hörte das Knirschen zerbrechender Knochen, als sie sich an den Leichen der toten deutschen Soldaten mästeten. Er hörte jemanden in nächster Nähe vor Qual aufkreischen.

Irgendwann fiel er in Schlaf, aber zuvor schoss ihm ein letzter, entsetzlicher Gedanke durch den Kopf.

*Wie soll ich hier lebendig rauskommen?*

# VIERTE KONFRONTATION

Dienstag, 5. Januar, 9.30 Uhr





SPECIAL AGENT JOHN-PAUL Demonaco ging langsam den weiß erleuchteten Korridor hinab, sorgfältig darauf bedacht, nicht auf die Leichensäcke zu treten.

Es war der 5. Januar, 9.30 Uhr früh, und Demonaco war gerade auf Anordnung des FBI-Direktors persönlich in 3701 Fairfax Drive eingetroffen.

Wie der Rest der Welt wusste Demonaco nichts von dem Einbruch ins Hauptquartier der DARPA tags zuvor. Er wusste lediglich, dass der Direktor um 3.30 Uhr an diesem Morgen einen Anruf von einem Vier-Sterne-Admiral aus dem Oval Office erhalten hatte, der ihn gebeten hatte, seinen besten Antiterror-Mann vor Ort zum Fairfax Drive zu schicken, und zwar so bald wie menschenmöglich.

Der beste Mann war John-Paul Demonaco.

»J. P.« Demonaco war 52 Jahre alt, geschieden und ein wenig füllig um die Hüften. Er hatte spärliches braunes Haar und trug eine Hornbrille. Seinen zerknitterten grauen Polyesteranzug hatte er 1994 für einhundert Dollar bei J. C. Penney erstanden, während die Versace-Krawatte, die er dazu trug, dreihundert Dollar gekostet hatte. Ein Geburtstagsgeschenk seiner jüngsten Tochter vom vergangenen Jahr – offenbar lag so was gerade im Trend.

Trotz seines modischen Geschmacks war Demonaco Leiter der Antiterror-Einheit des FBI (Inland), eine Posi-

tion, die er jetzt seit vier Jahren innehatte, und zwar weil er mehr über amerikanische Terroristen wusste als sonst eine sterbliche Seele.

Demonaco bemerkte einen weiteren Leichensack auf dem Boden. Die Wand darüber war sternförmig mit Blut bespritzt. Er fügte den Sack seiner Rechnung hinzu. Das machte bereits zehn.

*Was, zum Teufel, war hier los gewesen?*

Er bog um eine Ecke und sah am Ende des Korridors eine kleine Mensentraube am Eingang zu einem Labor stehen.

Die meisten der Leute trugen piekfeine, gestärkte dunkelblaue Uniformen der US Navy.

Ein etwa zwanzigjähriger Lieutenant kam ihm auf halber Strecke des Korridors entgegen.

»Special Agent Demonaco?«

Demonaco ließ seine ID-Karte aufblitzen.

»Hier entlang, bitte. Commander Mitchell erwartet Sie.«

Der junge Lieutenant führte ihn in das Laboratorium. Beim Betreten nahm Demonaco schweigend die an der Wand befestigten Überwachungskameras, die dicken hydraulischen Türen und die alphanumerischen Schlösser zur Kenntnis.

*Mein Gott, das war ein verdammtter Tresorraum!*

»Special Agent Demonaco?«, fragte eine Stimme hinter ihm. Demonaco wandte sich um und sah einen gut aussehenden, jungen Offizier vor sich stehen. Der Mann war etwa 36 Jahre alt, groß, hatte blaue Augen und kurzes, sandblondes Haar – ein Junge für ein Werbepos-

ter der Navy. Aus irgendeinem Grund, den Demonaco nicht ganz greifen konnte, wirkte er merkwürdig vertraut.

»Ja, ich bin Demonaco.«

»Commander Tom Mitchell. Naval Criminal Investigative Service.«

NCIS, dachte Demonaco. *Interessant. Die Navy-Kripo.*

Bei seiner Ankunft im Fairfax Drive hatte Demonaco kaum Notiz von dem Angehörigen der Navy genommen, der am Eingang des Gebäudes stand. Es war im Bereich DC nicht ungewöhnlich, dass gewisse öffentliche Gebäude von speziellen Abteilungen der Streitkräfte bewacht wurden. Fort Meade, beispielsweise, das Hauptquartier der NSA, war eigentlich Army-Gelände. Das Weiße Haus andererseits wurde von Mitgliedern des United States Marine Corps bewacht. Es hätte Demonaco nicht weiter überrascht zu erfahren, dass die DARPA unter Bewachung der US Navy stand. Was die vielen Uniformen der Navy erklärt hätte.

Aber nein. Wenn der NCIS hier war, hatte das etwas völlig anderes zu bedeuten. Mehr als nur die unzureichende Überwachung eines öffentlichen Gebäudes. Eine interne Angelegenheit ...

»Ich weiß nicht, ob Sie sich an mich erinnern«, meinte Mitchell, »aber ich habe vor etwa sechs Monaten an Ihrem Seminar in Quantico teilgenommen. ›Der Zweite Verfassungszusatz und der Aufstieg der Milizen‹.«

Da also hatte er Mitchell schon einmal gesehen.

Alle drei Monate gab Demonaco in Quantico ein Se-

minar über Terrororganisationen in den Vereinigten Staaten. In seinen Vorträgen umriss er Zusammensetzung, Methoden und Philosophien der organisierten Milizen im Land – Gruppen wie den »Patrioten«, dem »Weißen Arischen Widerstand« oder der »Republikanischen Armee von Texas«.

Nach dem Bombenattentat in Oklahoma sowie der blutigen Erstürmung der Kernwaffenfabrik Coltex in Amarillo, Texas, waren Demonacos Seminare äußerst gefragt. Insbesondere bei den Streitkräften, da deren Basen – sowie die Gebäude, die sie schützten – oftmals Ziel von Anschlägen heimischer Terroristen gewesen waren.

»Was kann ich für Sie tun, Commander Mitchell?«, fragte Demonaco.

»Nun, zunächst einmal unterliegt alles, was Sie in diesem Raum sehen oder hören, einer strikten Geheim ...«

»Was wollen Sie von mir?« Demonaco war berühmt für seine Unfähigkeit, Nachsicht gegenüber Geschwätz zu zeigen.

Mitchell holte tief Luft. »Wie Sie sehen, hatten wir hier gestern früh so etwas wie einen ... Zwischenfall. Siebzehn Sicherheitskräfte getötet und eine Waffe von immenser Bedeutung gestohlen. Wir haben Grund zu der Annahme, dass eine inländische Terrororganisation in die Sache verwickelt ist. Deshalb haben wir Sie gerufen ...«

»Ist er das? *Ist er das?*«, fragte eine raue Stimme in der Nähe.

Demonaco wandte sich um und sah einen streng wirkenden Captain mit einem grauen Schnurrbart sowie ei-

nem dazu passenden grauen Kürzesthaarschnitt rasch auf sich und Commander Mitchell zukommen.

Der Captain blickte Mitchell funkelnd an. »Ich habe Ihnen gesagt, das war ein Fehler, Tom. Das ist eine interne Sache. Wir brauchen das FBI nicht mit hineinzuziehen.«

»Special Agent Demonaco«, sagte Mitchell, »das ist Captain Vernon Aaronson. Captain Aaronson trägt die Verantwortung für diese Untersuchung ...«

»... die für Commander Mitchell offenbar nicht die allerhöchste Dringlichkeit zu haben scheint«, spöttelte Aaronson.

Demonaco schätzte Vernon Aaronson einige Jahre älter – und wenigstens zehn Jahre verbitterter – als seinen Untergebenen, Commander Mitchell.

»Mir blieb keine andere Wahl, Sir«, sagte Mitchell. »Der Präsident hat darauf bestanden ...«

»Der Präsident hat darauf bestanden ...«, wiederholte Aaronson geringschätzig.

»Er wollte keine Wiederholung des Vorfalls auf dem Baltimore Freeway erleben.«

*Aha, dachte Demonaco, da liegt der Hund begraben.*

Zu Weihnachten des Jahres 1997 war ein ungekennzeichneter Transporter der DARPA auf dem Weg von New York nach Virginia auf der Umgehungsstraße von Baltimore entführt worden. Gestohlen wurden 16 J-7 Jetpacks sowie 48 Prototypen eines Sprengstoffs – kleine Röhren aus Chrom und Kunststoff, die wie Reagenzgläser aus dem Labor aussahen.

Aber es handelte sich nicht um gewöhnlichen Spreng-

stoff. Die offizielle Bezeichnung lautete M-22-Isotopen-sprengstoff, doch in DARPA-Kreisen hießen die Dinger »Taschendynamos«.

Einfach ausgedrückt war ein Taschendynamo ein evolutionärer Schritt in der Hochtemperatur-Flüssigkeits-Chemotechnologie, das Ergebnis von 13 Jahren vereinter Anstrengungen seitens der Streitkräfte der Vereinigten Staaten und der Advance Ordnance Division der DARPA. M-22 benutzte im Labor hergestellte Isotope des Elements Chlor zur Erzeugung einer Druckwelle von solcher Heftigkeit, dass buchstäblich alles in einem Umkreis von zweihundert Metern um den Explosionspunkt verdampfte. Er war zum Gebrauch für kleine Aufklärungseinheiten konzipiert, die auf Sabotage- oder Vernichtungsmissionen unterwegs waren – und deren Ziel darin bestand, absolut *nichts* zu hinterlassen. Die Sprengkraft einer M-22-Ladung wurde lediglich von der Druckwelle einer Kernexplosion übertroffen, ergab hingegen keine radioaktiven Hinterlassenschaften.

Was Demonaco auch noch über den Vorfall auf dem Highway von Baltimore wusste, war, dass die Army die Suche nach den Dieben selbst übernommen hatte.

Zwei Tage nach dem wagemutigen Raub hatte die Army einen Tipp erhalten, wo sich die gestohlenen Waffen befinden sollten. Ohne dass FBI oder CIA davon in Kenntnis gesetzt wurden, erhielt eine Schwadron Green Berets den Befehl, das Hauptquartier einer Untergrundmiliz im nördlichen Idaho zu stürmen. Zehn Menschen kamen dabei ums Leben und zwölf wurden verletzt. Leider erwies sich die Miliz als die falsche Gruppierung.

Noch schlimmer: Es stellte sich heraus, dass es sich dabei um eine weitgehend harmlose paramilitärische Truppe handelte – eher ein Waffenklub als eine Terroristenzelle. Auf ihrem Besitz wurden keinerlei Isotopen-Sprengstoffe gefunden. Die ACLU – die American Civil Libertys Union – und die NRA – die National Rifle Association – hatten ihren großen Tag gehabt.

Die Jetpacks und die M-22-Ladungen wurden nie gefunden.

Ganz offensichtlich, dachte Demonaco, wollte der Präsident sich in diesem Fall eine solche Peinlichkeit ersparen. Weswegen er gerufen worden war.

»Also, was soll ich mir ansehen?«, fragte er.

»Das«, erwiderte Mitchell, zog etwas aus seiner Tasche und reichte es Demonaco.

Es war eine durchsichtige Plastiktüte für Beweismittel mit einer blutverschmierten Kugel darin.

Demonaco setzte sich auf einen Tisch in der Nähe und untersuchte das Beweisstück.

»Woher stammt die, von einem Mitglied der Sicherheitskräfte?«

»Nein«, erwiderte Mitchell. »Vom Fahrer des Lieferwagens, mit dem sie reingekommen sind. Er ist als Einziger mit einer Pistole getötet worden.«

»Nachdem sie ihn dazu benutzt haben, am Wachpersonal der Garage vorbeizukommen«, fügte Captain Aaronson hinzu, »haben sie ihm aus nächster Nähe eine Kugel in den Kopf gejagt.«

»Eine Visitenkarte«, meinte Demonaco.

»Könnte sein.«

»Sieht aus wie ein Wolframkern ...« Demonaco prüfte das matt glänzende Projektil eingehend.

»Das haben wir uns auch gedacht«, meinte Aaronson.  
»Und soweit wir wissen, gibt es in den Vereinigten Staaten nur eine Terrororganisation, die Munition auf Wolframbasis benutzt. Die Oklahoma-Freiheitskämpfer.«

Demonaco hob den Blick nicht. »Das stimmt, aber die Freiheitskämpfer ...«

»... sind für eine solche Arbeitsweise bekannt«, schnitt ihm Aaronson das Wort ab. »Eindringen nach Art von Spezialeinheiten, zwei Löcher in den Köpfen ihrer Opfer, Diebstahl von militärischer Spitzentechnologie.«

»Sie haben offenbar auch an einem meiner Seminare teilgenommen, Captain Aaronson«, meinte Demonaco.

»Ja, das habe ich«, entgegnete Aaronson, »aber ich betrachte mich selbst ebenfalls als Spezialisten auf diesem Gebiet. Ich habe diese Gruppierung im Rahmen der dauerhaften Bemühungen der Navy, die Sicherheitsvorkehrungen auf den neuesten Stand zu bringen, eingehendst studiert. Wir müssen auch ein Auge auf diese Leute halten, wissen Sie.«

»Dann müssten Sie wissen, dass die Freiheitskämpfer mitten in einem Revierkampf mit den Texanern stecken«, sagte Demonaco.

Aaronson biss sich auf die Lippe und runzelte die Stirn. Das hatte er offensichtlich nicht gewusst. Funkelnd sah er Demonaco an, getroffen von der verschleierten Kritik.



Der FBI-Beamte blickte durch seine Hornbrille zu den beiden Marineoffizieren auf. Da war etwas, das sie ihm nicht sagten. »Gentlemen, was ist hier vorgefallen?«

Aaronson und Mitchell wechselten einen Blick.

»Was soll vorgefallen sein?«, fragte Mitchell.

»Ich kann Ihnen nicht helfen, wenn ich nicht die ganze Geschichte kenne. Zum Beispiel, um damit anzufangen, was gestohlen worden ist.«

Aaronson schnitt eine Grimasse. Daraufhin sagte er: »Sie waren hinter einem Apparat namens Supernova her. Sie wussten, wo er war und wie man ihn bekommt. Sie kannten sämtliche Codes und hatten alle Karten. Sie sind präzise und rasch vorgegangen, wie eine gut geschmierte Kommandoeinheit.«

»Der Stoßtrupp der Freiheitskämpfer«, sagte Demonaco, »ist gut, aber er ist nicht groß genug für diese Sache. Schließlich besteht er bestenfalls aus zwei oder drei Männern. Deswegen greifen sie nur weiche Ziele an – Computerlabors, Regierungsstellen mit niedriger Sicherheitsstufe –, wo sie technische Daten wie elektrische Schaltbilder oder Passierzeiten von Satelliten stehlen können. Am wichtigsten jedoch ist, dass sie nur Stellen angreifen, die unzureichend bewacht sind. Keine Festungen wie diese hier. Zuallererst sind sie Technikfreaks, keine Truppe für einen Frontalangriff.«

»Aber sie *sind* die einzige bekannte Gruppierung, die Munition auf Wolframbasis benutzt«, beharrte Aaronson.

»Stimmt.«

»Also haben sie ihr Operationsgebiet vielleicht erwei-

tert«, meinte Aaronson selbstgefällig. »Vielleicht ist das ein Versuch, in die oberste Liga zu springen.«

»Möglich.«

»Es ist möglich«, schnaubte Aaronson. »Special Agent Demonaco, vielleicht habe ich etwas nicht deutlich gemacht. Der Apparat, der aus dieser Fabrik gestohlen wurde, ist von äußerster Wichtigkeit für die Zukunft der Vereinigten Staaten. In den falschen Händen könnte sein Gebrauch eine Katastrophe auslösen. Nun, ich habe SEAL-Teams in Bereitschaft, die drei mutmaßliche Nester der Freiheitskämpfer ausheben können. Aber meine Bosse müssen wissen, dass die Sache eindeutig ist – sie wollen kein weiteres Baltimore. Wir benötigen von Ihnen lediglich die Bestätigung, dass dieser Raub nur von den Freiheitskämpfern begangen worden sein kann.«

»Nun ja ...«, setzte Demonaco an.

Es hing wirklich alles von den Wolframgeschossen ab. Aber aus irgendeinem Grund, auf den Demonaco nicht ganz den Finger legen konnte, beunruhigte ihn der Gebrauch der Geschosse bei diesem Überfall ...

»Special Agent Demonaco«, sagte Aaronson, »lassen Sie mich die Sache einfach ausdrücken. Gibt es, nach Ihrem besten Wissen und Gewissen, irgendeine paramilitärische Gruppierung in den Vereinigten Staaten außer den Oklahoma-Freiheitskämpfern, die Munition mit Wolframkern benutzt?«

»Nein«, erwiderte Demonaco.

»Gut. Vielen Dank.«

Damit warf Aaronson Demonaco und Mitchell einen vernichtenden Blick zu und stolzierte zu einem Telefon

in der Nähe. Er wählte eine kurze Nummer und sagte:  
»Aaronson hier. Angriffsoperationen ausführen. Wiederhole: Angriffsoperationen ausführen. Macht die Schweinehunde fertig.«

\* \* \*

ES WURDE HELL im Regenwald.

Beim Aufwachen merkte Race, dass er fest gegen die Wand des Geländefahrzeugs gedrückt lag. Er hatte Kopfschmerzen und seine Kleidung war noch immer feucht.

Die Schiebetür des Wagens stand offen. Von draußen hörte er Stimmen.

»... was tun Sie hier?«

»Mein Name ist Mark Graf, ich bin Leutnant der *Fallschirmjäger* ...«

Race stand auf und ging hinaus.

Es war früher Morgen und ein Bodennebel hatte sich über das Dorf gelegt. Das Geländefahrzeug parkte jetzt mitten auf der Hauptstraße. Nach dem Aussteigen benötigte Race einen Augenblick, bis sich seine Augen an die graue Wand rings um ihn gewöhnt hatten. Langsam nahm die Hauptstraße von Vilcafor Gestalt an.

Race erstarrte.

*Die Straße war völlig leer.*

Alle Leichen vom Gemetzel der vergangenen Nacht waren verschwunden. Nichts weiter als große Lachen aus Schlamm und Wasser waren zurückgeblieben, gesprenkelt vom fallenden Regen.

Die Katzen waren ebenfalls verschwunden.

Er sah Nash, Lauren und Copeland zusammen mit den sechs Green Berets und Gaby Lopez links bei der Zitadelle stehen.

Vor ihnen standen fünf weitere Leute.

Vier Männer und eine Frau.

*Die überlebenden Deutschen*, vermutete er.

Nur zwei der Deutschen waren Soldaten und trugen Kampfmontur. Die Übrigen, der Mann und die Frau eingeschlossen, die wie verdeckte Ermittler aussahen, waren in Zivil. Alle waren entwaffnet worden.

Sergeant Van Lewen bemerkte Race und kam herüber.

»Wie geht's Ihrem Kopf?«, fragte er.

»Schrecklich«, erwiderte Race. »Was ist hier los?«

Van Lewen zeigte auf die fünf Deutschen. »Das sind die einzigen Überlebenden der vergangenen Nacht. Zwei sind während des Gemetzels in das Geländefahrzeug gesprungen und haben uns befreit. Die anderen drei konnten wir einsammeln, bevor wir Sie am Landungssteg aufgegriffen haben.«

Race nickte.

Dann wandte er sich seinem Leibwächter zu. »Hören Sie, ich möchte Sie etwas fragen.«

»Ja?«

»Woher haben Sie von diesem Gummiknopf in dem Humvee gewusst – dem Knopf, der den Motor gestartet hat, nachdem die Deutschen ihn abgeschaltet hatten?«

Van Lewen lächelte ihn an. »Wenn ich es Ihnen sage, muss ich Sie töten.«

»Schön, nur zu!«

Der Sergeant grinste und sagte: »Es ist mehr oder weniger allgemeine Praxis bei den Streitkräften in aller Welt, Feldfahrzeuge wie Humvees und Geländefahrzeuge als transportable Gefängnisse zu benutzen. Man schließt die Gefangenen in dem Wagen ein und schaltet ihn ab.

Nun sind die Vereinigten Staaten weltweit der führende Exporteur von Feldfahrzeugen. Humvees beispielsweise werden von der AM General Company in South Bend, Indiana, hergestellt.

Die Sache ist die – und das ist *nicht* allgemein bekannt –, dass alle in Amerika hergestellten Feldfahrzeuge mit einem Notschalter ausgestattet sind, einem Knopf, der es erlaubt, das Fahrzeug wieder zu starten, falls es abgeschaltet worden ist. Dahinter steckt der Gedanke, dass kein US-amerikanisches Fahrzeug jemals als Gefängnis für US-Personal benutzt werden soll. Deshalb wird nur das Militärpersonal der Vereinigten Staaten darüber informiert, wo diese Schalter zu finden sind. Es ist ein Notausgang, von dem nur amerikanische Soldaten wissen.«

Nach diesen Worten schritt Van Lewen lächelnd zu den anderen bei der Zitadelle. Race eilte ihm nach.

Frank Nash verhörte gerade einen der entwaffneten deutschen Soldaten – den Mann, der sich als Mark Graf, Leutnant der Fallschirmjäger, vorgestellt hatte.

»Also sind Sie ebenfalls wegen des Götzenbildes hier?«

Graf schüttelte den Kopf.

»Die Einzelheiten kenne ich nicht«, erwiderte er auf Englisch. »Ich bin lediglich Leutnant und das heißt, ich kenne die Details unserer Mission nicht.«

Er deutete mit dem Kinn auf einen der anderen Deutschen, den stämmigen Mann in Jeans und mit einem Holster. »Ich glaube, Sie fragen besser meinen Kollegen, Karl Schröder. Er ist Beamter beim Bundeskriminalamt. Die Bundeswehr arbeitet bei dieser Mission mit dem BKA zusammen.«

»Dem BKA?«, fragte Nash verblüfft.

Race wusste, was er dachte.

Das Bundeskriminalamt war das deutsche Äquivalent des FBI. Sein Ruf war legendär. Oft hieß es, es sei die beste Organisation ihrer Art auf der Welt. Doch eigentlich war es eine Polizeibehörde und das verwirrte Nash so. Das BKA hatte keinen Grund, in Peru nach einem Götzenbild zu suchen.

»Was will das BKA mit einem verschollenen Götzenbild der Inka?«, fragte er.

Schröder zögerte einen Augenblick, als überlegte er, wie viel er Nash sagen sollte. Dann seufzte er auf – als würde es nach dem Gemetzel der vergangenen Nacht keine Rolle mehr spielen.

»Es ist nicht so, wie Sie denken«, erwiderte er.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Wir haben nicht vor, aus dem Götzenbild eine Waffe zu machen«, antwortete Schröder schlicht. »Ganz im Gegenteil. Mein Land besitzt nicht einmal eine Superno-  
va.«

»Weswegen wollen Sie das Götzenbild dann?«

»Das ist einfach«, entgegnete Schröder. »Wir möchten es haben, ehe es jemand anders in die Hand bekommt.«

»Wer?«, fragte Nash.

»Die Leute, die das Massaker an den Mönchen in den Pyrenäen begangen haben«, erwiderte Schröder. »Es sind dieselben, die für die Entführung und den Mord an Professor Albert Müller verantwortlich sind, nachdem er vergangenes Jahr den Artikel über den Meteoritenkrater in Peru veröffentlicht hat.«

»Wer ist es also?«

»Eine Terrororganisation, die sich *Schutzstaffel Totenkopfverbände* nennt. Sie ist nach der brutalsten Einheit von Hitlers SS benannt, den Soldaten, die während des Zweiten Weltkriegs die Konzentrationslager geleitet haben. Sie bezeichnen sich als ›Sturmtrupp‹.«

»Sturmtrupp?«, wiederholte Lauren.

»Es ist eine paramilitärische Elitetruppe für expatrierte Deutsche mit Basis in einem schwer befestigten Nazizufluchtsort in Chile namens Colonia Alemania. Sie ist Ende des Zweiten Weltkriegs von Odilo Ehrhardt gegründet worden, einem SS-Obersturmführer, der in Auschwitz Dienst getan hatte.

Den Aussagen Überlebender von Auschwitz zufolge war Ehrhardt ein Psychopath – ein Stier von einem Mann, der sich am reinen Akt des Tötens delektierte. Offensichtlich hatte Rudolf Höss, der Kommandant von Auschwitz, Zuneigung zu ihm gefasst und ihn während der letzten Kriegsjahre als Protegé gehätschelt. Mit zweiundzwanzig Jahren war Ehrhardt innerhalb der SS

zum Rang eines Obersturmführers aufgestiegen. Wenn Höss anschließend mit dem Finger auf jemanden gezeigt hat, hat der eine Sekunde später in den Lauf von Ehrhardts P-38 geblickt.«

Race schluckte.

»Laut unseren Aufzeichnungen«, fuhr Schröder fort, »wäre Ehrhardt jetzt fünfundsiebzig Jahre alt. Aber innerhalb der Sturmtrupp-Organisation gilt sein Wort als Gesetz. Er hält den obersten SS-Rang eines Oberstgruppenführers inne, was etwa einem Generaloberst entspricht.

Der Sturmtrupp ist eine einzigartig widerwärtige Organisation. Er befürwortet die zwangsweise Inhaftierung und Exekution aller Neger und Juden, die weltweite Vernichtung der demokratischen Regierungen sowie, was das Wichtigste ist, die Wiederherstellung der Naziregierung im vereinten Deutschland und die Etablierung der Herrenrasse als herrschende Elite auf Erden.«

»Die Wiederherstellung einer Naziregierung in Deutschland? Die Etablierung der Herrenrasse als herrschende Elite?«, fragte Copeland ungläubig.

»Warten Sie mal eine Sekunde«, sagte Race. »Sie reden von *Nazis*. In den *Neunzigern*.«

»Ja«, entgegnete Schröder. »Nazis. Moderne Nazis.«

»Die Colonia Alemania hält man schon seit langem für einen sicheren Hafen für ehemalige Nazioffiziere«, berichtete Frank Nash. »Eisler hat sich in den sechziger Jahren kurzzeitig dort aufgehalten, Eichmann ebenfalls.«

Schröder nickte. »Die Colonia Alemania besteht aus



Weiden, Seen und Häusern im bayrischen Stil und ist völlig von Stacheldrahtzaun und Wachtürmen umgeben. Rund um die Uhr patrouillieren dort bewaffnete Wächter mit Dobermännern.

Während des Pinochet-Regimes soll Ehrhardt als Gegenleistung dafür, dass ihn die Regierung unbehelligt ließ, gestattet haben, dass der Diktator die Colonia Alemania als inoffizielles Folterzentrum benutzte. Dorthin sind Menschen geschickt worden, die ›verschwinden‹ sollten. Weil Ehrhardt und seine Nazikolonie unter dem Schutz des Militärregimes standen, konnten ausländische Organisationen wie das BKA dort keine Untersuchungen anstellen.«

»Na schön«, meinte Nash. »Aber weshalb sind Sie in diese Sache hier verwickelt?«

»Sehen Sie, Herr Nash«, erwiderte Schröder, »das ist das Problem: Der Sturmtrupp hat eine Supernova.«

\* \* \*

»DER STURMTRUPP HAT eine Supernova?«, fragte Nash ausdruckslos.

»Ja.«

»Mein Gott ...«

»Herr Nash, bitte. Sie müssen das verstehen. Während meiner zwanzigjährigen Tätigkeit in der Terrorismusbekämpfung ist mir nie eine Gruppe wie der Sturmtrupp begegnet. Sie ist finanziell gut ausgestattet, gut organisiert, strikt hierarchisch und absolut gnadenlos.

Sie besteht aus zwei Typen von Personen – Soldaten

und Wissenschaftlern. Der Sturmtrupp rekrutiert hauptsächlich erfahrene Soldaten, oftmals Männer, die unehrenhaft aus der ehemaligen ostdeutschen Armee oder der Bundeswehr entlassen worden sind, weil sie eine Vorliebe für übertriebene Gewaltanwendung gezeigt haben – wie Heinrich Anistase. Männer, die geübt sind in den Künsten des Terrors, des Folterns und des Attentats.«

»Anistase ist Sturmtrupp-Mitglied?«, fragte Nash.  
»Ich hatte den Eindruck, dass er für den deutschen Geheim...«

»Nicht mehr«, unterbrach Schröder ihn bitter. »Nach dem Zusammenbruch des Ostblocks ist Anistase von Deutschland auf Honorarbasis angeheuert worden – um sich gewisser ›Probleme‹ anzunehmen. Anscheinend war unsere Leine jedoch nicht kurz genug.

Anistase ist ein Söldner, ein Auftragskiller. Es hat nicht lange gedauert, bis ihm jemand mehr geboten hat als wir und er zwei seiner Führungsoffiziere an den Feind verraten hat.

Wir waren nicht weiter überrascht, als sich nicht lange danach seine ziemlich eigentümlichen Methoden der Überredung bei einigen Vorfällen gezeigt haben, die dem Sturmtrupp zuzuordnen waren. Offenbar erfolgte Anistases Aufstieg sehr rasch. Wir halten ihn jetzt für einen Obergruppenführer innerhalb ihres Rangsystems, einen General. Nur Ehrhardt selbst steht noch über ihm.«

»Der Schweinehund ...«

»Für die Wissenschaftler«, sagte Schröder schulterzu-

ckend, »gelten die gleichen Prinzipien. Der Sturmtrupp lockt viele hochgebildete Männer und Frauen an. Sie arbeiten an Projekten, die nicht so ganz im Einklang mit der Kollektivschuld des modernen Deutschlands stehen.

Beispielsweise fanden sich nach dem Fall der Mauer gewisse ostdeutsche Wissenschaftler, die an der Entwicklung von NA-Granaten arbeiteten – Granaten, die mit Salpetersäure gefüllt sind und entsetzliche Verletzungen hervorrufen, jedoch nicht töten –, auf der Straße wieder. Der Sturmtrupp ist stets auf der Suche nach solchen Leuten und gewillt, sehr gut für ihre Dienste zu zahlen.«

»Wie können sie sich das alles leisten?«, fragte Copeland.

»Dr. Copeland, der modernen Nazibewegung hat es nie an Geld gemangelt. 1994 hat eine illegale BKA-Überprüfung eines mutmaßlichen Nazikontos bei einer Schweizer Bank Bargeldreserven von schätzungsweise mehr als einer halben Milliarde Dollar ergeben – der Erlös aus dem Verkauf kostbarer Kunstwerke, die im Zweiten Weltkrieg gestohlen worden waren.«

»Eine halbe Milliarde Dollar«, flüsterte Race.

»Meine Herren«, sagte Schröder, »der Sturmtrupp entführt keine Flugzeuge. Er ermordet keine Regierungsmitglieder und jagt keine Regierungsgebäude in die Luft. Es geht ihm um Größeres – um etwas, das die gesamte Weltordnung umkehren würde.«

»Und jetzt hat er eine Supernova?«, fragte Nash.

»Bis vor drei Tagen hatten wir lediglich unbewiesene Verdachtsmomente«, erwiderte Schröder. »Aber jetzt

haben wir darüber Gewissheit. Vor sechs Monaten fotografierten BKA-Beschatter in Chile einen Mann, der mit Odilo Ehrhardt auf dem Gelände der Colonia Alemania spazieren ging. Er wurde später als Dr. Fritz Weber identifiziert. Herr Nash, ich kann mir vorstellen, dass Sie wissen, wer Dr. Weber ist.«

»Ja, aber ...« Nash hielt stirnrunzelnd inne. »Fritz Weber war ein deutscher Wissenschaftler im Zweiten Weltkrieg, ein Kernphysiker, Borderline-Genie, jedoch auch Borderline-Soziopath. Er war einer der ersten Menschen, die die Erschaffung eines planetenzerstörenden Apparats für möglich erklärten. 1944 – da war er gerade einmal dreißig – hat er am Atombombenprojekt der Nazis mitgearbeitet. Zuvor jedoch war er, wie es heißt, an wenig bekannten Folterexperimenten der Nazis beteiligt. Sie legten zum Beispiel einen Mann in gefrierendes Wasser und überwachten, wie lange er zum Sterben brauchte. Aber ich dachte, Weber wäre nach dem Krieg hingerichtet worden ...«

Schröder nickte. »Ist er auch. Dr. Fritz Weber stand unmittelbar nach dem Krieg wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Nürnberg vor Gericht. Er wurde für schuldig befunden, zum Tode verurteilt und am 16. Oktober 1946 angeblich hingerichtet. Ob man allerdings wirklich *Weber* hingerichtet hat, ist viele Jahre lang kontrovers diskutiert worden. Über die Jahrzehnte hinweg ist er immer wieder von Menschen gesehen worden, die behaupten, von ihm gefoltert worden zu sein – in Irland, in Brasilien, in Russland.

Wir glauben«, sagte Schröder ernst, »dass ihn die

Sowjets in der Nacht vor der Exekution aus Nürnberg herausgeholt und durch ein Double ersetzt haben. Als Gegenleistung für die Rettung seines Lebens benutzten sie Webers beträchtliches Können, um die Entwicklung ihres eigenen Kernwaffenprogramms voranzutreiben. Als die Sowjetunion im Jahr 1991 jedoch zusammengebrochen ist und das BKA ihn dort gesucht hat, gab es keinerlei Hinweise auf ihn. Er war vom Erdboden verschwunden ...«

»... nur um acht Jahre später im Hauptquartier einer Terrororganisation der Nazis wieder aufzutauchen«, fügte Nash hinzu.

»Genau. Damals dachten wir, die Nazis würden eine konventionelle Atombombe bauen. Aber der Sturmtrupp hat dieses Kloster in Frankreich überfallen, nachdem man entdeckt hatte, dass es das legendäre Santiago-Manuskript besaß«, sagte Schröder. »Als wir die Teile zusammengesetzt haben – der Mord an Albert Müller, seine Entdeckung eines Meteoritenkraters in Peru, die mutmaßliche Geschichte im Santiago-Manuskript von einem Götzenbild mit merkwürdigen Eigenschaften –, haben unsere Verdachtsmomente auf einmal ein ganz neues Bild ergeben. Vielleicht war der Sturmtrupp unter Webers Anleitung dabei, mehr als bloß eine reguläre Atombombe zu bauen. Vielleicht war es ihnen gelungen, eine Supernova zu konstruieren, und sie jagten jetzt hinter dem Thyrium her.

Vor drei Tagen – am selben Tag, an dem das Kloster überfallen wurde – hat unser Beschattungsteam in Chile das hier aufgefangen.«

Schröder zog ein zusammengefaltetes Blatt Papier aus seiner Brusttasche und reichte es Nash.

»Es ist die Transkription eines Telefongesprächs, das vor drei Tagen irgendwo in Peru von einem Handy aus mit dem Hauptlabor der Colonia Alemania geführt worden ist«, erklärte Schröder.

Nash zeigte die deutsche Transkription Race, der sie laut übersetzte.

STIMME 1: ...perationsbasis ist errichtet ...  
restliche ... wird ... Miene ...

STIMME 2: ... ist mit Apparat? ... bereit?

STIMME 1: ... haben Stundenglasform übernommen, basierend auf dem amerikanischen Modell ... zwei atomare Sprengköpfe über und unter einer Kammer aus einer Titanlegierung. Feldtests weisen darauf hin, dass ... Apparat ... funktioniert. Jetzt brauchen wir nur ... Thyrium.

STIMME 2: Was ist mit der Botschaft?

STIMME 1: ... wird hinausgehen, sobald wir das Götzenbild haben ... an jeden Premierminister und Präsidenten der EU ... dazu an den Präsidenten der Vereinigten Staaten über das internationale rote Telefon ... Lösegeld einhundert Milliarden US-Dollar ... ansonsten zünden wir den Apparat ...

Nash starrte schockiert auf die Transkription.

Alle anderen waren verstummt.

Race blickte auf die Worte »einhundert Milliarden US-Dollar ... ansonsten zünden wir den Apparat«.

Mein Gott!

Nash wandte sich an Schröder. »Was haben Sie in dieser Sache unternommen?«

»Wir haben eine Doppelstrategie entwickelt«, erwiderte der Deutsche. »Zwei getrennte Missionen, die so angelegt sind, dass sie die andere stützen, sollte eine fehlschlagen.

Mission eins bestand darin, das Thyrium-Götzenbild in die Hand zu bekommen, ehe es die Nazis finden. Dazu haben wir uns eine Kopie des Santiago-Manuskripts besorgt und für die Suche nach dem Weg hierher benutzt. Und wie es sich traf, haben wir den Sturmtrupp besiegt – aber wir haben niemals erwartet, diese *Dinger* im Tempel zu finden.«

Auf einmal wurde Race aufmerksam. Er hatte den Eindruck, dass etwas an den Worten des BKA-Beamten merkwürdig war.

Er schüttelte das Gefühl ab, schob es in den Hinterkopf zurück.

»Und Mission zwei?«, fragte Nash.

»Die Colonia Alemania erledigen«, entgegnete Schröder. »Nach unserem Mitschnitt des Telefongesprächs vor drei Tagen haben wir die chilenische Regierung um die Erlaubnis gebeten, dass BKA-Beamte die Colonia Alemania zusammen mit chilenischen Beamten durchsuchen dürfen.«

»Und?«

»Wir haben die Erlaubnis erhalten. Wenn alles nach Plan verläuft, erstürmen genau in dieser Minute BKA-Beamte und die chilenische Nationalgarde das Gelände der Colonia Alemania und holen sich die Supernova des Sturmtrupps. Ich hoffe, jede Minute einen Funkspruch über den neuesten Stand der Dinge zu erhalten.«

\* \* \*

IM SELBEN AUGENBLICK durchbrach in siebenhundert Kilometern Entfernung ein Tentonlastwagen der chilenischen Nationalgarde die Tore der Colonia Alemania.

Ein Strom chilenischer Soldaten ergoss sich hinter dem Laster durch die Tore. Hinter ihnen eilten ein Dutzend deutsche BKA-Beamte in blauen Sturmhelmen und mit Spezialausrüstung auf das Gelände nach.

Die Colonia Alemania war ein Großgrundbesitz von gut und gern zwanzig Hektar. Ihre grasgrünen Weiden standen in scharfem Kontrast zu Chiles kahlen braunen Hügeln. Die Häuser im bayrischen Stil sowie die idyllischen blauen Seen waren ein merkwürdig friedlicher Anblick in einem Land, das ansonsten rau und verdorrt war.

Türen wurden eingeschlagen, Fensterscheiben explodierten beim Sturm der Nationalgarde auf die Gebäude. Ihr Hauptziel war die Kaserne – ein großer, hangarähnlicher Bau in der Mitte des Landsitzes.

Minuten später wurden dessen Türen aufgesprengt und eine Schar Nationalgardisten und BKA-Beamter rannte in das Gebäude.



Sie blieben wie angewurzelt stehen.

Reihe um Reihe leerer Kojen erstreckte sich über die gesamte Länge der gewaltigen Halle. Jedes Bett war sorgfältig gemacht und stand perfekt an der Nachbar-koje ausgerichtet. Es sah aus wie in einer Armee-ka-ser-ne.

Das einzige Problem bestand darin, dass das Gebäude leer war.

In rascher Folge trafen Berichte aus dem übrigen Land-sitz ein.

*Der ganze Besitz stand leer.*

Die Colonia Alemania war völlig verlassen.

In einem an die Kaserne angrenzenden Laborgebäude schwenkten zwei deutsche Techniker einen kleinen Geigerzähler und maßen damit die Radioaktivität in der Luft. Die Detektoren ratterten lautstark.

Die Deutschen betraten das Hauptlabor des Landsitzes und die Anzeigen der Geigerzähler rasten sofort in den roten Bereich.

»An alle Einheiten, hier ist das Laborteam, wir entdecken hohe Strahlungsdosen von Uran und Plutonium im ersten Labor ...«

Der erste Techniker erreichte eine Tür, die sich in eine Art Büro mit Glaswänden öffnete.

Er richtete seinen Geigerzähler auf die geschlossene Tür ... und die Anzeige überschritt die Messskala.

Der Techniker wechselte einen Blick mit seinem Partner. Daraufhin stieß er die Tür auf und löste den Stolperdraht aus.

Eine verheerende Explosion raste durch die Colonia Alemania.

Sie erschütterte die Welt in ihren Grundfesten.

Ein Strahl blendend weißen Lichts schoss in alle Richtungen davon und vernichtete dabei alles auf seinem Weg – ganze Schuppen zerbarsten augenblicklich zu Milliarden von streichholzgroßen Holzstückchen, Betonsilos wurden in einer Millisekunde zerschmettert, alles innerhalb eines Umkreises von 500 Metern um die Kaserne verdampfte – auch die 150 Männer der chilenischen Nationalgarde sowie die zwölf BKA-Beamten.

Als sie in den folgenden Tagen befragt wurden, sagten die Einwohner der umliegenden Dörfer, dass es ausgesehen habe wie ein jäher Lichtblitz am Horizont, gefolgt von einer gewaltigen Wolke schwarzen Rauchs, der in Gestalt eines riesigen Pilzes hoch in den Himmel gestiegen sei.

Es waren einfache Leute, Bauern.

Sie wussten nicht, dass sie eine atomare Explosion beschrieben hatten.

\* \* \*

IN VILCAFOR BEFAHL Nash den Green Berets, die Satellitenfunkausrüstung des deutschen Teams auf die Hauptstraße zu bringen.

»Hören wir mal, was Ihre Leute in Chile zu sagen haben«, meinte er.

Schröder klappte den Deckel der tragbaren Funkkonsole auf und tippte rasch etwas auf der Allwettertastatur

ein. Nash, Scott und die Green Berets scharten sich um ihn und sahen auf den Bildschirm der Konsole.

Race stand außerhalb des Kreises, wieder einmal ausgeschlossen.

»Wie geht's denn inzwischen?«, fragte plötzlich die Stimme einer Frau hinter ihm.

Halb in der Erwartung, Lauren vor sich zu sehen, wandte er sich um und blickte stattdessen in die verwirrend blauen Augen der deutschen Frau.

Sie war klein, zierlich und äußerst reizend. Die Hände hatte sie lässig auf die Hüfte gelegt, und sie lächelte auf eine Weise, die Race völlig entwarfnete.

Die Deutsche hatte eine kleine Stupsnase und kurzes blondes Haar. Gesicht, T-Shirt und Jeans waren über und über mit Schlamm bespritzt. Über dem weißen T-Shirt trug sie eine kugelsichere Weste und um die Taille ein Gore-Tex-Holster, und zwar genau so eins wie Schröder. Auch ihres war jetzt leer.

»Was macht Ihr Kopf?«, fragte sie mit einem leichten deutschen Akzent, der Race sehr gefiel.

»Tut weh«, erwiderte er.

»Kein Wunder«, meinte sie, trat heran und berührte ihn an der Stirn. »Meiner Ansicht nach haben Sie sich eine leichte Gehirnerschütterung zugezogen, als Ihr Humvee in den Helikopter gekracht ist. Alle Ihre darauf folgenden Heldentaten müssen das Werk des Adrenalins gewesen sein.«

»Sie meinen, ich bin *kein* Held?«, fragte Race. »Da hat also lediglich das Adrenalin gesprochen?«

Sie lächelte ihn an, ein wunderschönes Lächeln.

»Warten Sie hier«, sagte sie. »Ich habe etwas Codein in meinem Erste-Hilfe-Kasten und werde was gegen Ihre Kopfschmerzen unternehmen.«

Sie entfernte sich.

»Warten Sie«, sagte Race. »Wie heißen Sie?«

Erneut schenkte sie ihm ein Lächeln. Ein reizendes, nymphengleiches Lächeln.

»Mein Name ist Renée Becker. Ich bin Beamtin des BKA.«

»*Ich hab's*«, sagte Schröder plötzlich vom tragbaren Funkgerät her.

Race ging zu der kleinen Gruppe, die sich um die Konsole geschart hatte.

Er blickte Nash über die Schulter und sah auf dem Bildschirm eine Liste auf Deutsch, die er im Stillen übersetzte:

#### KOMMUNIKATIONS-SATELLITEN-ÜBERTRAGUNG

LOG 44-76/BKA32

<u>NR.</u>	<u>DATUM</u>	<u>UHRZEIT</u>	<u>QUELLE</u>	<u>ZUSAMMENFASSUNG</u>
1.	4.1.99	19.30	BKAHQ	PERU-TEAM BERICHTSTATUS
2.	4.1.99	19.50	EXT.QUELLE	SIGNATUR UHF-SIGNAL
3.	4.1.99	22.30	BKAHQ	PERU-TEAM BERICHTSTATUS
4.	5.1.99	01.30	BKAHQ	PERU-TEAM BERICHTSTATUS
5.	5.1.99	04.30	BKAHQ	PERU-TEAM BERICHTSTATUS

6. 5.1.99	07.16	VOR ORT (CHILE)	ANKUNFT SAN- TIAGO, WEITER- FAHRT IN DIE COLONIA ALEMANIA
7. 5.1.99	07.30	BKAHQ	PERU-TEAM BERICHTSTATUS
8. 5.1.99	09.58	VOR ORT (CHILE)	IN DER COLONIA ALEMANIA EINGE- TROFFEN; BEGINN ÜBERWACHUNG
9. 5.1.99	10.30	BKAHQ	PERU-TEAM BERICHTSTATUS
10. 5.1.99	10.37	VOR ORT (CHILE)	CHILE-TEAM SIGNAL DRINGEND; CHILE-TEAM SIGNAL DRINGEND
11. 5.1.99	10.51	BKAHQ	PERU-TEAM SOFORT BERICHT

Race runzelte die Stirn.

Das war eine Liste aller Signale, die das BKA-Team in Peru aufgefangen hatte.

Anscheinend hatten sie seit 19.30 Uhr am vergangenen Abend alle drei Stunden einen Bericht über den »aktuellen Stand der Dinge« vom BKA-Hauptquartier erhalten, darüber hinaus einige Nachrichten vom anderen BKA-Team in Chile.

Die zehnte Nachricht jedoch, eine der Meldungen aus Chile, erregte Race' Aufmerksamkeit. Es war ein dringender Hilfeschrei.

Auch Schröder sah sie.

Er ließ den Cursor rasch hinablaufen und drückte die ENTER-Taste.

Auf dem Schirm tauchte eine Nachricht auf, die Race wiederum im Stillen übersetzte:

NACHRICHT NR: 050199-010  
DATUM: 5. JANUAR 1999  
UHRZEIT: 10.37 (ORTSZEIT PERU) AB-  
SENDER: VOR-ORT-TEAM (CHILE)  
THEMA: DRINGENDE NACHRICHT VOM  
CHILE-TEAM;  
DRINGENDE NACHRICHT VOM  
CHILE-TEAM

NACHRICHT WIE FOLGT:

ACHTUNG PERU-TEAM. ACHTUNG PERU-TEAM.

HIER ZWEITE EINHEIT CHILE. WIEDERHOLE: HIER  
ZWEITE EINHEIT CHILE. ERSTE EINHEIT AUSGE-  
SCHALTET. WIEDERHOLE. ERSTE EINHEIT AUSGE-  
SCHALTET.

VOR 15 MINUTEN HAT ERSTE EINHEIT ZUSAMMEN  
MIT CHILENISCHER NATIONALGARDE DIE COLONIA  
ALEMANIA BETRETEN. BERICHTETE, DASS GESAMTES  
GELÄNDE VERLASSEN. WIEDERHOLE. ERSTE EINHEIT  
BERICHTETE, DASS GESAMTES GELÄNDE VERLASSEN.

ERSTE ÜBERPRÜFUNG ZEIGTE HOHE STRAHLUNGSDOSEN VON URAN- UND PLUTONIUMERZEN. EHE WEITERE DATEN ERHALTEN WERDEN KONNTEN, ERFOLGTE DETONATION AUF DEM GELÄNDE. DETONATION ANSCHEINEND NUKLEAR. WIEDERHOLE. DETONATION ANSCHEINEND NUKLEAR.

GESAMTE ERSTE EINHEIT VERLOREN. WIEDERHOLE.  
GESAMTE ERSTE EINHEIT VERLOREN.  
MÜSSEN DAVON AUSGEHEN, DASS STURMTRUPP  
BEREITS AUF DEM WEG NACH PERU.

Voller Entsetzen blickte Race auf.

Die Colonia Alemania war beim Eintreffen des BKA-Teams verlassen gewesen. Zusätzlich hatte man eine Falle gelegt, die ausgelöst wurde, sobald jemand den Fuß hineinsetzte.

Ein eisiger Schauer rann Race das Rückgrat hinab, als er wieder auf die letzte Zeile der Nachricht blickte:

MÜSSEN DAVON AUSGEHEN, DASS STURMTRUPP BEREITS AUF DEM WEG NACH PERU.

\* \* \*

RACE SCHAUTE AUF die Uhr.

Es war 11.05 Uhr.

»Wie lange werden sie brauchen, bis sie hier sind?«, fragte Nash Schröder.

»Unmöglich zu sagen«, erwiderte Schröder. »Wir

wissen nicht, wann sie das Gelände verlassen haben. Das kann vor zwei Stunden oder auch vor zwei Tagen gewesen sein. Aber egal – die Reise von Chile hierher dauert nicht lang. Wir müssen annehmen, dass sie sehr nah sind.«

Nash wandte sich an Scott. »Captain, rufen Sie Panama und fragen Sie nach, wann dieses verdammte Evakuierungsteam hier eintrifft. Wir benötigen Feuerkraft, und zwar sofort.«

»Verstanden.« Scott nickte Doogie zu, der zur Funkstation eilte.

»Cochrane«, sagte Nash. »Wie sieht es mit dem verbliebenen Huey aus?«

Buzz Cochrane schüttelte den Kopf. »Der ist hinüber. Er hat einiges abbekommen, als dieser Apache beim Angriff der Katzen wild geworden ist. Streufeuer hat sowohl den Schwanzrotor als auch die Zündungsports getroffen.«

»Wie lange wird die Reparatur dauern?«

»Mit den Werkzeugen, die uns hier zur Verfügung stehen, können wir die Zündungsports reparieren, aber das braucht seine Zeit. Was den Schwanzrotor betrifft – na ja, man kann nicht ohne fliegen, aber das wird eine höllische Reparatur. Ich schätze, wir können was von den Sekundärsystemen runterreißen und benutzen, aber was wir wirklich brauchen, sind nagelneue Wellen und Rotorschalter, und die werden wir hier nicht auftreiben.«

»Corporal, bringen Sie diesen Huey wieder in die Luft. Um jeden Preis«, ordnete Nash an.



»Jawohl, Sir.«

Cochrane verließ den Kreis und nahm Tex Reichart mit.

Es folgte ein langes Schweigen.

»Also stecken wir hier fest ...«, meinte Lauren.

»Und *Terroristen* sind auf dem Weg hierher«, fügte Gaby Lopez hinzu.

»Es sei denn, wir entschließen uns, zu Fuß zu verschwinden«, schlug Race vor.

Captain Scott wandte sich an Nash. »Wenn wir bleiben, sterben wir.«

»Und wenn wir gehen, bekommen die Nazis das Götzenbild«, meinte Copeland.

»Und eine funktionierende Supernova«, vollendete Lauren.

»Das ist keine Alternative«, sagte Nash fest. »Nein, uns bleibt nur eines.«

»Und das wäre?«

»Wir holen uns das Götzenbild vor den Nazis.«

\* \* \*

IM STRÖMENDEN REGEN schritten die drei Soldaten vorsichtig den Pfad am Flussufer entlang.

Captain Scott und Corporal Chucky Wilson gingen voraus, die M-16 auf das dichte Laubwerk rechts von sich gerichtet. Der deutsche Fallschirmjäger Graf, der jetzt mit einem amerikanischen M-16 bewaffnet war, bildete die Nachhut.

Alle drei trugen seitlich an ihrem Helm eine winzige

Kamera mit Fiberglasoptik, die eine Bildübertragung ins Dorf ermöglichte.

Nach einer Weile erreichten die drei Soldaten den Spalt im Berghang, der zum Felsenturm und zum Tempel führte.

Scott nickte Wilson zu und der junge Corporal betrat, das Gewehr voran, den schmalen steinernen Durchgang.

Im Dorf sahen Race und die anderen Scott, Wilson und Graf auf einem Monitor durch den Spalt treten. Die von den Kameras der drei Soldaten in geisterhaftem Schwarzweiß übertragenen Bilder erschienen auf dem Bildschirm in drei verschiedenen Rechtecken.

Der Plan war einfach.

Während Scott, Wilson und Graf den Tempel betraten und sich das Götzenbild schnappten, reparierten die verbliebenen Green Berets und der andere deutsche Fallschirmjäger – ein Soldat namens Molke – den Huey. Sobald sie das Götzenbild in Händen hatten, flogen sie davon, ehe die Naziterroristen eintrafen.

»Äh, haben wir nicht was vergessen?«, meinte Race.

»Was denn?«, fragte Nash.

»Die Raubkatzen. Sind die nicht der eigentliche Grund, weswegen wir hier in der Tinte stecken?«

»Die Katzen haben sich bei Anbruch der Dämmerung aus dem Dorf zurückgezogen«, sagte eine Stimme hinter Race in perfektem, schneidigem Englisch.

Race wandte sich um und sah den vierten und letzten Deutschen lächelnd vor sich stehen.

Der Unterschied zu Schröder, Graf und Molke hätte

nicht größer sein können. Während diese drei kräftig und durchtrainiert wirkten, war der Mann hier viel älter, bestimmt über fünfzig, und offenbar nicht gerade sportlich. Sein hervorstechendstes Merkmal war ein langer grauer Bart. Race missfiel er auf den ersten Blick. Seine ganze Haltung und Pose rochen nach Wichtigtuelei und Arroganz.

»Bei Anbruch der Morgendämmerung haben sich die Raubkatzen aufs Plateau zurückgezogen«, sagte der Mann von oben herab. »Vermutlich sind sie zu ihrem Bau im Tempel zurückgekehrt.« Er lächelte falsch. »Wie ich mir denken kann, fühlt sich ihre Art bei Tageslicht nicht sehr wohl, da die letzten Generationen fast vierhundert Jahre in pechschwarzer Dunkelheit verbracht haben.«

Zackig streckte der Bärtige die Hand aus. »Ich bin Dr. Johann Krauss, Zoologe und Kryptozoologe an der Universität Hamburg. Man hat mich auf diese Mission mitgenommen, damit ich wegen gewisser im Manuskript erwähnter *tierischer* Aspekte des Unternehmens Rat erteilen kann.«

»Was ist ein Kryptozoologe?«, fragte Race.

»Jemand, der mystische Tiere studiert«, erwiderte Krauss.

»Mystische Tiere ...«

»Ja. Bigfoot, das Ungeheuer von Loch Ness, der Yeti, die großen Katzen der englischen Moore. Und natürlich«, fügte er hinzu, »der südamerikanische Rapa.«

»Sie verstehen was von diesen Raubkatzen?«, fragte Race.

»Nur was ich aus nicht verifizierten Sichtungen, ein-

heimischen Legenden und zweifelhaften Hieroglyphen erfahren habe. Aber darin besteht die Faszination der Kryptozoologie. Sie ist das Studium von Tieren, die nicht studiert werden können, weil niemand ihre Existenz beweisen kann.«

»Also sind wir Ihrer Ansicht nach von einer Horde mystischer Tiere angegriffen worden«, sagte Race. »Auf mich haben sie nicht sehr mystisch gewirkt.«

»Etwa alle fünfzig Jahre«, entgegnete Krauss, »häufen sich in diesem Teil des Amazonas-Regenwalds ungewöhnliche Todesfälle. Männer, die des Nachts zwischen den Dörfern unterwegs sind, sollen, nun ja, einfach verschwinden. Oder man findet Menschen, denen der Kopf vom Rumpf gedreht oder das Rückgrat herausgerissen wurde.

Die Einheimischen bezeichnen das Untier, das des Nachts kommt und ohne Gnade tötet, mit einem Namen, der von Generation zu Generation weitergereicht wurde. Sie nennen es Rapa.«

Krauss sah Race sehr genau an. »Wir sollten dieser Legende genaue Beachtung schenken, weil sie uns von großem Nutzen bei der Einschätzung unseres Feindes sein kann.«

»Inwiefern?«

»Nun, zum einen können wir anhand der Berichte gewisse Eigenschaften bei unseren katzenhaften Widersachern feststellen.«

»Beispielsweise?«

»Zuallererst müssen wir davon ausgehen, dass der Rapa ein Nachttier ist. Die Überreste der getöteten Männer findet man nur am Morgen. Und wie wir aus eigener Er-

fahrung wissen, fliehen diese Raubkatzen das Morgenlicht. Ergo sind es Nachttiere. Sie jagen nur des Nachts und ziehen sich für den größten Teil des Tages zurück.«

»Wenn sie seit Generationen in diesem Tempel eingeschlossen waren«, meinte Race, »wie haben sie dann überlebt? Was haben sie gefressen?«

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Krauss, ernst die Stirn runzelnd, als ob er über eine schwierige mathematische Gleichung grübeln würde.

Race blickte zu dem Bergplateau auf, das den mysteriösen Tempel beherbergte. Ein Regenschleier bedeckte die östliche Felswand.

»Und was tun sie jetzt?«, fragte er.

»Schlafen, schätze ich«, entgegnete Krauss, »in der Geborgenheit ihres Tempels. Deshalb ist jetzt die beste Zeit dafür, unsere Männer hineinzuschicken und dieses Götzenbild zu holen.«

Scott, Wilson und Graf verließen den schmalen Durchgang und traten in den seichten Tümpel am Grund des prächtigen Kraters.

Im Canon war es ungewöhnlich dunkel. Die schweren Regenwolken am Himmel und der dichte Baldachin aus Bäumen, der über dem Kraterrand hing, schirmten jegliches Sonnenlicht ab. Sämtliche Risse und Spalten in den Wänden lagen in tiefen Schatten.

Scott und Wilson gingen voran. Die kleinen, auf den Läufen ihrer M-16 montierten Taschenlampen sandten dünne Lichtstrahlen aus.

»Also ...«, sagte Scott in sein Kehlkopfmikrofon.

»... *wir gehen jetzt den Pfad hinauf*«, tönte seine Stimme über die Lautsprecher des Monitors.

Race beobachtete angespannt, wie Scott, Wilson und Graf den schmalen Weg betraten, der in die äußere Wand des Kraters geschlagen war.

»Was wir ebenfalls bedenken sollten«, sagte Johann Krauss, »ist, dass unsere Feinde in allererster Linie *Raubkatzen* sind. Sie können nicht aus ihrer Haut. Sie denken wie Katzen, sie handeln wie Katzen.«

»Und das heißt?«

»Das heißt, dass nur eine Großkatze – der Gepard – seine Beute hetzt.«

»Wie gehen andere Raubkatzen vor?«

»Es gibt mehrere Strategien. Von den Tigern in Indien weiß man, dass sie geschützt im Laub auf der Lauer liegen, manchmal stundenlang. Sie warten darauf, dass ihre Beute auf der Bildfläche erscheint. Sobald sie nahe genug herangekommen ist, springen sie.

Löwen in Afrika andererseits benutzen ziemlich ausgefeilte Jagdmethoden. Eine Technik besteht darin, dass eine Löwin vor einer Herde Gazellen herumstolzert, während ihre Kollegen die Gazellen von hinten beschleichen. Das ist wirklich ziemlich genial und sehr effektiv. Aber es ist auch sehr ungewöhnlich.«

»Warum?«, fragte Race.

»Weil es eine Art von *Kommunikation* zwischen den Löwen voraussetzt.«

Race wandte sich wieder dem Monitor zu.

Die drei Soldaten waren den Pfad ein kurzes Stück hochgestiegen und befanden sich jetzt etwa drei Meter

oberhalb des breiten Teichs, der den Grund des Kraters bedeckte.

Race sah Corporal Wilsons Kamera über das flache Wasser schwenken und bemerkte plötzlich eine zuckende Bewegung auf der Oberfläche.

Es war eine kleine Kräuselung – etwas befand sich dicht *unterhalb* der Oberfläche.

»Was war das?«, fragte er.

»Was war was?«

»Wilson«, sagte Race, nah ans Mikrofon gebeugt.

»Sehen Sie nach rechts aufs Wasser!«

Graf und Scott mussten Race' Aufforderung ebenfalls gehört haben, denn im gleichen Augenblick schwenkten alle drei Kameras nach rechts.

»*Ich sehe nichts* ...«, meinte Scott.

»Da!«, sagte Race und zeigte auf eine weitere Kräuselung, die anscheinend der peitschende Schlag eines Schwanzes hervorgerufen hatte. Offenbar schwamm ein Tier auf die drei Soldaten zu.

»Was, zum Teufel ...?«, fragte Scott, während er über den großen Teich blickte.

Eine kleine Bugwelle kam ungewöhnlich rasch über den See – direkt auf ihn und seine Männer zu.

Scott runzelte die Stirn. Dann trat er vorsichtig einen Schritt nach vorn an den Rand des Pfades und des drei Meter tiefen Abhangs über der Wasseroberfläche.

Er spähte hinab.

Und sah drei schwarze Katzen die nackte Felswand unter sich heraufkommen!

Rasch hob Scott sein M-16, aber genau in diesem Moment schoss eine gewaltige schwarze Gestalt aus einem dunklen Spalt in der Felswand hinter ihm hervor und sprang ihm in den Rücken, sodass er ins Wasser hinabstürzte. Sogleich stürzte sich eine ganze Horde weiterer schwarzer Gestalten auf ihn.

Entsetzt starrte Race auf den Monitor. Da er die entsetzliche Szene aus Scotts Blickwinkel erlebte, sah er lediglich verschwommene, zubeißende, rasiermesserscharfe Zähne und herumwirbelnde menschliche Arme. Darüber lagen Scotts Keuchen und seine vergeblichen Schreie.

Kaum einen Augenblick später tauchte die Kamera unter die Oberfläche und auf dem Bildschirm gab es nur noch ein wildes Durcheinander, gefolgt von einer jähen Stille.

Dröhnendes Gewehrfeuer zerschmetterte das unnatürliche Schweigen im Krater. Graf zog den Abzug seines M-16 durch.

Aber kaum hatte die Mündung seines Gewehrs eine Flammenzunge ausgespuckt, da – *rumms!* – sprang ihn eine Katze an, die auf der Felswand hoch über ihm gelauert hatte.

Chucky Wilson, der weiter unten stand, fuhr herum. Er sah, dass sich der Fallschirmjäger und die Katze einen mörderischen Kampf lieferten.

Plötzlich wurde Grafs Kopf mit einem *Krrrrkkk!* vom Rumpf getrennt. Sofort sackte der Körper schlaff in sich zusammen.



Wilson erbleichte. »*Oh ... Scheiße!*«

In diesem Moment hob die Katze langsam den Kopf und blickte ihm in die Augen.

Wilson erstarrte. Die große Raubkatze trat über Grafs reglosen Leichnam hinweg und näherte sich ihm bedrohlich.

Er wirbelte herum.

Und sah eine weitere gewaltige schwarze Katze auf dem Pfad, die ihm den Rückweg abschnitt.

Er konnte nirgendwohin laufen.

Sich nirgendwo verstecken.

Wilson musterte die Nischen und Spalten in der Felswand, glaubte eine Sekunde lang, dort Zuflucht finden zu können ...

... und sah sich dem grinsenden Gesicht einer der Raubkatzen gegenüber.

Mit geradezu entsetzlicher Schnelligkeit schossen die Kieferknochen der Raubkatze auf ihn zu und in Sekundenschnelle war alles vorbei.

\* \* \*

ALLE STARRTEN WORTLOS auf den Bildschirm.

»*O mein Gott!*«, ächzte Gaby Lopez.

»Scheiße«, fluchte Lauren.

Race wandte sich an den deutschen Zoologen Krauss.

»Sie kommen nur nachts, ja?«

»Na ja«, erwiderte Krauss barsch, »die Dunkelheit am Grund des Kraters erlaubt ihnen offensichtlich, den größeren Teil des Tages dort zu verbringen ...«

»Kennedy«, fragte Nash scharf, »wie steht's mit dem Evakuierungsteam?«

»Ich versuche noch immer, nach Panama durchzukommen, Sir«, erwiderte Doogie vom Funkgerät. »Die Übertragung wird immer wieder unterbrochen.«

»Versuchen Sie's weiter.« Nash blickte auf seine Uhr.

Es war 11.30 Uhr.

»Scheiße!«, sagte er.

Er fragte sich, was Romano und seinem Team zustoßen sein mochte. Zuletzt hatte er gehört, dass sie gestern Abend um 19.45 Uhr in Cusco gestartet waren. Sie hätten jetzt hier sein sollen. Was war geschehen? Konnten die Nazis sie abgeschossen haben? Oder hatten sie die Totems falsch gelesen und sich verirrt?

Doch egal, was zutraf, wenn sie noch lebten, war eines gewiss: Am Ende würden sie das Dorf finden.

Was bedeutete, dass *zwei* feindliche Gruppierungen auf dem Weg nach Vilcafor waren.

»Scheiße«, wiederholte er.

Doogie kam herüber.

»Das Evakuierungsteam hat vor einer Stunde in Panama abgehoben – drei Hubschrauber: zwei Comanches, ein Black Hawk. Sie schätzen, dass sie am Spätnachmittag hier sind, so gegen 17.00 Uhr. Ich lasse ein UHF-Signal laufen. Das können sie anpeilen und uns dann herausholen.«

Als Doogie Nash die Neuigkeit mitteilte, schoss Race ein seltsamer Gedanke durch den Kopf: *Warum holte die Army sie nicht über Cusco heraus? Warum schickten sie Hubschrauber von Panama herab?*

In diesem Augenblick kam ihm ein Satz aus dem Santiago-Manuskript in den Sinn: *Ein Dieb benutzt nie zweimal denselben Eingang.*

Nash wandte sich an Van Lewen. »Haben wir Zugriff auf das SAT-SN-Netzwerk?«

»Ja, Sir.«

»Loggen Sie uns ein. Legen Sie ein Suchmuster über Zentral- und Ostperu. Ich möchte genau wissen, wo diese Nazischweinehunde sind. Cochrane.«

»Ja, Sir.«

»Verschaffen Sie mir ein Satellitenbild von Vilcafor. Wir müssen eine Verteidigungsstellung aufbauen.«

»Jawohl, Sir.«

»Was ist SAT-SN?«, fragte Gaby Lopez.

Troy Copeland gab die Antwort. »SAT-SN ist das Akronym für Satellite Aerospace Tracking and Surveillance Network. Es ist das Luft-Äquivalent zu SOSUS, den Unterwassermikrofonen, die die US Navy zum Aufspüren feindlicher Unterseeboote über den ganzen Nordatlantik verteilt hat. Einfach ausgedrückt, funktioniert SAT-SN mit Hilfe von sechsfünfzig geostationär in einem erdnahen Orbit angeordneten Satelliten, die den Luftverkehr der Welt überwachen, Flugzeug um Flugzeug.«

»Wenn das die *einfache* Erklärung ist«, meinte Race trocken, »möchte ich die komplizierte erst gar nicht hören.«

Copeland beachtete ihn nicht. »Jedes Luftfahrzeug kann auf sieben verschiedene Weisen beobachtet werden – mittels Radar und Infrarot, visuell, anhand der Kondensstreifen, Motorabgasen und akustischer sowie elekt-

romagnetischer Emissionen. Die SAT-SN-Satelliten nutzen alle sieben Möglichkeiten zur Kennzeichnung und Festlegung des jeweiligen Aufenthaltsorts jedes Luftfahrzeugs – militärisch und zivil – auf der ganzen Welt.

Was Colonel Nash jetzt haben möchte, ist ein Schnappschuss von Zentral- bzw. Ostperu, damit er jedes Luftfahrzeug über dieser Gegend erkennen kann – insbesondere solche *außerhalb* der regulären, kommerziellen Luftkorridore. Wir sind in der Lage, diesen Bildern zu entnehmen, wo sich unsere Nazifreunde gerade befinden. Dann können wir hoffentlich abschätzen, wie viel Zeit uns noch bis zu ihrer Ankunft bleibt.«

Race blickte zu Nash hinüber.

Der Colonel a. D. wirkte tief in Gedanken versunken – wie man es von einem Kommandeur erwarten würde, der gerade drei seiner besten Männer verloren hatte.

»Woran denken Sie?«, fragte Race.

»Wir müssen dieses Götzenbild bekommen«, erwiderte Nash, »und zwar bald. Die Nazis werden jede Sekunde hier sein. Aber wir kommen nicht an diesen Katzen vorbei. Wir haben nicht mal die Möglichkeit herauszufinden, wie wir an ihnen vorbeikommen *könnten*.«

Race legte den Kopf schief.

Dann meinte er: »Es gab jemanden, der es gewusst hat.«

»Wer?«

»Alberto Santiago.«

»Was?«

»Erinnern Sie sich an den Felsblock, der in den Eingang zum Tempel verkeilt war?«

»Ja ...«

»Darauf war eine Warnung geschrieben: ›*Um keinen Preis eintreten. Der Tod lauert darin.*‹ Unter der Warnung standen die Initialen ›A. S.‹. Nun habe ich noch nicht das ganze Manuskript gelesen, also kann ich lediglich vermuten, dass Santiago und Renco über das gleiche Problem gestolpert sind wie wir – vor ihrer Ankunft in Vilcafor hatte jemand den Tempel geöffnet und die Rapas herausgelassen.

Aber *irgendwie* hat Santiago einen Weg gefunden, diese Katzen wieder in den Tempel zurückzubekommen. Anschließend hat er in diesen Felsblock eine Warnung an alle eingeritzt, die mit dem Gedanken spielen, den Tempel zu öffnen.

Nun, wir haben das Manuskript zur Suche nach diesem Dorf benutzt und gedacht, zu mehr wäre es nicht zu gebrauchen – aber die Kopie, die ich gelesen habe, war nur teilweise vollendet. Ich bin ziemlich sicher, dass die Antwort auf die Frage, wie man an diesen Katzen vorbeikommt, im Rest des Santiago-Manuskripts zu finden ist.«

»Aber wir haben nicht mehr von dem Manuskript«, meinte Nash.

»Die schon, schätze ich.« Race nickte zu den vier verbliebenen Deutschen hinüber.

Schröder senkte zustimmend die Lider.

»Aber ich wette, Sie haben es nicht weiter als bis zu der Stelle übersetzt, wo die Lage Vilcafors beschrieben wird, oder?«, fragte Race.

»Nein«, bestätigte Schröder.

Ein neuer Ausdruck von Zielstrebigkeit trat auf Nashs Gesicht.

»Holen Sie Ihre Kopie des Manuskripts«, sagte er zu Schröder. »Und zwar *sofort*.«

Wenige Minuten später reichte Schröder Race einen abgenutzten Pappdeckelordner. Der Papierstapel darin war wesentlich dicker als derjenige, den er zuvor erhalten hatte.

Das vollständige Manuskript.

»Vermutlich ist keiner von Ihnen der Übersetzer des Teams, oder?«, fragte Nash den BKA-Mann.

Schröder schüttelte den Kopf. »Nein. Unser Sprachexperte ist während des Angriffs der Katzen oben auf dem Felsenturm getötet worden.«

Nash wandte sich an Race. »Dann sind Sie wohl dran, Professor. Ein Glück, dass ich darauf bestanden habe, Sie mitzunehmen.«

Race zog sich in das Geländefahrzeug zurück, um die neue Kopie des Manuskripts dort zu lesen.

Sobald er es sich in dem großen, sicheren, gepanzerten Fahrzeug bequem gemacht hatte, öffnete er den Ordner. Sein Blick fiel auf ein fotokopiertes Titelblatt.

Es unterschied sich wesentlich von dem überaus kunstvollen Titelblatt, das er auf der ersten Kopie zu Gesicht bekommen hatte. Der hauptsächliche Unterschied bestand darin, dass dieses hier bemerkenswert, ja, bewusst einfach gehalten war.

Der Titel, *Der Wahre Bericht Eines Mönchs Im Lan-*

*de Der Inka*, war sehr grob von Hand hingekritzelt. Eines war sicher – Eleganz und Majestät waren das Letzte, woran der Schreiber dieser Zeilen gedacht hatte.

Da ging Race ein Licht auf.

Er hielt eine Fotokopie des eigentlichen, des *originalen* Santiago-Manuskripts in Händen.

Eine Fotokopie des Dokuments, das *Alberto Santiago persönlich* niedergeschrieben hatte.

Race blätterte durch den Text. Seite um Seite von Santiagos krakeliger Handschrift zeigte sich vor ihm.

Er ließ den Blick über die Worte gleiten und fand rasch die Stelle, an der er seine letzte Lektüre so abrupt hatte abbrechen müssen – Renco, Santiago und der Verbrecher Bassario waren in Vilcafor eingetroffen und fanden das Dorf in Ruinen vor. Die über die Hauptstraße verstreut liegenden Leichen der Einwohner schwammen in ihrem Blut ...





# Dritte Lektüre



RENCO, BASSARIO UND ich gingen die verlassene Hauptstraße Vilcafors entlang.

Die Stille ringsumher erfüllte mein Herz mit Furcht. Nie zuvor hatte ich den Regenwald so stumm erlebt.

Ich stieg über einen blutbesudelten Leichnam. Der Kopf war ihm vom Rumpf gerissen worden.

Ich sah andere Leichen, entsetzte Gesichter, die Augen in äußerstem Grauen weit geöffnet. Einigen waren Arme und Beine aus den Gelenken gedreht und vielen anderen die Kehle von einer gewaltigen Kraft herausgerissen worden.

»Hernando?«, flüsterte ich Renco zu.

»Unmöglich«, erwiderte mein tapferer Gefährte. »Er kann nicht vor uns hier eingetroffen sein.«

Während wir weiter die Hauptstraße des Ortes entlanggingen, erblickte ich den riesigen, ausgetrockneten Graben, der das Dorf umgab. Zwei flache Bohlenbrücken – aus mehreren nebeneinander gelegten Holzstämmen errichtet – überspannten ihn zu beiden Seiten des Dorfes. Sie sahen aus wie die Brücken einer Festungsstadt, die jeden Augenblick eingezogen werden konnten. Ganz offensichtlich hatten Vilcafors Angreifer den Ort völlig überrascht.

Wir erreichten die Zitadelle. Es war ein großes Steingebäude in Pyramidenform, zweistufig, jedoch rund, nicht viereckig.

Renco hämmerte auf das große, steinerne Portal an ihrer Basis ein. Er rief Vilcafors Namen und sagte, dass er es sei, Renco, und das Götzenbild bei sich habe.

Nach einiger Zeit wurde die Steinplatte von innen beiseite geschoben und einige Krieger erschienen, gefolgt von Vilcafor persönlich, einem alten Mann mit grauem Haar und tief in den Höhlen liegenden Augen. Er war in einen roten Umhang gekleidet, wirkte allerdings ebenso königlich wie ein Bettler auf den Straßen Madrids.

»Renco!«, rief der alte Mann beim Anblick meines Gefährten aus.

»Onkel«, erwiderte Renco.

In diesem Moment fiel Vilcafors Blick auf mich.

Eigentlich hätte ich erwartet, dass ein Ausdruck der Überraschung über sein Gesicht glitte – ein *Spanier*, der seinen Neffen auf dessen heldenhafter Mission begleitete –, aber nichts dergleichen geschah. Vielmehr wandte Vilcafor sich an Renco und fragte: »Ist dies der Goldesser, von dem mir meine Kundschafter so viel berichtet haben? Derjenige, der dir zur Flucht aus deinem Gefängnis geholfen hat und an deiner Seite aus Cusco geritten ist?«

»Er ist es, Onkel«, entgegnete Renco.

Sie sprachen auf Quechua, aber dank Renco hatte sich meine oberflächliche Kenntnis dieser eigentümlichen Sprache wesentlich vertieft und ich war imstande, das meiste des Gesagten zu verstehen.

Vilcafor knurrte: »Ein edler Goldesser ... hm ... Mir war die Existenz eines solchen Lebewesens bisher nicht bekannt. Aber wenn er dein Freund ist, mein Neffe, so ist er hier willkommen.«

Das Oberhaupt drehte sich um. Nun erblickte er den Verbrecher Bassario, der hinter Renco stand und ein schelmisches Grinsen auf dem Gesicht hatte. Vilcafor erkannte ihn sogleich.

Er warf Renco einen wütenden Blick zu. »Was tut *er* hier ...?«

»Er fährt mit mir, Onkel. Aus einem bestimmten Grund«, erwiderte Renco. Er hielt inne, ehe er erneut das Wort ergriff. »Onkel – was ist hier geschehen? Waren es die Span...?«

»Nein, mein Neffe. Das waren nicht die Goldesser, sondern ein Übel, tausendmal schlimmer als jenes.«

»Was ist geschehen?«

Vilcafor neigte den Kopf. »Mein Neffe, hier bist du nicht sicher. Hier kannst du keine Zuflucht finden ...«

»Warum nicht?«

»Nein ... nein, ganz und gar nicht sicher.«

»Onkel«, sagte Renco scharf. »*Was hast du getan?*«

Vilcafor sah zu Renco auf, dann glitt sein Blick zu dem großen Felsplateau hinüber, das sich hoch über den kleinen Ort erhob.

»Neffe, rasch, komm in die Zitadelle. Bald wird die Nacht hereinbrechen und sie kommen mit der Dämmerung oder in der Dunkelheit heraus. Komm, in der Festung bist du sicher.«

»Onkel, was geht hier vor?«

»Es ist meine Schuld, Neffe. Es ist alles meine Schuld.«

Mit einem widerhallenden Donnern schloss sich die schwere Steintür hinter uns.

Im Innern war die zweistöckige Pyramide dunkel. Lediglich einige Handfackeln ergaben etwas Licht. Ich erblickte ein Dutzend erschrockener Gesichter in der Dunkelheit – Frauen, die Kinder auf dem Arm hielten, Männer mit Wunden oder Knochenbrüchen. Vermutlich zählten diese Glücklichen, die während des Gemetzels hier in der Zitadelle gewesen waren, alle zu Vilcafors Familie.

Außerdem fiel mir ein quadratisches Loch im Steinboden auf, aus dem alle paar Augenblicke Männer herauskamen oder in dem sie verschwanden. Dort unten war offenbar ein Tunnel.

»Das ist ein *quenko*«, flüsterte mir Bassario ins Ohr.

»Was ist das?«, wollte ich wissen.

»Ein Labyrinth. Ein Irrgarten. Ein Netzwerk aus Tunneln, die in den Felsen unter einer Stadt geschlagen wurden. Unweit Cuscos liegt ein sehr berühmtes *quenko*. Ursprünglich waren sie als Fluchttunnel für die herrschende Elite angelegt – nur die königliche Familie einer bestimmten Stadt kannte den Schlüssel, mittels dessen sie durch die verwirrenden Tunnel gelangen konnte.

Heutzutage jedoch benutzt man ein *quenko* hauptsächlich zu Sport und Spiel während der Festzeiten. Zwei Krieger werden zusammen mit fünf ausgewachsenen Jaguaren in das Labyrinth gelassen. Der Krieger, der das *quenko* erfolgreich durchschreitet, den Jaguaren entkommt und als Erster den Ausgang findet, gewinnt. Das Wetten auf das Ergebnis ist sehr beliebt. Ich könnte mir jedoch vorstellen, dass das *quenko* in dieser Stadt eher seinem ursprünglichen Zweck gedient hat – als

Tunnel, durch den die königliche Familie einen hastigen Rückzug antreten konnte.«

Jetzt geleitete uns Vilcafor in einen Winkel der Zitadelle, wo ein Feuer brannte. Er lud uns ein, uns auf etwas Streu niederzulassen. Einige Diener erschienen und reichten uns Wasser.

»Also, Renco – du hast das Götzenbild?«, fragte Vilcafor.

»Ich habe es.« Renco zog das Götzenbild – noch immer in sein prächtiges Seidentuch gehüllt – aus seinem Lederranzen. Er legte das schimmernde, schwarzpurpurfarbene Schnitzwerk frei und die Menschen hielten den Atem an.

Ich bin wirklich der Ansicht, dass die knurrenden, katzenhaften Züge des Götzenbildes in dem flackernden orangefarbenen Schein der Zitadelle einen neuen Grad an Bösartigkeit erreichten – wenn das überhaupt möglich war.

»Du bist wahrlich der Auserwählte, mein Neffe«, sagte Vilcafor. »Derjenige, der dazu bestimmt ist, unser Götzenbild vor jenen zu retten, die es uns abnehmen wollen. Ich bin stolz auf dich.«

»Und ich auf dich, Onkel«, erwiderte Renco, obgleich ich seinem Tonfall entnahm, dass er alles andere als stolz auf Vilcafor war. »Berichte, was hier geschehen ist.«

Vilcafor nickte.

Dann sprach er folgendermaßen: »Ich habe von den Übergriffen der Goldesser auf unser Land vernommen. Sie sind sowohl in den Bergen als auch in den Regenwäldern der Feuchtgebiete in Dörfer eingedrungen. Seit

langem bin ich der Ansicht, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis sie dieses versteckte Dorf finden.

Deswegen habe ich vor zwei Monden befohlen, dass ein neuer Pfad gebaut wird, der tief in die Berge führt, weg von diesen goldlüsternen Barbaren. Aber es sollte ein besonderer Weg sein, der nach Gebrauch zerstört werden kann. Dann gäbe es im Umkreis von zwanzig Tagesreisen keinen weiteren Eingang mehr in die Berge. Jeder Verfolger würde Wochen bei dem Versuch verlieren, uns nachzukommen, und dann wären wir längst verschwunden.«

»Fahre fort«, meinte Renco.

»Nicht weit von hier fanden meine Baumeister einen weiten, kreisförmigen Canon mit einem gewaltigen Felsfinger, der in seiner Mitte aufragt.

Wie es der Zufall wollte, waren die Wände dieses wunderbaren Kraters perfekt geeignet für unseren neuen Weg und ich befahl den sofortigen Beginn der Arbeiten. Alles ging gut bis zu dem Tag, da meine Baumeister auf dem Gipfel des Canons eintrafen. Denn an diesem Tag erblickten sie es.«

»Was erblickten sie, Onkel?«

»Sie sahen ein Gebäude – ein von Menschenhand errichtetes Gebäude – auf der Kuppe des gewaltigen, steinernen Fingers.«

Renco warf einen besorgten Blick in meine Richtung.

»Sogleich befahl ich die Errichtung einer Hängebrücke. Als sie fertig war, überquerte ich sie in Begleitung meiner Baumeister und untersuchte das Gebäude dort oben.«

Renco hörte schweigend zu.



»Was es auch war, nicht Inkahände hatten es erbaut. Es sah aus wie ein religiöses Gebäude, ein Tempel oder Schrein nicht unähnlich anderen, die in diesen Wäldern gefunden worden waren. Errichtet von dem rätselhaften Reich, das viele Jahre vor unserem eigenen in diesen Landen zu finden war.

Aber an diesem bestimmten Tempel war etwas merkwürdig. Er war durch einen großen Felsbrocken versiegelt. Und auf diesem Brocken waren viele Bilder und Zeichen eingraviert, die nicht einmal unsere heiligsten Männer entziffern konnten.«

»Was ist dann geschehen, Onkel?«, fragte Renco.

Vilcafor senkte den Blick. »Jemand sagte, dass dies vielleicht der sagenhafte Tempel von Solon sei, und wenn das stimme, dann liege darin der berühmte Schatz an Smaragden und Jade.«

»*Was hast du getan, Onkel?*«, fragte Renco ernst.

»Ich habe den Befehl erteilt, den Tempel zu öffnen«, erwiderte Vilcafor und senkte den Kopf. »Dadurch ließ ich ein Übel von der Leine wie keines, das ich je zuvor zu Gesicht bekommen habe. Ich befreite die Rapas.«

\* \* \*

DIE NACHT BRACH herein, und Renco und ich zogen uns auf das Dach der Zitadelle zurück, um den Ort zu bewachen und nach diesem Tier Ausschau zu halten, das sie den Rapa nannten.

Bassario entfernte sich, wenig überraschend, zu einer schattigen Ecke der großen steinernen Festung und setz-

te sich mit dem Rücken zum Raum hin. Dort tat er, was immer er tun mochte.

Ich sah über das Dorf.

Nun, ich muss sagen, dass ich mich während unserer Jagd durch die Wälder allmählich an die Geräusche des nächtlichen Dschungels gewöhnt hatte. Das Quaken der Frösche, das Summen der Insekten, das Rascheln in den hoch liegenden Ästen, wenn Affen darin umherhuschten.

Doch so etwas gab es hier nicht.

Im Wald, der Vilcafor umgab, herrschte völlige Stille.

Kein Tier verursachte einen Laut. Nichts Lebendiges rührte sich.

Ich sah auf die Leichen hinab, die über die Hauptstraße verstreut lagen.

»Was ist hier geschehen?«, wollte ich leise von Renco wissen.

Zunächst gab er keine Antwort. Dann meinte er schließlich: »Ein großes Übel ist von der Leine gelassen worden, mein Freund. Ein großes Übel.«

»Was hat dein Onkel damit gemeint, dass der Tempel, den sie gefunden haben, vielleicht der ›Tempel von Solon‹ sei? Wer oder was ist Solon?«

»Tausende von Jahren«, erwiderte Renco, »gab es in diesen Landen viele große Reiche. Wir wissen nicht viel darüber, außer was wir von den Bauten erfahren, die sie hinterlassen haben, und von den Geschichten, die unter den hiesigen Stämmen weitergereicht wurden.

Eine weit verbreitete Erzählung handelt von einem merkwürdigen Reich, dessen Einwohner sich Moxe oder

Moche nannten. Die Moche waren produktive Baumeister und den hiesigen Eingeborenen zufolge verehrten sie den Rapa. Manche sagen, sie hätten den Rapa sogar gezähmt, aber das ist umstritten.

Wie dem auch sei, in der beliebtesten Fabel geht es um einen Mann namens Solon. Der Legende zufolge war Solon von bemerkenswertem Verstand, ein großer Denker, und als solcher wurde er oberster Ratgeber des höchsten Herrschers der Moche.

Als Solon alt wurde, beschenkte ihn der Herrscher als Belohnung für seine Jahre der treuen Dienste mit sagenhaften Reichtümern und vermachte ihm einen Tempel, der zu seinen Ehren errichtet werden sollte. Der Herrscher sagte, dass Solon den Tempel an jeder von ihm gewünschten Stelle erbauen lassen könne und in jeder Gestalt. Gleich, was er wünsche, die besten Baumeister des Herrschers würden es bauen.«

Renco starrte in die Dunkelheit hinaus.

»Es heißt, Solon verlangte, sein Tempel solle an einem geheimen Ort erbaut und seine gesamten Reichtümer dort untergebracht werden. Daraufhin wies er die fähigsten Jäger des Herrschers an, ein Rudel Rapas zu fangen und es zusammen mit seinen Schätzen in den Tempel zu bringen.«

»Er brachte ein Rudel Rapas in den Tempel?«, fragte ich ungläubig.

»Genau«, erwiderte Renco. »Doch um zu verstehen, warum er das tat, musst du verstehen, was Solon erreichen wollte. Sein Tempel sollte die äußerste Prüfung der menschlichen Verführbarkeit darstellen.«

»Was meinst du damit?«

»Solon wusste, dass das Gerücht von den gewaltigen Schätzen in seinem Tempel rasch die Runde machen würde. Gier und Verlangen würden Abenteurer dazu treiben, den Tempel zu suchen und die Schätze darin zu plündern.

Also hat er seinen Tempel zu einem Prüfstein für die Wahl zwischen sagenhaftem Reichtum und sicherem Tod gemacht. Man würde genau erkennen können, ob der Mensch seine zügellose Habgier bezwingen konnte oder nicht.«

Renco sah mich an. »Der Mann, der seine Habgier überwindet und den Tempel nicht öffnet, lebt. Der Mann, der der Versuchung unterliegt und den Tempel auf der Suche nach dem sagenhaften Reichtum öffnet, wird den Tod durch die Rapas erleiden.«

Ich hörte schweigend zu.

»Der Tempel, von dem Vilcafor gesprochen hat«, sagte ich dann, »derjenige auf dem riesigen Felsenfinger ... Hältst du ihn für Solons Tempel?«

Renco seufzte. »Wenn er es ist, macht mich das traurig.«

»Warum?«

»Weil es bedeutet, dass wir einen weiten Weg gekommen sind, nur um zu sterben.«

Lange Zeit blieb ich mit Renco auf dem Dach der Zitadelle und starrte in den Regen hinaus.

Eine Stunde verstrich.

Nichts kam aus dem Wald.

Eine weitere Stunde. Noch immer nichts.

Da wies Renco mich an, in die Zitadelle zurückzu-kehren und mich schlafen zu legen. Erleichtert gehorchte ich seinem Befehl, so erschöpft war ich von unserer langen Reise.

Ich zog mich in den Hauptteil der Zitadelle zurück, wo ich mich auf einem Haufen aus aufgeschüttetem Gras niederlegte. Einige kleine Feuer brannten in den Ecken des Raums.

Ich legte den Kopf aufs Heu, aber kaum hatte ich die Augen geschlossen – so kam es mir jedenfalls vor –, da spürte ich, wie mir jemand beharrlich auf die Schulter klopfte. Ich öffnete die Augen wieder und sah mich dem hässlichsten Gesicht gegenüber, das ich je in meinem Leben erblickt hatte.

Ein alter Mann hatte sich über mich gebeugt und lächelte mich mit einem zahnlosen Grinsen an. Wie Borsten standen ihm die grauen Augenbrauen ab und Haarbüschel ragten ihm aus der Nase und den Ohren.

»Sei begrüßt, Goldesser«, sagte der uralte Kerl. »Ich habe gehört, was du für den jungen Prinz Renco getan hast. Du hast ihm bei seiner Flucht aus dem Käfig geholfen und dafür möchte ich dir meine tiefste Dankbarkeit aussprechen.«

Ich sah mich in der Zitadelle um. Die Feuer waren erloschen, die Menschen, die zuvor geschäftig im Raum umhergehuscht waren, schwiegen jetzt und schliefen. Auch ich musste geschlafen haben, zumindest für kurze Zeit.

»Oh«, meinte ich. »Schon gut, gern geschehen.«

Der alte Mann zeigte mit einem knöchigen Finger auf meine Brust und nickte wissend. »Gib Acht, Goldesser. Renco ist nicht der Einzige, dessen Schicksal von diesem Götzenbild abhängt, weißt du.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Nun, Renco wurde seine Rolle als Hüter des ›Geistes des Volkes‹ direkt vom Orakel in Pachacámac zugeteilt.« Der alte Mann lächelte wieder dieses zahnlose Grinsen. »Und dir gleichfalls.«

Ich hatte vom Orakel in Pachacámac vernommen. Es war die ehrwürdige alte Frau, die den dortigen Tempelschrein bewachte. Den traditionellen Aufbewahrungsort für den »Geist des Volkes«.

»Warum?«, fragte ich. »Was hat das Orakel über mich gesagt?«

»Bald nach der Ankunft der Goldesser an unseren Gestaden hat das Orakel verkündet, dass unser Reich zusammenbrechen werde. Aber es hat auch vorausgesagt, dass unsere Seelen weiterleben würden, solange der ›Geist des Volkes‹ nicht in die Hände unserer Eroberer gerate. Aber es hat deutlich gemacht, dass nur ein Mann – nur ein bestimmter Mann – das Götzenbild in Sicherheit bringen könne.«

»Renco.«

»Genau. Doch seine vollständige Botschaft lautete so:

*Es wird eine Zeit kommen, da wird er erscheinen,  
Ein Mann, ein Held, mit dem Zeichen der Sonne.  
Er wird den Mut haben zum Kampf mit großen Echsen,  
Er wird das jinga haben,*

*Er wird sich der Hilfe tapferer Männer erfreuen,  
Männer, die ihr Leben zu Ehren seiner edlen Sache geben,  
Und er wird vom Himmel fallen, um unseren Geist zu  
retten.*

*Er ist der Auserwählte.«*

»Der Auserwählte?«, fragte ich.

»Das stimmt.«

Ich überlegte, ob ich wohl unter die Kategorie des »tapferen Mannes« fiel, der sein Leben gäbe, um Renco zu helfen. Ich kam zu dem Entschluss, dass dies auf mich nicht zutraf.

Dann grübelte ich über den Gebrauch des Wortes *jinga* durch das Orakel nach. Ich erinnerte mich, dass es eine sehr verehrte Eigenschaft in den Kulturen der Inka war. Es handelte sich dabei um jene seltene Kombination aus Gelassenheit, Ausgeglichenheit und Schnelligkeit – die Fähigkeit eines Mannes, sich katzenleich zu bewegen.

Ich erinnerte mich unserer wagemutigen Flucht aus Cusco und daran, wie Renco ganz leicht von einem Dach zum nächsten gesprungen war; wie er an dem Seil hinabgeglitten und auf dem Rücken meines Pferdes gelandet war. Bewegte er sich mit der sicheren Anmut einer Katze? Zweifelsohne.

»Was heißt das – er besitze den Mut, mit großen Echsen zu kämpfen?«, wollte ich wissen.

»Als dreizehnjähriger Knabe«, erwiderte der alte Mann, »wurde Rencos Mutter beim Wasserholen an den Ufern ihres Flusses von einem Alligator in den Fluss

gezerzt. Der kleine Renco war bei ihr, und als er sah, wie das Ungeheuer seine Mutter in den Fluss zog, sprang er hinter ihr ins Wasser und kämpfte mit dem hässlichen Untier, bis es sie losließ. Nicht viele Männer wären in den Strom gesprungen, um mit einer so furchterregenden Kreatur zu kämpfen. Noch weniger ein Knabe von dreizehn Jahren.«

Ich schluckte.

Von dieser Tat gewaltigen Mutes, die Renco als Knabe vollbracht hatte, war mir nichts bekannt gewesen. Ich wusste, dass er ein tapferer Mann war – aber so etwas? Nun ja, ich hätte das nie vollbringen können.

Der alte Mann musste mir meine Gedanken vom Gesicht gelesen haben. Er klopfte mir erneut mit dem langen, knochigen Finger auf die Brust.

»Verachte dein tapferes Herz nicht, junger Goldesser«, sagte er. »Du selbst hast gewaltigen Mut gezeigt, als du unserem jungen Prinzen bei der Flucht aus seinem spanischen Gefängnis geholfen hast. Einige würden sogar sagen, dass du den allergrößten Mut gezeigt hast – den Mut, das Rechte zu tun.«

Bescheiden senkte ich den Kopf.

Der alte Mann beugte sich nahe zu mir heran. »Ich glaube, dass so mutige Taten nicht unbelohnt bleiben sollten. Nein, als Lohn für deine Tapferkeit würde ich dir gern das hier verehren.«

Er hielt eine Blase hoch, die er offensichtlich einem kleinen Tier entnommen hatte. Sie war mit einer Flüssigkeit gefüllt.

Ich nahm sie entgegen. An einer Seite hatte sie eine



Öffnung, durch die, wie ich annahm, der Besitzer den Inhalt der Blase entleeren konnte.

»Was ist das?«, fragte ich.

»Affenurin«, erwiderte der alte Mann eifrig.

»Affenurin?«, wiederholte ich ausdruckslos.

»Er wird dich vor den Rapas schützen«, sagte der alte Mann. »Denke daran, der Rapa ist eine Katze, und wie alle Katzen ist er eitel. Den Stämmen dieser Region zufolge gibt es einige Flüssigkeiten, die der Rapa mit wütender Verachtung bedenkt. Flüssigkeiten, die, wenn man sie sich über den ganzen Körper schmiert, den Rapa abschrecken.«

Ich lächelte den alten Mann schwach an. Immerhin war es das erste Mal, dass mir Exkremente eines Dschungeltiers als Geschenk der Anerkennung überreicht worden waren.

»Vielen Dank«, sagte ich, »für ein so ... wundervolles ... Geschenk.«

Der alte Mann wirkte sehr zufrieden mit meiner Antwort und sagte: »Dann sollte ich dir noch ein Geschenk überreichen.«

Ich war drauf und dran, seine Großzügigkeit zurückzuweisen – sollte er mir eine weitere Variante tierischer Exkremente geben wollen. Aber sein zweites Geschenk war kein materielles.

»Ich würde dir gern ein Geheimnis mitteilen«, sagte er.

»Und welches Geheimnis ist dies?«

»Wenn du je aus diesem Ort fliehen musst, so gehe in das *quenko* und nimm den dritten Tunnel rechter Hand. Von dort aus gehe abwechselnd nach links, dann nach

rechts, und nimm jedes Mal den ersten Tunnel, den du erblickst, aber stelle sicher, dass du das erste Mal nach links gehst. Das *quenko* wird dich zum Wasserfall führen, der die weiten Feuchtgebiete des Regenwalds überblickt. Das Geheimnis des Labyrinths ist einfach, man muss nur wissen, wo man anfangen muss. Vertraue mir, junger Goldesser, und hüte diese Geschenke. Sie können dir das Leben retten.«

\* \* \*

VON MEINEM SCHLUMMER erfrischt, kehrte ich auf das Dach der Zitadelle zurück.

Dort fand ich Renco, der weiterhin edelmütig Wache hielt. Er musste überaus erschöpft sein, zeigte jedoch keinerlei Anzeichen davon. Aufmerksam sah er über die Hauptstraße des Ortes, ungeachtet des leichten Regenschleiers, der ihm auf den Scheitel fiel. Wortlos trat ich an seine Seite und folgte seinem Blick.

Abgesehen vom Regen rührte sich nichts.

Nichts gab einen Laut von sich.

Die unheimliche Stille des Ortes war gespenstisch.

Als er das Wort ergriff, wandte mir Renco nicht das Gesicht zu. »Vilcafor sagt, er habe den Tempel bei Tageslicht geöffnet. Daraufhin habe er fünf seiner besten Krieger hineingeschickt, um Solons Schatz zu suchen. Sie sind nie zurückgekehrt. Erst bei Anbruch der Nacht sind die Rapas aus dem Tempel gekommen.«

»Sind sie jetzt dort draußen?«, wollte ich voller Furcht wissen.

»Wenn sie dort sind, habe ich sie nicht sehen können.«

Ich blickte Renco an. Seine Augen waren rot und dunkel umrandet.

»Mein Freund«, sagte ich sanft, »du musst schlafen. Du musst deine Kraft wiedergewinnen, insbesondere wenn meine Landsleute diesen Ort finden. Schlaf jetzt, ich werde Wache halten, und wenn ich etwas sehe, werde ich dich wecken.«

Renco nickte langsam. »Wie üblich hast du Recht, Alberto. Vielen Dank.«

Mit diesen Worten ging er nach drinnen und ich fand mich allein auf dem Dach der Zitadelle wieder, allein in der Nacht.

Doch noch immer rührte sich nichts unten im Ort.

Es geschah nach etwa einer Stunde meiner Wache.

Ich hatte die winzigen Wellen im Fluss beobachtet, der silbern im Mondlicht glitzerte, als plötzlich ein kleines Floß in Sicht kam. Ich erspähte drei Gestalten, die auf dem Deck des Fahrzeugs standen, dunkle Schatten in der Nacht.

Mir gefror das Blut in den Adern.

*Hernandos Männer ...*

Gerade wollte ich loslaufen und Renco holen, da steuerte das Floß den kleinen hölzernen Landungssteg des Ortes an. Seine Passagiere traten auf den Steg und ich bekam sie besser in den Blick.

Erleichtert ließ ich die Schultern sinken.

Es waren keine Konquistadoren.

Es waren Inka.

Ein Mann – gekleidet in das traditionelle Gewand eines Inkakriegers – und eine Frau mit einem kleinen Kind. Alle drei trugen Kapuzen und Mäntel gegen den Regen.

Sie gingen langsam die Hauptstraße hinauf und warfen scheue Blicke auf das Blutbad ringsumher.

Da sah ich ihn.

Zunächst hielt ich ihn lediglich für den Schatten eines schwankenden Asts, der auf die Wand einer der Hütten an der Straße geworfen wurde. Aber dann verschwand er und ein anderer Schatten trat an seine Stelle.

Ich erkannte den Umriss einer großen, dunklen Katze – den schwarzen katzenhaften Kopf, die gereckte Nase, die Enden der aufgestellten, spitzen Ohren. Ich sah sie in stummer Vorfreude auf den Mord das Maul öffnen.

Zunächst konnte ich nicht fassen, wie groß sie war. Gleich, welches Tier es sein mochte, es war gewaltig ...

Dann war es urplötzlich verschwunden und ich hatte lediglich die nackte und leere, vom Mond beschienene Hütte vor mir.

Die drei Inka waren jetzt etwa zwanzig Schritte von der Zitadelle entfernt.

Ich zischte ihnen laut auf Quechua zu: »Hier herüber! Kommt rasch hierher! Rasch!«

Zunächst verstanden sie mich wohl nicht.

Nun trat das erste Tier langsam auf die Hauptstraße.

»*Lauft!*«, rief ich. »Sie sind hinter euch!«

Der Mann drehte sich um und sah die riesige Katze hinter ihnen im Schlamm stehen.

Das Tier bewegte sich langsam, präzise und wohl überlegt. Es sah aus wie ein gewaltiger schwarzer Panther. Kalte gelbe Augen blickten an einer spitz zulaufenden Schnauze hinab. Sie blinzelten nicht und besaßen die Katzen eigene Gleichgültigkeit.

In diesem Moment trat ein zweites Tier zum ersten. Die beiden Rapas starrten die kleine Gruppe vor sich durchdringend an.

Dann senkten sie den Kopf und spannten die Körper wie zwei fest zusammengedrückte Federn an, die gleich losschnellen wollten.

»Lauft!«, schrie ich. »Lauft!«

Der Mann und die Frau rannten auf die Zitadelle zu.

Die beiden Katzen sprangen hinter ihnen her.

Ich eilte zu der offenen Tür, die vom Dach der Zitadelle zum Hauptbau hinabführte, und schrie: »Renco! Wächter! Öffnet das Haupttor! Da sind Leute draußen!«

Ich eilte zum Rand des Dachs zurück und traf gerade rechtzeitig dort ein, um zu sehen, wie die Frau an der Basis der Zitadelle eintraf. Sie trug das Kind in den Armen. Der Mann war unmittelbar hinter ihr.

Die Katzen sprangen die Straße hinab.

Noch immer hatte unten niemand die Tür geöffnet.

Die Frau blickte mit furchtsamen Augen zu mir auf – und für den kürzesten aller Augenblicke war ich bezaubert von ihrer Schönheit. Sie war die wunderbarste Frau, die ich jemals gesehen hatte ...

In diesem Moment traf ich eine Entscheidung.

Ich riss mir den Mantel vom Körper, hielt ihn am ei-

nen Ende fest und schleuderte das andere Ende über den Rand des Dachs.

»Halt dich an meinem Mantel fest!«, rief ich. »Ich ziehe dich hoch!«

Der Mann fing das andere Ende meines Kleidungsstücks auf und drückte es der Frau in die Hand.

»Los!«, schrie er. »Los!«

Kaum hing sie ein Stück weit in der Luft, da sah ich einen der Rapas den Krieger anspringen. Der Mann wurde gegen die Außenmauer der Zitadelle geschleudert und ein Übelkeit erregendes Geräusch erklang. Er schrie laut auf, als der Rapa sich daranmachte, ihn bei lebendigem Leib aufzufressen.

Mit aller Kraft zog ich an dem Mantel und hievte die Frau und das Kind der Sicherheit entgegen.

Sie erreichten den Rand des Dachs. In dem leichten Regen ergriff die Frau die steinerne Brustwehr, während sie gleichzeitig versuchte, mir das Kind hinüberzureichen. Es war ein kleiner Junge mit großen, erschrockenen braunen Augen.

Verzweifelt bemühte ich mich, die Frau, den Jungen und meinen Mantel gleichzeitig festzuhalten. Voller Entsetzen sah ich, dass weitere Rapas auf die Hauptstraße von Vilcafor hinausgeschlichen waren, um sich das Durcheinander anzusehen.

Da sprang eine der Katzen hoch und versuchte, die Kiefer um die herabbaumelnden Füße der Frau zu schließen. Aber die Frau war auf der Hut. Im allerletzten Augenblick zog sie die Beine an und die Zähne der Katze schlossen sich lediglich um die bloße Luft.

»Hilf mir!«, bat sie, Verzweiflung im Blick.

»Das werde ich tun«, erwiderte ich, während mir der Regen ins Gesicht schlug.

Da vollführte die Katze einen weiteren Satz. Dieses Mal streckte sie die großen, sichelgleichen Klauen nach der Frau aus und erwischte sie am Saum ihres Mantels. Zu meinem Entsetzen spürte ich, dass sich der Mantel fest spannte.

»Nein!«, schrie die Frau, die merkte, wie das Gewicht der Katze sie hinabzog.

»O Herr!«, ächzte ich.

In diesem Moment riss die Katze heftig am Umhang der Frau. Sie umklammerte meine nasse Hand fester, aber es hatte keinen Zweck: Die große Katze war zu schwer, zu stark.

Mit einem letzten Aufschrei entglitt mir die Frau und rutschte, das Kind in den Armen, vom Rand des Dachs, aus meinem Blick.

Da tat ich das schier Udenkbare.

Ich sprang ihr nach.

\* \* \*

BIS ZUM HEUTIGEN Tag weiß ich nicht, weshalb ich das getan habe.

Vielleicht hatte mich die Art und Weise, wie sie ihren Sohn festhielt, dazu gebracht. Oder es war der Ausdruck nackter Angst auf ihrem wunderschönen Gesicht.

Oder vielleicht nur ihr wunderschönes Gesicht.

Ich weiß es nicht.

Ziemlich unheroisch landete ich in einer Pfütze vor der Zitadelle. Das schlammige braune Wasser spritzte mir übers Gesicht und blendete mich.

Ich wischte es mir aus den Augen – und sah sogleich nicht weniger als sieben Rapas in einem engen Halbkreis um mich stehen, die mich mit ihren kalten gelben Augen anstarrten.

Das Herz pochte mir laut im Schädel. Was ich jetzt tun sollte, wusste ich wahrlich nicht.

Die Frau und der Junge waren dicht bei mir. Ich stellte mich vor sie und schrie die Phalanx der Ungeheuer vor uns wild an.

»Verschwindet, sage ich! Verschwindet!«

Ich zog einen Pfeil aus dem Köcher auf meinem Rücken und ließ ihn wie eine Peitsche vor den Gesichtern der riesigen Katzen hin und her sausen.

Den Rapas war mein bemitleidenswerter Akt von Heldentum offenbar ziemlich gleichgültig.

Sie zogen den Kreis enger um uns.

Um die Wahrheit zu sagen: Wenn diese satanischen Kreaturen vom Dach der Zitadelle aus groß gewirkt hatten, so waren sie aus der Nähe gesehen gewaltig. Dunkel, schwarz und kraftvoll.

Da ließ der mir am nächsten stehende Rapa die Vorderpfote vorschnellen und riss die scharfe Pfeilspitze herunter. Daraufhin senkte die große Kreatur knurrend den Kopf, spannte die Muskeln zum Sprung, und dann ...

... fiel etwas laut klatschend in eine Schlammpfütze rechts von mir.



Ich drehte den Kopf, um nachsehen, was es war. Runzelte die Stirn.

*Es war Rencos Götzenbild.*

Meine Gedanken wirbelten wie eine Windmühle umher. Was tat Rencos Götzenbild hier unten? Warum warf jemand es gerade jetzt in den Schlamm hinab?

Ich schaute hoch und erblickte Renco, der sich über den Rand des Zitadellendachs beugte. Er hatte das Götzenbild zu mir herabgeworfen.

Da geschah es.

Ich erstarrte.

Einen solchen Klang hatte ich noch nie zuvor in meinem Leben vernommen.

Er war nur leise, aber absolut durchdringend. Er durchschnitt die Luft wie ein Messer, übertönte sogar das Geräusch des fallenden Regens.

Der Klang ähnelte dem Laut, den ein Glöckchen von sich gibt, wenn man es anschlägt. Eine Art schrilles Bimmeln.

*Bimmmmmmmmm.*

Die Rapas hörten es gleichfalls. Der eine Rapa, der sich nur Augenblicke zuvor zum Angriff bereitgemacht hatte, stand jetzt einfach nur da und starrte mit benommener Verwunderung auf das Götzenbild, das halb untergetaucht in der braunen Pfütze neben mir lag.

Und nun geschah das Seltsamste von allem.

Das Rudel Rapas trat langsam den Rückzug an. Es wich vor dem Götzenbild zurück.

»Alberto«, flüsterte Renco herab. »Bewege dich sehr langsam, hörst du! Sehr langsam. Heb das Götzenbild

auf und geh zum Eingang! Ich Sorge dafür, dass dich jemand einlässt.«

Ich gehorchte seinem Befehl.

Ich hob das nasse Götzenbild auf. Dann drückten die Frau, das Kind und ich den Rücken fest an die runde Außenmauer der Zitadelle und schoben uns langsam bis zum Eingang vor.

Die Rapas folgten uns vorsichtig in einiger Entfernung, in Bann geschlagen von dem melodösen Lied des nassen Götzenbildes.

Doch sie griffen nicht an.

Ganz plötzlich wurde die große Steinplatte, die der Zitadelle als Eingangstür diente, beiseite geschoben und wir glitten hindurch, ich als Letzter. Nachdem der große Türstein zurückgeschoben worden war, fiel ich atemlos zu Boden, durchweicht, zitternd und äußerst erstaunt darüber, noch am Leben zu sein.

\* \* \*

RENCO EILTE UNS VOM DACH ENTGEGEN.

»Lena!«, sagte er, als er die Frau erkannte. »Und Manu«, rief er und nahm den Knaben in die Arme.

Völlig erschöpft lag ich auf dem Boden neben diesem Glück.

Ich schäme mich, es auszusprechen, aber in diesem Augenblick verspürte ich einen jähen Stich von Eifersucht auf meinen Freund. Zweifelsohne war diese erstaunlich schöne Frau seine Gattin – wie man es bei einem so herausragenden Mann, wie Renco einer war, erwarten würde.

»Onkel Renco!«, rief der Junge, während Renco ihn hochhielt.

*Onkel?*

Ich riss die Augen auf.

»Bruder Alberto«, sagte Renco und kam herüber. »Ich weiß nicht, was du da draußen tun wolltest, aber bei meinem Volk gilt das Wort: ›Nicht so sehr das Geschenk zählt als vielmehr die Absicht, die dahinter liegt.‹ Vielen Dank. Vielen Dank dafür, dass du meine Schwester und ihren Sohn gerettet hast.«

»Deine Schwester?«, fragte ich und starrte die Frau an, die gerade ihren durchweichten Umhang auszog und ein winziges, tunikaähnliches Untergewand enthüllte, das seinerseits völlig durchweicht war.

Ich musste schlucken.

Sie war noch viel schöner, als ich zunächst gedacht hatte – wenn das wirklich möglich war. Sie war vielleicht zwanzig Jahre alt, hatte weiche braune Augen, eine glatte, olivfarbene Haut und wallendes, dunkles Haar, lange, schlanke Beine und glatte, muskulöse Schultern. Durch das völlig durchweichte Untergewand sah ich ihre üppigen Brüste und, zu meiner großen Verlegenheit, die aufgerichteten Warzen.

Eine strahlende Schönheit.

Renco hüllte sie in eine trockene Decke. Als sie mich anlächelte, wurden mir wahrhaftig die Knie weich.

»Bruder Alberto Santiago«, sagte Renco formell. »Darf ich dir meine Schwester Lena vorstellen, die erste Prinzessin des Inkareichs?«

Lena trat vor und nahm meine Hände in die ihren.

»Es ist mir eine Freude, deine Bekanntschaft zu machen«, sagte sie mit einem Lächeln. »Vielen Dank für deine heldenhafte Tat.«

»Oh, es war ... nichts«, erwiderte ich errötend.

»Vielen Dank auch für die Errettung meines Bruders aus seiner Gefängniszelle«, sagte sie.

Angesichts meiner Überraschung fügte sie hinzu: »Sei versichert, mein Held, das Wort deiner noblen Tat hat sich über das ganze Reich verbreitet.«

Bescheiden senkte ich den Kopf. Mir gefiel die Art und Weise, wie sie mich »mein Held« nannte.

Da kam mir etwas in den Sinn und ich wandte mich an Renco. »Sag, woher hast du gewusst, dass das Götzenbild so auf die Rapas wirken würde?«

Renco lächelte mich schief an.

»Um die Wahrheit zu sagen, ich habe es nicht gewusst.«

»Was?«, rief ich.

Renco lachte. »Alberto, nicht ich bin derjenige, der von einem sicheren Dach herabgesprungen ist, um eine Frau und ein Kind zu retten, die ich nicht einmal kannte!«

Er legte mir den Arm um die Schultern. »Es heißt, der ›Geist des Volkes‹ besitze die Fähigkeit, wilde Tiere zu besänftigen. Das habe ich zwar nie erlebt, aber ich habe gehört, dass das Götzenbild, wenn es ins Wasser getaucht wird, sogar das wütendste Tier beruhige. Als ich von deinen Schreien erwachte und euch drei von den Rapas umzingelt sah, hielt ich die Zeit für angemessen, diese Theorie zu überprüfen.«

Verwundert schüttelte ich den Kopf.

»Renco«, sagte Lena und trat vor. »Ich störe eure

Freude nur ungern, aber ich bin mit einer Botschaft gekommen.«

»Welcher Botschaft?«

»Die Spanier haben Roya erreicht. Aber sie können die Totems nicht entziffern. Also schicken sie jedes Mal, wenn sie eines erreichen, die Chanca-Spürer aus. Sie sollen das umgebende Gelände durchforschen, bis sie eure Spur wiederfinden. Nachdem die Goldesser Paxu und Tupra erreicht hatten, wurde ich hierher geschickt, um euch von ihrem Vorankommen Mitteilung zu machen, da ich eine der wenigen bin, die das Geheimnis der Totems kennt. Inzwischen habe ich erfahren, dass sie Roya bis auf die Grundfesten niedergebrannt haben. Sie haben deine Fährte aufgenommen, Renco. Und sind hierher unterwegs.«

»Wann treffen sie ein?«, fragte Renco.

Lenas Gesicht verdüsterte sich.

»Sie sind schnell, Bruder. Sehr schnell. Wenn sie weiterhin so gut vorankommen, schätze ich, dass sie bei Tagesanbruch hier sein werden.«

\* \* \*

»HABEN SIE WAS gefunden?«, fragte Frank Nash plötzlich von hinten.

Race schaute von dem Manuskript auf. Nash, Lauren, Gaby und Krauss standen im Eingang zum Geländefahrzeug und sahen ihn erwartungsvoll an. Es war später Nachmittag und wegen der Gewitterwolken war es bereits ziemlich dunkel geworden.

Race blickte auf seine Uhr.

16.55 Uhr.

*Verdammt.*

Er hatte nicht gemerkt, dass er so lange gelesen hatte.

Bald würde die Nacht einbrechen und mit ihr kämen die Rapas.

»Also? Haben Sie schon was gefunden?«, wiederholte Nash seine Frage.

»Äh ...«, setzte Race an. Er war so in das Manuskript vertieft gewesen, dass er fast vergessen hatte, weswegen er es las – nämlich um herauszufinden, womit man die Rapas bekämpfen und in den Tempel zurücktreiben konnte.

»Nun?«, fragte Nash.

»Es heißt darin, dass sie nur nachts herauskommen oder wenn es ungewöhnlich finster ist.«

»Was erklärt«, meinte Krauss, »weshalb sie vorhin im Krater aktiv waren. Dort war es so dunkel, sogar am Tag, dass sie ...«

»Anscheinend wissen die Rapas auch, dass dieser Ort eine gute Nahrungsquelle darstellt«, schnitt Race ihm das Wort ab, ehe er seine Fehleinschätzung rechtfertigen konnte, die den Tod dreier guter Soldaten zur Folge gehabt hatte. »Im Manuskript heißt es, dass sie ihn zweimal angegriffen haben.«

»Steht darin, wie sie in den Tempel gekommen sind?«

»Ja. Angeblich sind sie von einem großen Philosophen in das Gebäude gebracht worden, der den Tempel zu einem Prüfstein der menschlichen Habgier machen wollte.« Race sah zu Nash auf. »Ich schätze, in dieser Hinsicht haben wir versagt.«

»*Solons Tempel* ...«, flüsterte Gaby Lopez.

»Steht in dem Text, wie wir uns gegen die Rapas wehren können?«, fragte Nash.

»Er erwähnt eine Möglichkeit – eigentlich zwei. Zum einen Affenurin. Offenbar verabscheuen ihn alle Katzen. Tränken Sie sich damit und die Rapas werden einen weiten Bogen um Sie machen.«

»Und die zweite?«, fragte Lauren.

»Nun, das ist sehr seltsam«, erwiderte Race. »An einem Punkt der Geschichte wollten sich die Katzen gerade auf Santiago stürzen. Da hat der Inkaprinz das Götzenbild in eine Pfütze geworfen. Sobald das Götzenbild mit dem Wasser in Berührung gekommen ist, hat es ein merkwürdiges Summen von sich gegeben, das die Katzen vom Angriff abgehalten hat.«

Nash runzelte die Stirn.

»Es ist wirklich sehr eigenartig«, sagte Race. »Santiago beschreibt es als ein Geräusch, wie wenn man ein Glöckchen anschlägt. Es funktioniert anscheinend nach dem gleichen Prinzip wie eine Hundepfeife – eine Art hochfrequenter Schwingung, die eine Wirkung auf die Katzen hat, nicht aber auf die Menschen.

Aber das wirklich Seltsame daran ist«, fügte Race hinzu, »dass die Inka offenbar davon gewusst haben. An mehreren Stellen im Manuskript heißt es, dass sie glaubten, ihr Götzenbild könne sogar das wildeste Tier besänftigen, wenn es ins Wasser getaucht werde.«

Nash warf einen Blick zu Lauren hinüber.

»Könnte ein Resonanzeffekt sein«, meinte sie. »Der Kontakt mit den konzentrierten Sauerstoffmolekülen im

Wasser könnte das Thyrium zum Mitschwingen veranlassen. Genauso reagieren andere radioaktive Substanzen mit dem Sauerstoff der Luft.«

»Aber das hier wäre eine Reaktion im wesentlich größeren Maßstab«, meinte Nash.

»Deshalb hat auch der Mönch das Summen gehört«, sagte Lauren. »Menschen können das Resonanzsummen, das durch den Kontakt von, sagen wir, Plutonium mit Sauerstoff erzeugt wird, nicht hören – die Frequenz ist zu niedrig. Da Thyrium jedoch eine ganze Größenordnung dichter ist als Plutonium, ist die Resonanz beim Kontakt mit Wasser möglicherweise so groß, dass sie auch für Menschen vernehmbar ist.«

»Und wenn der Mönch es gehört hat, muss es für die Katzen noch viel schlimmer gewesen sein«, fügte Krauss gewichtig hinzu.

Alle wandten sich Krauss zu.

»Bedenken Sie, dass das Hörvermögen von Katzen das menschliche um das Zehnfache übertrifft. Sie hören Dinge, die wir rein physikalisch gar nicht hören können, und sie kommunizieren auf einer Frequenz, die jenseits unseres Hörspektrums liegt.«

»Sie kommunizieren?«, fragte Lauren nüchtern.

»Ja«, erwiderte Krauss. »Es ist seit langem allgemein anerkannt, dass Großkatzen über Knurrlaute und gutturale Schwingungen miteinander kommunizieren, die weit außerhalb der akustischen Wahrnehmungsfähigkeit des Menschen liegen. Der springende Punkt ist jedoch folgender: Ganz gleich, was der Mönch gehört hat, es war vielleicht nur ein Zehntel dessen, was die Katzen



gehört haben. Dieses Summen muss sie fast in den Wahnsinn getrieben haben. Deshalb hatten die Menschen Zeit zum Luftholen.«

»Der Text geht sogar noch weiter«, sagte Race. »Das Summen hat ihnen nicht nur Zeit zum Luftholen verschafft. Nachdem das Götzenbild ins Wasser gefallen war, folgten die Katzen ihm. Als wären sie von ihm *angezogen*, ja hypnotisiert worden.«

»Lässt das Manuskript etwas darüber verlauten, wie das Götzenbild in den Tempel gelangt ist?«, fragte Nash.

»Nein«, erwiderte Race. »Wenigstens noch nicht. Wer weiß, vielleicht haben Renco und Santiago es befeuchtet und die Katzen damit zurückgeführt. Wie dem auch sei, irgendwie ist es ihnen gelungen, die Rapas wieder in den Tempel zu locken und gleichzeitig das Götzenbild hineinzustellen.« Race hielt inne. »Passt irgendwie. Indem sie das Götzenbild zurückgebracht haben, ist es ein weiterer Teil von Solons Prüfstein der menschlichen Habgier geworden.«

»Diese Katzen«, meinte Nash. »Dem Manuskript zufolge sind sie Nachttiere, nicht wahr?«

»Hier steht, dass ihnen jede Art von Finsternis zusagt – nächtliche Dunkelheit eingeschlossen. Das macht sie vermutlich zu Nachttieren.«

»Aber Santiago schreibt, dass sie jede Nacht zum Jaggen ins Dorf heruntergekommen sind?«

»Ja.«

Nash kniff die Augen zusammen. »Dann können wir davon ausgehen, dass sie den Krater *jede* Nacht auf der Suche nach Nahrung verlassen?«

»Dem Manuskript nach zu urteilen, sollte man davon ausgehen können.«

»Schön«, sagte Nash und wandte sich um.

»Warum?«

»Weil wir«, meinte er, »wenn diese Katzen heute Abend herauskommen, in den Tempel hineingehen und uns das Götzenbild holen.«

Von Minute zu Minute wurde es dunkler.

Schwarze Gewitterwolken wälzten sich am Himmel dahin und mit der kalten Luft des Spätnachmittags legte sich ein dichter grauer Nebel über den Ort. Ein leiser Regen fiel.

Race saß neben Lauren, während sie einige Ausrüstungsgegenstände zusammenpackte, die sie in Erwartung ihrer nächtlichen Aktivitäten zur Zitadelle mitnehmen wollte.

»Wie ist dir das Eheleben bekommen?«, fragte er so beiläufig, wie er konnte.

Lauren lächelte sarkastisch in sich hinein. »Kommt drauf an, von welcher Ehe du sprichst.«

»Da war mehr als eine?«

»Meine erste Ehe hat nicht so hingehauen. Wie sich herausstellte, hat er meine Karriereambitionen nicht geteilt. Wir haben uns vor etwa fünf Jahren scheiden lassen.«

»Oh.«

»Vor kurzem habe ich wieder geheiratet«, fuhr Lauren fort. »Und es ist großartig. Ein richtig netter Junge. Eigentlich genau wie du. Hat auch eine Menge Potenzial.«

»Wann?«

»Vor etwa achtzehn Monaten.«

»Das ist toll«, sagte Race höflich. In Wahrheit dachte er an den Vorfall, bei dem er Augenzeuge geworden war – Lauren und Troy Copeland, die sich leidenschaftlich im Heck des Hueys geküsst hatten. Er entsann sich, dass Copeland keinen Ehering getragen hatte. Hatte Lauren eine Affäre mit ihm? Vielleicht trug Copeland seinen Ring nur nicht ...

»Hast du je geheiratet, Will?«, fragte Lauren, womit sie ihn aus seinen Gedanken riss.

»Nein«, erwiderte Race leise. »Nein, habe ich nicht.«

»Der SAT-SN-Bericht kommt durch«, sagte Van Lewen von einem Computerterminal an der Seitenwand des Geländefahrzeugs aus.

Er, Cochrane, Reichart, Nash und Race standen zusammen mit den beiden deutschen BKA-Beamten Karl Schröder und Renée Becker in dem achtradrigen Gefährt. Als Vorbereitung auf ihre nächtliche Expedition zum Tempel war es nahe am Fluss geparkt worden, unweit der westlichen Bohlenbrücke und dem Trampelpfad, der zu dem Felsspalt hinaufführte.

Lauren hatte das Fahrzeug bereits verlassen und befand sich, Johann Krauss im Schlepptau, auf dem Weg zur Zitadelle.

Jetzt kehrte Buzz Cochrane mit einer Hand voll nassem Brei ins Geländefahrzeug zurück. In dem engen Raum war der Geruch ekelhaft.

»Da draußen war kein einziger Affe aufzutreiben«,

meinte Cochrane. »Schätze mal, sie haben vor Anbruch der Nacht das Weite gesucht.« Er hielt den braunen Brei hoch. »Trotzdem habe ich mir das hier besorgen können. Affenscheiße. Ich habe mir gedacht, das ist ebenso gut.«

Race zuckte vor dem Gestank zurück.

Cochrane bemerkte es. »Was ist? Wollen Sie sich nicht mit Scheiße einschmieren, Professor?« Er blickte zu Renée hinüber und lächelte. »Ich habe den Eindruck, Sie sind froh, dass nicht der Professor da rein soll, was?«

Cochrane schmierte sich die Affenexkremente auf seine Montur. Reichart und Van Lewen taten es ihm nach und verteilten sie sogar auf die Rahmen der schmalen, schlitzförmigen Fenster des Fahrzeugs.

Während Race das Manuskript gelesen hatte, richteten die anderen Zivilisten in Nashs Auftrag im Innern der Zitadelle eine Operationsbasis ein. Inzwischen arbeiteten die vier verbliebenen Green Berets hart an der Reparatur des Hueys. Unglücklicherweise gelang ihnen lediglich die Wiederherstellung der Zündungsports des Hubschraubers. Die Reparatur des beschädigten Heckrotors erwies sich als schwieriger, als Cochrane zunächst angenommen hatte. Es gab Komplikationen und der Rotor wollte sich noch immer nicht drehen. Doch ohne ihn konnte der Huey nicht fliegen.

Bei Einbruch der Dämmerung entschied Nash, dass die Beschaffung des Götzenbildes Priorität hatte. Die Soldaten wurden vom Hubschrauber abgezogen und zum Geländefahrzeug gebracht, und Race informierte

sie kurz über den im Manuskript beschriebenen Vorfall mit dem nassen Götzenbild.

Währenddessen befahl Nash Gaby, Copeland, Doogie und dem jungen deutschen Soldaten Molke, in der Zitadelle zu bleiben.

Er sagte, es sei für seinen Plan zur Beschaffung des Götzenbildes absolut notwendig, dass der größte Teil des Teams bei der Ankunft der Katzen in der Zitadelle stationiert sei – während er und ein paar Green Berets im Geländefahrzeug blieben, näher am Flusspfad, der zum Tempel hinaufführte.

Race sollte ebenfalls zur Zitadelle hinübergehen.

»SAT-SN ist da«, meinte Van Lewen vom Computerterminal aus. »Das Satellitenbild sollte auch gleich hereinkommen.«

»Was sagt es?«, fragte Nash.

»Werfen Sie einen Blick drauf«, erwiderte Van Lewen und trat beiseite.

Nash starrte auf den Bildschirm, der die nördliche Hälfte Südamerikas zeigte:

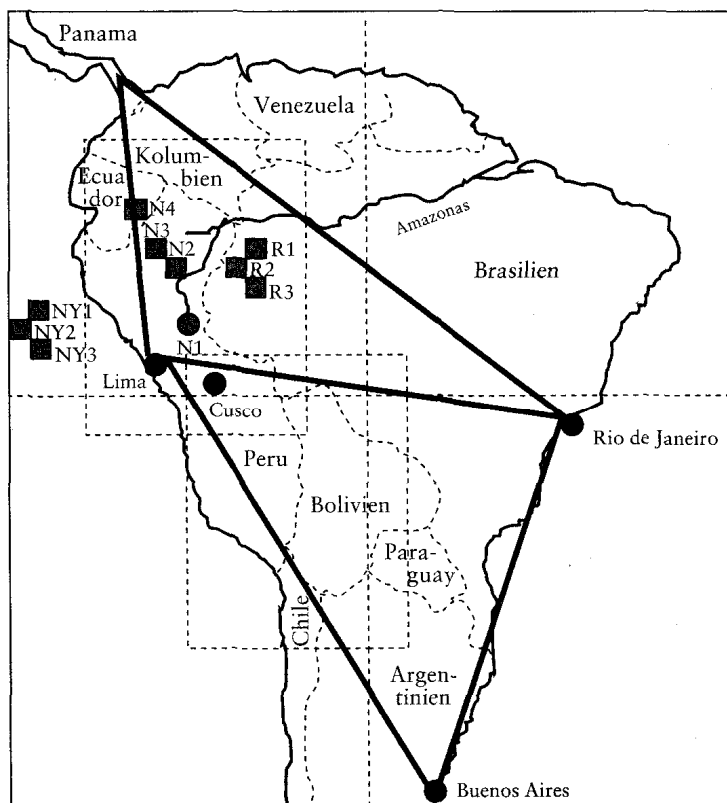
NATIONAL RECONNAISSANCE OFFICE

DRINGENDE ANFRAGE NR. 040199-6754

SAT-SN-ÜBERWACHUNG

PARAMETER:  $82^{\circ}$  W- $30.00^{\circ}$  W;  $15.00^{\circ}$  N- $37.00^{\circ}$  S

DATUM: 5. JAN 1999 16:59:56 (VOR ORT - PERU)



»Was, zum Teufel ...?« Nash runzelte die Stirn.

»Wenigstens die unmittelbare Umgebung ist sauber«, meinte Van Lewen.

»Was bedeutet das alles?«, fragte Race.

»Die geraden Linien stellen die fünf kommerziell benutzten Hauptluftkorridore in Südamerika dar«, erwiderte Van Lewen. »Im Grunde dient Panama als Einfallstor zum Kontinent. Kommerzielle Flüge führen gewöhnlich von dort aus nach Lima und Rio de Janeiro, anschließend weiter hinab nach Buenos Aires. Die grauen Vierecke sind Luftfahrzeuge *außerhalb* der regulären kommerziellen Luftkorridore.«

»Was bedeuten die Buchstaben und Zahlen?«

»Der graue Kreis oberhalb von Cusco – mit der Bezeichnung ›N1‹ darunter –, das sind wir«, erwiderte Van Lewen. »Das steht für ›Nash-Eins‹, unser Team hier vor Ort. N2, N3 und N4 sind unsere Versorgungshubschrauber, die von Panama aus auf dem Weg nach Vilcafor sind. Anscheinend sind sie noch ziemlich weit weg.«

»Was ist mit den anderen grauen Vierecken?«

»R1, R2 und R3 sind Romanos Hubschrauber«, erwiderte Nash.

»Aber sie sind weit im Norden«, meinte Van Lewen, sich an Nash wendend. »Wie können sie so weit über die Markierung hinausgeschossen sein?«

»Sie haben sich verirrt«, entgegnete Nash. »Sie müssen die Totems falsch interpretiert haben.«

Erneut wollte Race wissen, wer Romano eigentlich sei, aber er verknipte sich die Frage und hielt lieber den Mund.

»Und die da?«, fragte Renée, wobei sie auf die drei

Vierecke draußen über dem Ozean, weit links auf dem Bildschirm, deutete.

»NY1, NY2 und NY3 sind US-Navy-Kennzeichen«, erwiderte Van Lewen. »Die Navy muss da draußen einen Flugzeugträger liegen haben.«

»Kein Hinweis auf den Sturmtrupp?«, fragte Schröder.

»Nein«, erwiderte Nash düster.

Race sah seine Digitalanzeige auf 17.00 Uhr wechseln. Weil sich am Himmel schroffe schwarze Gewitterwolken dahinwälzten, war der Spätnachmittag ungewöhnlich finster geworden. Es hätte ebenso gut Nacht sein können.

Nash wandte sich an Van Lewen. »Was macht die visuelle Überprüfung?«

»Das Satellitenbild wird in etwa sechzig Sekunden da sein.«

»Verzögert oder Echtzeit?«

»Echtzeit infrarot.«

»Gut«, meinte Nash. »Wir sollten die Katzen deutlich erkennen, wenn sie aus dem Krater kommen und sich auf den Weg zum Ort machen. Alle bereit?«

Van Lewen erhob sich. Buzz Cochrane und Tex Reichart befestigten die M-16 an ihrer Brust.

»Jawohl, Sir«, sagte Cochrane und fügte mit einem Seitenblick auf Renée hinzu: »Gespannt, geladen und klar zum Schuss.«

Race krümmte sich innerlich.

Cochrane grinste die zierliche Deutsche mit der Selbstsicherheit des Machos höhnisch an. Es war, als



machten sein Gewehr mit den Laservisieren, dem M-203-Granatwerfer-Greifhaken und der Lampe sowie seine Kampfuniform ihn irgendwie zu Mr Unwiderstehlich.

Race verabscheute ihn dafür.

»Satellitenbild kommt durch«, meldete Van Lewen.

In diesem Augenblick leuchtete ein weiterer Monitor an der Wand des Geländefahrzeugs auf. Das Schwarzweißbild war körnig und zunächst erkannte Race überhaupt nichts darauf.

Ganz links war der Bildschirm völlig schwarz. Rechts gab es einen Abschnitt mit einem verschwommenen grauen Wirrwarr und gleich daneben war etwas, das aussah wie ein umgekehrtes Hufeisen, in dessen Zentrum sich eine Reihe kleiner, viereckiger Punkte befanden. Außerdem gab es einen großen runden Punkt nahe der Rundung des Hufeisens.

An der Basis des Bildschirms zog sich ein breites Band dunkleren Graus entlang. Unmittelbar daneben war ein kleines, schachtelähnliches Ding. Zwei winzige weiße Kleckse gingen von der kleinen Schachtel zu dem großen runden Punkt.

Da ging Race ein Licht auf.

*Er blickte auf Vilcafor.*

Das Hufeisen war der riesige Graben, der den Ort umgab, die Pünktchen darin die Hütten und die Zitadelle. Der große Abschnitt aus Schwarz links war das Felsplateau mit dem Tempel, das verschwommene graue Wirrwarr der Regenwald zwischen dem Plateau und dem Ort und das dunkelgraue Band an der Basis des Schirms der Fluss.

Die kleine dunkle Schachtel daneben stellte, wie Race klar wurde, das Geländefahrzeug dar, in dem er jetzt saß und das an der westlichen Bohlenbrücke parkte.

Er blickte auf die beiden Kleckse, die vom Fahrzeug zur Zitadelle eilten. Daraufhin fuhr er herum, schaute durch die Tür und sah Lauren und Krauss durch den Nebel eilen.

O ... *mein* ... *Gott*, dachte er.

Dies war ein Bild von Vilcafor, aufgenommen von einem Satelliten Hunderte von Kilometern über der Erde – in Echtzeit.

Es war *jetzt*.

Nash sprach in sein Kehlkopfmikrofon. »Lauren, wir hier drüben sind bereit. Seid ihr schon drin?«

»*Noch eine Sekunde*«, erwiderte Laurens Stimme über Funk.

Auf dem Bildschirm sah Race die beiden weißen Kleckse, die Lauren und Krauss darstellten, in dem runden Punkt verschwinden, der die Zitadelle war.

»*Okay, wir sind drin*«, sagte Lauren. »*Schicken Sie Will rüber?*«

»Sofort«, erwiderte Nash. »Professor Race, Sie machen sich besser zur Zitadelle auf, ehe es vollkommen dunkel wird.«

»In Ordnung«, entgegnete Race und ging zur Tür.

»*Einen Moment!*«, sagte Van Lewen plötzlich.

Alle erstarrten.

»Was ist?«, fragte Nash.

»Wir bekommen Gesellschaft.«

Van Lewen nickte zum Bildschirm hin.

Race drehte sich um und sah den dunklen Klecks, der das Bergplateau darstellte, sowie den hufeisenförmigen Ort.

Und dann bemerkte er sie.

Sie befanden sich in dem Abschnitt des verschwommenen grauen Wirrwarrs links vom Hufeisen – dem Regenwald zwischen dem Ort und dem Plateau.

Es waren etwa 16.

Sie kamen aus Richtung des Plateaus.

16 bedrohliche weiße, verschmierte Flecken, jeder mit einem langen, gewundenen Schwanz, die sich durch den Dschungel heranschlichen.

Die Rapas.

\* \* \*

DIE DICKE STAHLTÜR des Geländefahrzeugs glitt über ihre Führung und schlug mit einem lauten Knall zu.

»Sie sind früh dran«, meinte Nash.

»*Das liegt an den Gewitterwolken*«, sagte Krauss' Stimme über die Lautsprecher. »*Nachttiere benutzen keine Uhren, Dr. Nash. Sie richten sich nur nach der Lichtstärke. Wenn es ausreichend dunkel ist, kommen sie aus ihrem Versteck ...*«

»Sei es, wie es sei«, unterbrach Nash ihn. »Solange sie draußen sind, ist das alles, was zählt.« Er wandte sich an Race. »Tut mir Leid, Professor. Sieht so aus, als müssten Sie bei uns bleiben. Lauren, verschließen Sie die Zitadelle.«

In der Zitadelle ergriffen Lauren und Copeland den großen Türstein von etwa einem Meter achtzig Durchmesser und wälzten ihn in eine Grube, die in den Boden am Eingang geschnitten worden war.

Der Türstein war annähernd rechteckig, hatte jedoch eine abgerundete Basis und konnte daher leicht aus der Vertiefung hinaus- und ebenso leicht wieder hineingeschaukelt werden. Im Übrigen lag die Grube auf der *Innenseite* der Festungsmauern, sodass Feinde den großen Stein nicht von außen wegschieben konnten.

Lauren und Copeland ließen bewusst einen kleinen Spalt zwischen dem Felsbrocken und dem Türrahmen offen. Für das Gelingen des Plans war es wichtig, dass die Katzen sie in der Zitadelle entdeckten.

Schließlich waren sie der Köder.

Im Geländefahrzeug starrten alle auf das Live-Satellitenbild.

Die Katzen kamen in zwei Gruppen heran – die eine näherte sich geradewegs vom Plateau im Westen, die andere schlug einen Bogen und kam von Norden.

Race überlief eine Gänsehaut, als er die Rapas beobachtete, deren Leiber im Infrarot strahlend weiß glühten. Ihre Schwänze entrollten sich langsam und zogen sich wieder zusammen.

Beunruhigend, dachte er. Ein beunruhigend koordiniertes Verhalten für ein Rudel Tiere.

Die Katzen überquerten den Graben an verschiedenen Stellen. Einige kamen über die westlich gelegene Bohlenbrücke, andere sprangen einfach lautlos auf die um-

gestürzten Baumstämme, die im ausgetrockneten Grabenbett lagen, und hüpfen dann mühelos auf die andere Seite.

Der größte Teil der Rapas begab sich schnurstracks zur Zitadelle, folgte dem Geruch, den die Menschen darin ausströmten.

Dann sah Race auf dem Bildschirm einen einsamen weißen Klecks neben dem parkenden Geländefahrzeug auftauchen. Er fuhr herum – und erblickte die gewaltigen Barthaare einer der Katzen direkt vor dem schlitzförmigen Fenster neben sich!

Der Rapa registrierte den fauligen Geruch des Affenexkrementes, das auf den Sims des Schlitzes geschmiert worden war, schnaubte einmal und trollte sich, um sich den anderen an der Zitadelle anzuschließen.

»In Ordnung«, meinte Nash. »Anscheinend sammeln sich alle Katzen an der Zitadelle. Lauren, was geht da drüben vor?«

*»Sie sind alle hier. Sie wollen herein, aber die Zitadelle ist fest verschlossen. Im Augenblick sind wir hier in Sicherheit. Sie können die Jungs jetzt rausschicken.«*

Nash wandte sich an die drei Green Berets. »Fertig?«

Die drei Soldaten nickten.

»Dann los!«

Mit diesen Worten drückte Nash eine Luke im Heck des Geländefahrzeugs auf und Cochrane, Van Lewen und Reichart, deren Helme und Kleidung mit übel riechender brauner Affenscheiße eingeschmiert waren, stiegen hinaus. Anschließend schloss Nash die Luke rasch wieder.

»Kennedy«, sagte er in sein Mikrofon. »Irgendwas auf dem SAT-SN?«

*»In einem Umkreis von einhundert Kilometern ist nichts zu erkennen, Sir«*, kam Doogies Stimme von der Zitadelle herein.

Während Nash sprach, starrte Race auf das Satellitenbild von dem Dorf.

Er sah das Rudel Katzen, ihre sich windenden Schwänze, die vorsichtigen, neugierigen Bewegungen. Gleichzeitig erkannte er unten auf dem Bildschirm drei neue Kleckse, die sich aus dem Geländefahrzeug schlichen und über die westliche Bohlenbrücke vom Dorf weg zum dunklen Bergplateau liefen.

Cochrane, Van Lewen und Reichart.

Auf der Jagd nach dem Götzenbild.

Die drei Green Berets eilten durch den Dunstschleier, der über dem Flusspfad lag, auf den Spalt zu. Sie liefen rasch und atmeten heftig. Alle drei trugen Helmkameras.

Sie erreichten den Spalt.

Er war gleichfalls in dichten grauen Dunst gehüllt. Die Soldaten ließen sich nicht beirren. Ohne innezuhalten, sprangen sie hinein.

Nash, Schröder und Renée verfolgten auf den Videomonitoren die Aufnahmen, die von den drei Soldaten hereinkamen.

Sie sahen die Wände des Spalts mit irritierender Geschwindigkeit vorüberhuschen. Aus den Lautsprechern vernahmen sie heftiges Keuchen.

Race stand ein paar Schritte entfernt. Er wollte nicht im Weg sein.

Da fiel ihm auf, dass Nash und die beiden Deutschen *nur* noch auf die Bilder schauten, die von den Helmkameras übertragen wurden. Ihr Interesse an der Mission der Soldaten absorbierte sie so vollständig, dass sie alles andere vergaßen.

Race wandte sich dem Satellitenbild zu.

Und runzelte die Stirn.

»He«, sagte er. »Was ist das?«

Nash wandte sich mäßig interessiert um. Aber als sein Blick auf das Satellitenbild fiel, schoss er kerzengerade in die Höhe.

»Was, zum Teufel ...?«

Auf der ganz *rechten* Seite des Bilds, östlich vom Dorf, lag ebenfalls ein verschwommenes graues Wirrwarr, das weiteren Dschungel darstellte. Das war der Wald, der zum Rand des Tafellands und dem Amazonasbecken führte.

Niemand hatte ihm zuvor sehr viel Aufmerksamkeit geschenkt, weil dort nichts zu sehen gewesen war.

*Aber das hatte sich geändert.*

Dieser Abschnitt war jetzt *übersät* mit winzigen weißen Klecksen, gut und gern dreißig Stück, die sich dem Dorf rasch näherten.

Race spürte, wie ihm das Blut in den Adern gefror.

Jeder Kleck hatte ganz deutlich menschliche Gestalt und trug etwas bei sich, das aussah wie ein Gewehr.

\* \* \*

SIE KAMEN LAUTLOS aus dem Regenwald, die Maschinengewehre fest an den Körper gepresst und zum Feuern bereit. Aber sie schossen noch nicht.

Race und die anderen beobachteten sie durch die schlitzförmigen Fenster des Geländefahrzeugs.

Die Eindringlinge trugen schwarze kugelsichere Kevlarwesten und bewegten sich rasch und präzise, gaben einander Deckung und drangen in einem perfekten und lautlosen Einsatz vor.

Die Rapas an der Zitadelle wandten sich gleichzeitig um, als sie ihren neuen Feind erblickten. Sie spannten sich zum Angriff an und dann ...

... blieben sie reglos stehen.

Aus irgendeinem Grund attackierten sie die neuen Eindringlinge nicht. Vielmehr verharrten sie auf der Stelle und starrten sie lediglich an.

Da eröffnete einer der Eindringlinge das Feuer mit einem Sturmgewehr, das aus einem *Star Wars*-Film hätte stammen können.

Die rechteckige Mündung des Gewehrs spuckte eine unglaubliche Anzahl von Geschossen aus, die den Kopf einer der Katzen in Stücke rissen. In der einen Sekunde war der Kopf noch da, in der nächsten zerplatzte er in einem hässlichen Schwall aus Fleisch und Blut.

Im Nu zerstreuten sich die Katzen, als eine weitere von dem wilden Geschosshagel in Stücke zerfetzt wurde.

Race versuchte, durch das schmale Fenster einen besseren Blick auf das Gewehr in den Händen des Eindringlings zu erhaschen.



Die Waffe hatte etwas bemerkenswert Futuristisches an sich.

Sie war vollkommen rechteckig, ohne sichtbaren Lauf. Er musste irgendwo *innerhalb* des Korpus verborgen sein.

Dieses Gewehr hatte Race nie zuvor in echt gesehen, nur auf Abbildungen.

Es war ein Heckler & Koch G-11.

Race' Bruder Marty zufolge war das Heckler & Koch G-11 das fortschrittlichste Sturmgewehr, das jemals konstruiert worden war.

Entworfen und gebaut im Jahr 1989, war es seiner Zeit sogar jetzt, ein Jahrzehnt später, noch immer um zwanzig Jahre voraus. Soweit es Marty betraf, war es der Heilige Gral der Schusswaffen.

Als einziges Sturmgewehr in der Geschichte benutzte es hülsenlose Patronen. Darüber hinaus war es die einzige bekannte Handfeuerwaffe der Welt mit eingebautem Mikroprozessor. Sie benötigte ihn hauptsächlich deshalb, weil sie, im Gegensatz zu allen anderen Sturmge-  
wehren, so kompliziert war, dass sie ansonsten nicht handhabbar gewesen wäre.

Weil es hülsenlose Munition verschoss, war das G-11 nicht bloß imstande, unvorstellbare 2300 Schuss pro Sekunde abzufeuern. Es konnte außerdem *im Korpus* noch etwa 150 Salven speichern – fünfmal mehr als die Zahl der Geschosse im Magazin eines regulären Sturm-  
gewehrs wie dem M-16. Trotzdem war es nur halb so groß.

Um die Wahrheit zu sagen, hatte lediglich die Frage der Finanzierung eine Serienproduktion des G-11 verhindert. Ende 1989 hatten politische Erwägungen die deutsche Regierung dazu gezwungen, vom Vertrag mit Heckler & Koch zurückzutreten und das G-11 nicht in der Bundeswehr zu benutzen.

Was zur Folge hatte, dass lediglich vierhundert G-11 hergestellt wurden. Merkwürdig war jedoch, dass die Firma bei der Übernahme durch die britische Royal Ordnance in ihrer Bilanz nur zehn der ursprünglichen Menge aufzuweisen hatte.

Die übrigen 390 Gewehre waren verschwunden.

*Ich glaube, wir haben sie gerade gefunden*, dachte Race, der die Rapas angesichts des Sperrfeuers aus den Maschinengewehren die Flucht ergreifen sah.

»Das ist der Sturmtrupp«, bemerkte Schröder neben ihm.

Der Geschosshagel draußen trommelte weiter auf die Tiere ein.

Wieder stürzten zwei Katzen quietschend und kreischend zu Boden, als einige Männer des Sturmtrupps das Dorf mit ihrem verheerenden Maschinengewehrfeuer bestrichen.

Die restlichen Katzen suchten Zuflucht im Regenwald um das Dorf und bald waren auf der Hauptstraße nur noch die schwer bewaffneten Mitglieder des Sturmtrupps zu sehen.

»Wie, zum Teufel, sind sie hergekommen, ohne dass wir sie auf dem SAT-SN gesehen haben?«, fragte Nash.

»Und warum greifen die Katzen sie nicht an?«, überlegte Race.

Bis jetzt hatten die Katzen jeden gnadenlos attackiert, aber aus irgendeinem Grund hatten sie diese Männer weder gespürt, noch waren sie über sie hergefallen.

Da waberte der charakteristische Geruch nach Ammoniak durch die Fenster herein. Der Gestank nach Urin. Affenurin. Die Nazis hatten das Manuskript ebenfalls gelesen.

Plötzlich ertönte Van Lewens Stimme aus den Lautsprechern. »*Wir erreichen jetzt die Hängebrücke.*«

Race und Nash fuhren herum und schauten auf den Bildschirm, der zeigte, was die drei Soldaten oben am Krater sahen.

»Cochrane! Van Lewen! *Beeilung!*«, sagte Nash in sein Funkgerät. »Wir stehen unter Feind ...«

Da drang ein schrilles, durchdringendes Kreischen aus den Lautsprechern und Nashs Funkgerät war tot.

»Sie haben elektronische Gegenmaßnahmen getroffen«, meinte Schröder.

»Was haben sie getan?«, fragte Race.

»Sie stören unseren Funkverkehr«, erwiderte Nash.

»Was tun wir jetzt?«, fragte Renée.

»Wir müssen Van Lewen, Reichart und Cochrane warnen«, erwiderte Nash. »Sie können nicht zurückkehren, sondern müssen sich das Götzenbild schnappen und so rasch wie möglich von hier wegbringen. Dann müssen sie mit dem Luftunterstützungsteam Kontakt aufnehmen und sich von den Hubschraubern irgendwo in den Bergen aufnehmen lassen.«

»Aber wie wollen Sie sie erreichen, wenn die da draußen unseren Funkverkehr stören?«, fragte Race.

»Einer von uns muss zum Tempel hoch und ihnen Bescheid sagen«, entgegnete Nash.

Es folgte ein kurzes Schweigen.

Dann sagte Schröder: »Ich gehe.«

*Gute Idee*, dachte Race. Abgesehen von den Green Berets besaß nur Schröder eine annähernd militärische Ausbildung.

»Nein«, sagte Nash entschieden. »Sie können mit einem Gewehr umgehen. Wir brauchen Sie hier unten. Dazu kommt, dass Sie diese Nazikerle besser kennen als einer von uns.«

Also blieben noch Nash, Renée ... oder Race.

*O Mann*, dachte Race.

Doch er sagte: »Ich tu's.«

»Aber ...«, setzte Schröder an.

»Auf dem College war ich der Schnellste im Football-Team«, meinte Race. »Ich schaff's schon.«

»Aber was ist mit den Rapas?«, meinte Renée.

*Ich schaff's schon.*«

»Na gut, dann ist Race gewählt«, sagte Nash und ging zu der Außenluke im Heck des Geländefahrzeugs.

»Hier, nehmen Sie das«, meinte er und reichte Race ein M-16 komplett mit Zubehör. »Könnte vielleicht verhindern, dass Sie Katzenfutter werden. Ab durch die Mitte!«

Race tat einen Schritt auf die Luke zu und atmete langsam und tief ein. Er warf einen letzten Blick auf Nash, Schröder und Renée.

Daraufhin stieß er den angehaltenen Atem aus, zwängte sich durch die Luke ...

\* \* \*

... UND KAM IN eine völlig andere Welt.

Ringsumher ertönte Maschinengewehrfeuer und Geschosse klatschten in die Blätter neben ihm, dass die Baumstämme splitterten. Hier draußen schien das Krachen so viel lauter zu sein, wirklicher. Tödlicher.

Race hörte seinen Herzschlag im Kopf dröhnen.

*Was, zum Teufel, tue ich hier draußen mit diesem Gewehr in der Hand?*

*Du versuchst, ein Held zu sein – das tust du, du Idiot!*

Erneut holte er Luft.

*Also gut ...*

Race sprang vom Heck des Geländefahrzeugs herab, landete auf der westlichen Bohlenbrücke und rannte zum dahinterliegenden Flusspfad. Er war von undurchdringlichem grauem Nebel umgeben. Knorrige Äste stachen wie Dolche daraus hervor.

Das M-16 wog schwer in seiner Hand und er hielt es beim Rennen ungeschickt quer vor der Brust. Bei jedem Schritt trat er Wasser hoch.

Da glitt, ohne Vorwarnung, ein Rapa aus dem Dunst rechts, baute sich in voller Größe vor ihm auf und ...

*Bumm!*

Der Kopf des Rapas zerplatzte, die riesige Katze plumpste wie ein Stein in den Schlamm und trat wild um sich.

Race hielt nicht inne, sondern setzte einfach über die

Katze weg. Sobald er den Boden wieder berührte, drehte er sich um und sah Schröder, ein M-16 fest an die Schulter gedrückt, aus der Luke am Heck des Geländefahrzeugs herausschauen.

Race rannte.

Eine Minute später tauchte aus dem Nebel der Spalt im Berg auf. In diesem Moment vernahm er Stimmen hinter sich, die auf Deutsch riefen:

»*Achtung!*«

»*Macht schnell!*«

Dann hörte er plötzlich Nash von irgendwoher aus dem Dunst schreien: »*Race, Beeilung! Sie sind hinter Ihnen her! Sie wollen zum Tempel!*«

Race stürmte durch den Spalt.

Jagte an den nassen Steinwänden vorüber.

Kam ganz plötzlich in dem gewaltigen Canon mit dem unglaublich hohen Felsenturm heraus, dessen Basis in einen gespenstischen grauen Dunst gehüllt war.

Race war das gleichgültig. Er sprang auf den spiralförmig verlaufenden Weg links und eilte den steilen Pfad hoch.

Im Ort unten sah Renée Becker voller Furcht durch die schmalen Fenster des Geländefahrzeugs.

Etwa dreißig Nazisoldaten versammelten sich im Dorf. Sie trugen allerneueste Kampfmonturen – Körperschutz, leichte Kevlarhelme sowie schwarze Skimützen – und gingen so zielstrebig vor wie ein gut ausgebildeter, gut vorbereiteter Stoßtrupp.

Einer der Nazis trat in die Mitte der Hauptstraße und nahm den Helm ab. Dann streifte er sich die schwarze Skimütze vom Kopf und blickte sich forschend um.

Renée bekam große Augen.

Obgleich sie sein Bild tausendmal zuvor auf allen möglichen Fahndungsplakaten gesehen hatte, verursachte ihr sein leibhafter Anblick eine Gänsehaut.

Sie erkannte das nach vorn gekämmte Haar und die schmalen Augen sogleich wieder. Und die linke Hand, die nur vier Finger hatte.

Sie hatte Heinrich Anistase vor sich.

Wortlos formte Anistase ein »V« mit den Fingern und zeigte auf das Geländefahrzeug.

Schon stürmte ein Dutzend seiner mit G-11 bewaffneten Männer zum Flusspfad und weiter zum Spalt und zum Tempel.

Sechs weitere Männer rannten zum Geländefahrzeug, während die übrigen zwölf eine Verteidigungsstellung um das Dorf einnahmen.

Zwei Männer blieben abseits und bewachten den Störfunk der Nazis.

Dabei handelte es sich um einen kleinen Apparat von der Größe eines Rucksacks, Impulsgenerator genannt, der feindliche Funksignale störte, indem er einen kontrollierten, elektromagnetischen Impuls aussandte, abgekürzt EMI.

Der Apparat war ziemlich einzigartig. Üblicherweise beeinflusste ein elektromagnetischer Impuls alles mit einer eingebauten CPU – Computer, Fernsehgeräte, Kommuni-

kationssysteme. Ein solcher Impuls wird unkontrollierter EMI genannt. Weil die Nazis jedoch die Frequenz ihres Impulses *kontrollierten* und dafür sorgten, dass ihre eigenen Funkgeräte auf höheren Frequenzen sendeten, waren sie in der Lage, den Funkverkehr ihrer Feinde zu stören und gleichzeitig die eigene Funkverbindung aufrechtzuerhalten.

Genau das taten sie gerade.

Die sechs Nazis erreichten das Geländefahrzeug und stellten fest, dass die Fensterläden geschlossen und die Luken verriegelt waren.

Nash, Schröder und Renée hatten sich in verschiedene Ecken gekauert und hielten den Atem an.

Die Männer des Sturmtrupps verloren keine Zeit.

Sogleich krochen sie unter das große gepanzerte Fahrzeug und brachten Sprengstoff am Unterboden an.

\* \* \*

RACE RANNT.

Immer weiter nach oben folgte er der weiten Krümmung des Pfades.

Seine Beine zitterten. Sein Herz pochte heftig.

Er erreichte die Hängebrücke. Stürmte darüber. Eilte die Steintreppe hinauf, die zum Tempel führte.

Rannte durch das überhängende Farnkraut und fand sich plötzlich in der Lichtung vor dem Portal wieder.

Sie war völlig verlassen.

Kein Lebewesen, weder Mann noch Katze, war in Sicht.



Das Portal des Tempels stand weit offen und wirkte im Nebel wie eine Bedrohung. Die Stufen hinab ins Innere waren in Schatten gehüllt.

*Um keinen Preis eintreten.*

*Der Tod lauert im Innern.*

Race hielt das M-16 vor sich, schaltete die Lampe auf dem Gewehrlauf ein und trat vorsichtig in das Portal. Er blieb auf der großen steinernen Türschwelle stehen – umgeben von den Schrecken erregenden Schnitzereien von Rapas und kreischenden Menschen – und spähte in die Schwärze hinab.

»Van Lewen!«, zischte er. »Van Lewen! Sind Sie da drin?«

Keine Antwort.

Er ging eine Stufe hinab, das Gewehr ungeschickt vor sich haltend.

Da vernahm er eine Antwort.

Ein langes, langsames Knurren von irgendwo tief unten im Tempel.

*Ja-a.*

Race packte das Gewehr ein wenig fester und tat mit angehaltenem Atem einen weiteren Schritt in den Tempel hinab.

Zehn Schritte weiter und er stand in einem dunklen Tunnel mit Steinwänden, der rechts in einer weiten, sanften Kurve in die Tiefe führte.

Er bemerkte eine Nische in der Mauer und richtete den Strahl seiner Taschenlampe darauf.

Ein entsetzlich zugerichtetes Skelett erwiderte seinen Blick.

Der Hinterkopf war eingeschlagen worden, ein Arm fehlte und der Mund stand zu einem erstarrten Schrei des Entsetzens auf. Es trug ein uraltes Lederwams.

Entsetzt wich Race einen Schritt von der schmutzigen, ekelhaften Gestalt zurück.

Da bemerkte er den Gegenstand um den Hals des Toten. Er war nur gerade eben erkennbar, weil er tief in den Kerben der Wirbelsäule des Skeletts verborgen war. Race beugte sich vor, um ihn besser in Augenschein nehmen zu können.

*Es war ein Lederhalsband.*

Race ergriff den dünnen Lederriemen und zog daran. Wenige Sekunden später tauchte ein strahlend grüner Smaragd hinter dem Knochenhals auf, der an dem Lederhalsband befestigt war.

Race' Herz setzte einen Schlag lang aus. Er kannte diesen Smaragdanhänger, hatte er doch erst vor kurzem etwas darüber gelesen.

*Er gehörte Renco.*

Das war das Halsband, das die Hohe Priesterin in Coricancha Renco in der Nacht überreicht hatte, da er das Götzenbild aus Cusco entführte.

Erneut blickte Race voller Entsetzen auf das Skelett.

*Renco!*

Race streifte dem Skelett das Halsband ab und hielt es fest in den Händen.

Einen Moment lang sann er über Renco nach – dann fiel ihm plötzlich etwas ein, das er selbst vor nicht allzu langer Zeit zu Frank Nash gesagt hatte.

*Irgendwie ist es ihnen gelungen, die Rapas wieder in den Tempel zu locken und gleichzeitig das Götzenbild hineinzustellen.*

Race schluckte heftig. Hatte Renco, das nasse Götzenbild in Händen, die Katzen in den Tempel zurückgeführt?

*Das also war aus Renco geworden.*

*Das war das Schicksal von Helden.*

Feierlich legte er sich das Smaragdhalsband um den Hals. »Leb wohl, Renco!«, sagte er laut.

In diesem Augenblick fiel ein hartes weißes Licht auf Race' Gesicht. Er wandte sich um, die Augen weit aufgerissen wie ein Tier, das von den Scheinwerfern eines Autos erfasst wurde. Da bemerkte er, dass er in die Gesichter von Cochrane, Van Lewen und Reichart starrte, die aus der Finsternis der tiefsten Tiefen des Tempels heraufkamen.

Reichart hatte etwas in der Hand, das in ein ausgefranstes, purpurfarbenes Tuch gewickelt war.

Cochrane schritt an Race vorüber und schob dabei grob dessen M-16 beiseite. »Setzen Sie das verdammte Ding ab, ehe Sie jemanden damit umbringen!«

Tex Reichart blieb vor Race stehen und hielt lächelnd den Gegenstand hoch, der in das purpurfarbene Tuch gewickelt war.

»Wir haben es«, sagte er.

\* \* \*

RASCH KNÜPFTE REICHART das Tuchpaket auf und Race sah es zum ersten Mal.

Das Götzenbild der Inka.

*Den »Geist des Volkes«.*

Wie das steinerne Totem, das er im Regenwald gesehen hatte, wirkte der »Geist des Volkes« in der Realität unendlich viel finsterer als in seiner Vorstellung.

Er war etwa dreißig Zentimeter hoch und hatte ungefähr die Größe und Gestalt eines Schuhkartons. In die Vorderseite des rechteckigen Steins war ein Rapakopf geschnitzt. Es war der wütendste, *wildeste* Rapa, den Race je zu Gesicht bekommen hatte.

Er hatte das Maul weit aufgerissen, knurrte wild, und die scharfen, spitzen Zähne waren zum Zuschlagen, Verstümmeln und Töten bereit.

Am meisten verblüffte Race jedoch an dem Schnitzwerk, wie *lebendig* es wirkte. Dank einer Kombination aus geschickter Handwerkskunst und der ungewöhnlichen Natur des Steins sah es so aus, als wäre der Rapa irgendwie *in* dem glänzenden, schwarz-purpurfarbenen Stein gefangen und versuchte – wahnsinnig, wild, rasend –, sich gewaltsam daraus zu befreien.

Das ist er also, *der Stein*, dachte Race beim Anblick der dünnen, purpurfarbenen Adern, die sich das Gesicht des knurrenden Rapas hinabschlängelten und ihm eine zusätzliche Dimension von Wut und Bösartigkeit verliehen.

*Thyrium.*

*Wenn die Inka nur gewusst hätten, was sie angestoßen haben, als sie dieses Götzenbild schnitzten*, dachte er.

Rasch verhüllte Reichart das Götzenbild wieder mit dem Tuch und alle vier eilten zum Eingang des Tempels zurück.

»Was, zum Teufel, tun Sie eigentlich hier oben?«, knurrte Cochrane, als sie das offene Portal erreichten.

»Nash hat mich geschickt. Ich soll Ihnen sagen, dass die Nazis unten im Ort sind. Sie stören unseren Funkverkehr, sodass wir den Kontakt zu Ihnen verloren haben. Sie schicken jetzt Männer hoch. Nash hat gesagt, Sie sollen *nicht* ins Dorf zurückkehren, sondern auf einem anderen Weg von hier verschwinden und sich mit dem Luftunterstützungsteam in Verbindung setzen. Die sollen Sie irgendwo in den Bergen auflesen ...«

In diesem Augenblick durchsiebte eine Salve aus einem Maschinengewehr die Steinwände des Portals ringsherum. Die vier gingen rasch in Deckung, als eine weitere Geschosssalve den Rahmen des Portals traf und die festen Steinwände zerfetzte, als ob sie aus Gips wären.

Sogleich fuhr Race herum und sah etwa zwölf Nazisoldaten in den Bäumen am Rand der Lichtung stehen, die mit ihren G-11 auf sie feuerten.

Cochrane erwiderte das Feuer aus der Deckung des Portals heraus, ebenso wie Van Lewen. Das *Rattattat* ihrer M-16 hörte sich fast bemitleidenswert gegen das unablässig dröhnende *Rrrrr* der ultramodernen G-11 an.

Auch Race versuchte, das Feuer der Nazis zu erwidern, doch als er den Hahn seines M-16 zog, geschah gar nichts.

Cochrane riss einen T-förmigen Griff an Race' Gewehr zurück. »Mein Gott, Sie sind genauso nutzlos wie ein Priester in einem Bordell«, brüllte er.

Erneut drückte Race den Abzug und diesmal sauste ein Hagel von Geschossen aus seinem M-16. Die Wucht des Rückstoßes kugelte ihm fast das Schultergelenk aus.

»Was sollen wir tun?«, schrie Reichart über das Maschinengewehrfeuer hinweg.

»Hier können wir nicht bleiben!«, rief Van Lewen.  
»Wir müssen zur Hängebrücke zurück ...«

In diesem Augenblick ertönte irgendwo über ihnen ein jähes, widerhallendes *Wumm!*

Race blickte auf und sah einen schwarzen MD-500-»Mosquito«-Helikopter, einen Kampfhubschrauber, aus dem Nebel hervorschießen und dröhnend über die Kuppe des Felsenturms hinwegfliegen.

Der Mosquito war ein flinker, leichter Kampfhubschrauber und viel kleiner als ein Apache oder Comanche. Aber was ihm an bloßer Stärke und Feuerkraft mangelte, glich er mehr als genügend durch Schnelligkeit und Manövrierfähigkeit aus.

Seinen Spitznamen verdankte er seiner Ähnlichkeit mit gewissen Mitgliedern der Insektenwelt. Er hatte ein rundes Cockpit aus Sicherheitsglas, das an das vorge-stülpte Auge einer Biene erinnerte, sowie zwei lange, spillerige Landestützen, die aussahen wie die lang gestreckten Beine eines Moskitos.

Der Hubschrauber feuerte eine Salve aus den beiden seitlich montierten Bordkanonen ab, die zwei lange, un-

gebrochene Linien in den Schlamm vor dem Tempel rissen.

»Das wird ja immer schöner!«, schrie Race.

Unten im Dorf explodierten die Sprengladungen, die die Nazis an der Unterseite des Geländefahrzeugs angebracht hatten.

Ein Feuerball schoss unter dem gewaltigen, achträdri-gen Fahrzeug hervor. Es wurde volle drei Meter vom Boden gehoben, kippte mitten in der Luft zur Seite und krachte dann zu Boden.

Im Innern kehrte sich das Unterste zuoberst.

Sobald Nash, Renée und Schröder gehört hatten, wie die Nazis den Sprengstoff anbrachten, hatten sie sich auf ihren Sitzen angeschnallt und sich auf die Explosion vorbereitet.

Jetzt hingen sie, noch immer angeschnallt, auf ihren Sitzen am umgekippten Fahrzeugboden.

Das Wichtigste jedoch war, dass die Panzerung des Geländefahrzeugs gehalten hatte.

Im Augenblick jedenfalls.

Doogie Kennedy spähte voller Furcht vom Dach der Zitadelle hinab.

Er sah das Dorf vor sich liegen, eingehüllt in Dunst und Nebel. Etwa ein Dutzend Nazisoldaten standen in regelmäßigen Abständen in der grauen Suppe, die G-11 nach außen gerichtet.

Gerade war das Geländefahrzeug in die Luft geflogen. Doogie dankte Gott dafür, dass die Nazis nicht bemerkt

hatten, dass weitere Mitglieder von Nashs Team im Innern der Zitadelle steckten. Deren Mauern hätten einen wütenden Ansturm kaum überstanden.

Plötzlich vernahm er Rufe – jemand brüllte auf Deutsch Befehle.

Doogie sagten die Wörter zunächst fast gar nichts. Dann hörte er seltsamerweise inmitten des Kauderwelschs zwei Begriffe, die er doch verstand: »Das Sprengkommando.«

Doogie erstarrte. Er fuhr entsetzt herum, als er vier Nazisoldaten auf diesen Befehl hin zum Fluss davoneilen sah.

Er verstand nicht viel Deutsch, aber ein Job in einer Raketenfabrik der NATO vor den Toren Hamburgs hatte ihm zumindest Grundkenntnisse des gängigen deutschen Militärjargons vermittelt.

»Sprengkommando« war einer dieser Ausdrücke.

Aus der Deckung des Portals heraus feuerte Van Lewen mit seinem M-203-Werfer eine Granate ab. Eine Sekunde später erfolgte in der Nähe der Nazistellung eine Explosion unter den Bäumen und ließ einen Schauer aus Schlamm und Blättern über das Gelände herabregnen.

»Sergeant!«, schrie Cochrane.

»Was ist?«

»Wir sind im Arsch, wenn wir so weitermachen! Sie haben zu viel Feuerkraft! Sie bleiben einfach außer Sichtweite, bis uns die Munition ausgeht, und dann sind wir in diesem verfluchten Tempel gefangen! Wir müssen von diesem Felsen runter!«



»Ich bin für Vorschläge offen!«, rief Van Lewen.

»Sie sind der Sarge«, schrie Cochrane zurück.

»Na gut.« Van Lewen runzelte die Stirn. Er überlegte einen Augenblick lang und sagte dann: »Der einzige Weg von diesem Felsenturm runter ist die Hängebrücke, stimmt's?«

»Stimmt«, erwiderte Reichart.

»Also müssen wir irgendwie zu dieser Brücke zurück, ja?«

»Ja.«

»Ich schlage vor«, meinte Van Lewen, »wir gehen zur Rückseite des Tempels und zum Rand des Felsenturms. Dann hacken wir uns einen Weg durch das Laubwerk zur Hängebrücke. Wir überqueren sie und lassen sie anschließend hinter uns herabfallen. Dann sitzen diese Arschlöcher auf dem Felsen fest.«

»Hört sich wie ein Plan an«, schrie Reichart.

»Dann tun wir's«, sagte Van Lewen entschieden.

Die Green Berets machten sich bereit, aus dem Portal des Tempels hervorzustürmen. Race versuchte einfach, nah an ihnen dranzubleiben – gleich, was sie taten.

»Also ...«, sagte Van Lewen. »Jetzt!«

Auf dieses Kommando stürmten die vier wild feuernd aus dem Eingang des Tempels und rannten in den Regen hinaus.

Ihre Gewehre brüllten.

Die Nazis gingen unter den Bäumen in Deckung.

Van Lewen und Reichart verschwanden als Erste um die Ecke und rannten zur Rückseite des Tempels.

Sekunden später waren sie um die hintere Ecke, so-

dass der Tempel jetzt zwischen ihnen und dem Feuer der Nazis stand. Sie befanden sich auf dem ebenen Pfad aus Steinplatten, den Race schon gesehen hatte und der den ungewöhnlichen, kreisrunden Stein barg.

Der völlig von Schlamm bedeckte Hang fiel 15 Meter steil nach unten ab. Er hörte an einem kleinen Felssims auf, das die äußerste Kante des Felsenturms bildete und einen nackten, einhundert Meter tiefen Abhang überblickte. Links davon standen Bäume mit dichtem Blattwerk. Dort ging es zur Hängebrücke zurück.

Cochrane und Race kamen hinter ihnen um die Ecke und erblickten sogleich den schlammigen Hang.

»Ich denke, das wird härter, als wir dachten«, meinte Cochrane zu Van Lewen.

In diesem Moment schoss der Mosquito-Kampfhubschrauber wie ein Haifisch aus den Tiefen des Ozeans aus dem Nebel unterhalb des Simses hervor und blieb direkt vor den Amerikanern in der Luft stehen. Seine Bordkanonen spien ein verheerendes Gewehrfeuer aus. Alle vier ließen sich zu Boden fallen.

Doch Tex Reichart war zu langsam. Die Geschosse schlugen gnadenlos in seinen Körper, immer und immer wieder, sodass er noch aufrecht gehalten wurde, als er schon längst tot war. Mit jeder Kugel, die in ihn drang, spritzte sternförmig Blut auf die nasse Steinmauer hinter ihm.

Buzz Cochrane bekam zwei Treffer ins Bein und schrie vor Schmerz auf. Race plumpste heftig auf den Matsch – unversehrt – und hielt sich gegen das Getöse des Helikopterfeuers die Ohren zu. Van Lewen erwiderte

te furchtlos mit seinem M-16 das Feuer, bis der Helikopter angesichts des gnadenlosen Beschusses abschwankte und Reicharts Leichnam – aus seinem Griff befreit – mit dem Gesicht voran laut klatschend in den Schlamm fiel.

Unglücklicherweise hatte Reichart das Götzenbild getragen.

Als er nun stürzte, fiel es ihm aus der Hand und rutschte den steilen, schlammigen Hang hinab ... auf die Kante zu.

Race sah es als Erster.

»Nein!«, rief er, wollte hinterher, landete auf dem Bauch und geriet gleichfalls ins Rutschen.

Van Lewen schrie: »Professor! *Warten Sie, nein ...!*«

Aber Race glitt bereits, zusammen mit dem M-16 und allem, was er sonst noch dabei hatte, durch den Schlamm direkt auf das Götzenbild zu.

Noch zweieinhalb Meter.

Eineinhalb Meter.

Einen Meter.

Da kehrte plötzlich der Mosquito zurück und ließ eine weitere Salve Maschinengewehrfeuer los und eine Reihe explodierender Geschosse zerfetzte den Schlamm *zwischen* Race und dem Götzenbild.

Race reagierte schnell. Er wälzte sich von den Einschlagkratern weg, schützte mit den Händen die Augen vor dem herumfliegenden Schlamm und verlagerte das Gewicht leicht, sodass er auf den Sims zurutschte. Dabei entfernte er sich immer weiter vom Götzenbild.

Er sah den Sims am Ende des Abhangs näher kom-

men, erblickte den jähren Abgrund dahinter, den schwarzen Mosquito darüber, aber er rutschte viel zu schnell, um zu reagieren ... Urplötzlich, ehe er auch nur wusste, wie ihm geschah, schoss er über den Rand des Felsenturms hinaus.

\* \* \*

ALS ER ÜBER den Rand rutschte, streckte Race blitzschnell eine Hand aus und erwischte die Simskante.

Ruckartig kam er zum Stehen. An einer Hand hing er einhundert Meter über dem Kratergrund.

Der Fallstrom des knatternden Mosquito strich über seine Yankee-Kappe. Rasch griff er auch mit der anderen Hand zu, die noch immer das M-16 hielt, und zog sich hoch.

*Egal, was du tust, Will, schau nicht nach unten.*

Er sah nach unten.

Die nackte Wand des Felsenturms verschwand unter ihm in der Dunkelheit. Der Regen schien in diesen undurchdringlichen grauen Dunst hineinzufallen.

Ächzend schob Race die Ellbogen auf den Sims, stemmte sich hoch, blickte auf und sah gerade noch Van Lewen – mit Cochrane über der Schulter – zu der Baumgruppe rechts rennen.

Gleichzeitig kamen die Nazis – alle zwölf, alle mit G-11-Gewehren bewaffnet – von beiden Seiten des Tempels herangelaufen.

Sie erblickten das Götzenbild, das umgekippt auf halber Strecke den steilen, matschigen Abhang hinab lag.

Rasch schwärmten sie fächerförmig aus und gaben Deckung, während ein einzelner Mann vorsichtig seitlich den Hang hinabschlitterte, um das Götzenbild zu bergen.

Der Nazi erreichte das Götzenbild. Ergriff es.

Race hätte fluchen können.

Aber dazu erhielt er keine Gelegenheit. Denn genau in diesem Moment sah einer der Nazis auf und erblickte Race – der halb vom Sims herabhing und mit weit geöffneten, erschrockenen Augen zu ihnen hochblickte.

Wie einer hoben die Nazis ihre G-11 und richteten sie direkt auf seine Stirn. Als sie den Finger an den Abzug legten, tat Race das Einzige, das ihm einfiel.

Er ließ los.

RACE STÜRZTE.

Rasch.

Die Wand des Felsenturms hinab.

Er sah sie mit unglaublicher Geschwindigkeit an sich vorüberirasen. Als er aufblickte, bemerkte er, dass sich der Sims, von dem er sich hatte herabfallen lassen, noch schneller in den grauen Himmel zurückzog.

Seine Gedanken rasten.

*Ich kann nicht glauben, dass ich das gerade getan habe! Bleib ruhig, bleib ruhig, du hast es getan, weil du gewusst hast, dass du auf diese Weise heil hier rauskommst.*

*Genau.*

Im Fallen drehte Race rasch das M-16 herum.

*Du wirst nicht sterben.*

*Du wirst nicht sterben.*

Er versuchte, sich daran zu erinnern, wie Van Lewen damals den Greifhaken über den Abgrund geschossen hatte. Wie war das gewesen? Er hatte zum Abfeuern des Hakens einen *zweiten* Abzug am Gewehr betätigt, der sich unterhalb des Laufs des M-16 befand.

Er fiel noch immer.

Verzweifelt untersuchte Race seine Waffe, suchte den zweiten ...

*Da!*

Sogleich hob er das M-16 und zielt damit auf den rasch zurückweichenden Felsenturm über sich. Daraufhin riss er den zweiten Abzug zurück.

Mit einem lauten, einem Platzgeräusch ähnlichen *Wumm!* schoss der Greifhaken aus dem Granatwerfer seines Gewehrs und die silbrigen Klauen öffneten sich mit einem scharfen *Klick-Klick* mitten in der Luft.

Race stürzte weiter.

Der Greifhaken schoss nach oben und sein Nylonseil tänzelte hinter ihm.

Race fiel noch immer.

Er hielt das M-16 ganz fest. Daraufhin schloss er die Augen und wartete – auf den Ruck des Seils oder den Aufprall auf den Teich, je nachdem.

Der Ruck kam zuerst.

Abrupt straffte sich die Leine des Greifhakens und Race' Sturz endete jäh und heftig.

Es fühlte sich an, als wären ihm gerade die Arme aus den Gelenken gedreht worden, aber irgendwie brachte er es fertig, das M-16 festzuhalten.

Er öffnete die Augen.

Und entdeckte, dass er etwa dreißig Meter unterhalb der Kante der Felsenkuppe schwebte.

Volle dreißig Sekunden lang hing er schweigend da, atmete tief durch und schüttelte den Kopf. Kein Nazi erschien auf dem Sims über ihm. Nach seinem Sturz mussten sie den Abhang gleich verlassen haben.

Race seufzte vor Erleichterung. Dann machte er sich daran, sich auf die Kuppe des Felsenturms hochzuziehen.

Auf dem Felsenturm oben hackte sich Van Lewen durch das Blattwerk, wobei er sein Bowiemesser als Machete benutzte.

Nur Augenblicke zuvor hatte er gesehen, dass die Nazis das Götzenbild an sich genommen hatten. Jetzt versuchte er verzweifelt, vor ihnen die Hängebrücke zu erreichen.

Sie befand sich am äußersten südlichen Rand des Felsenturms und er und der verwundete Cochrane bahnten sich gewaltsam einen Weg durch das Unterholz auf der südwestlichen Flanke.

Die Nazis nahmen die direktere Route. Sie kehrten über die Lichtung und die Steintreppe zur Hängebrücke zurück.

Van Lewen hackte einen letzten Ast beiseite. Da sahen er und Cochrane sich auf einmal der Hängebrücke gegenüber, die etwa 15 Meter von ihnen entfernt majestätisch den Abgrund zwischen der Kuppe des Felsenturms und dem äußeren Weg überspannte.

In diesem Augenblick überquerte das Dutzend Nazi-

soldaten, das sie angegriffen hatte, die Brücke und erreichte den Pfad auf der anderen Seite.

*Verdammt, dachte Van Lewen, sie hatten ihn im Wettlauf geschlagen!*

Er starrte zu einem der Nazis hinüber, der gerade auf der anderen Seite des Abgrunds festen Boden betrat. Der Mann hielt etwas in den Armen, das mit einem ausgefransten, purpurfarbenen Tuch bedeckt war.

Das Götzenbild.

*Scheiße.*

Dann taten die Nazis auf der anderen Seite des Abgrunds das, was Van Lewen befürchtet und was er selbst vorgehabt hatte, wenn er zuerst drüben gewesen wäre.

Sie lösten die Brücke von den Stützpfeilern und ließen sie fallen.

Da sie auf der Seite des Felsenturms noch befestigt war, landete sie nicht unten auf dem Boden des Abgrunds, sondern legte sich flach an die Wand des Felsenturms, wobei sich das Seil zum Einholen in dem undurchdringlichen Nebel verlor.

Hilflos, enttäuscht starrte Van Lewen den Nazis nach, die drüben den Pfad hinabeilten.

Sie hatten das Götzenbild.

Während er auf dem Felsenturm gestrandet war.

\* \* \*

DIE HÄNDE IN die Hüften gestützt, stand Heinrich Anistase im Zentrum von Vilcafor. Er war zufrieden damit, wie die Erstürmung des Ortes verlaufen war.



Der Impulsgenerator hatte perfekt funktioniert und den gesamten Funkverkehr des Feindes zum Erliegen gebracht. Die Amerikaner in dem Geländefahrzeug waren leicht neutralisiert worden. Und jetzt hatte er gerade gehört, dass sein Sturmtrupp das Götzenbild von den Amerikanern oben am Tempel erobert hatte.

Alles lief wie am Schnürchen.

Ein Ruf ertönte und Anistase wandte sich um und sah den Trupp vom Felsenturm über den Flusspfad heranstürmen.

Der Kommandeur des Trupps kam sogleich herüber und präsentierte ihm einen in Tuch gehüllten Gegenstand.

»Obergruppenführer«, sagte der Mann formell. »Das Götzenbild.«

Anistase lächelte.

Nachdem es ihm gelungen war, am Seil seines Greifhakens zurückzuklettern, jagte Race über die verlassene Lichtung vor dem Tempel und suchte nach überlebenden Green Berets.

Er fand Van Lewen und Cochrane am Sims, wo einmal die Hängebrücke befestigt gewesen war.

»Diese Hurensöhne«, meinte er beim Anblick des gähnenden Abgrunds. »Sie haben die Brücke abgeschnitten.«

»Hier kommen wir nicht runter«, sagte Van Lewen. »Wir stecken fest.«

In diesem Augenblick flog der schwarze Mosquito-Helikopter knatternd und mit feuernden Bordkanonen

an ihnen vorüber. Die Nazis mussten ihn zurückgelassen haben, um die Sache zum Abschluss zu bringen.

Rasch suchten Race und die anderen Deckung im Unterholz. Blätter explodierten über ihren Köpfen, Baumstämme zersplitterten.

»Verdammtes Scheißding!«, schrie Cochrane über das Brüllen des Gewehrfeuers hinweg.

Race sah sich den Mosquito genauer an, der jetzt über dem Abgrund schwebte und Feuerzungen aus seinen Kanonen spuckte. Sein Blick fiel auf die langen, spilleri-gen Landekufen.

*Die Landekufen ...*, dachte er.

Da machte etwas in ihm *Klick* – er verspürte eine Art grimmiger Entschlossenheit, von deren Existenz er nichts gewusst hatte.

»Van Lewen!«, rief er plötzlich.

»Was ist?«

»Geben Sie mir Deckung!«

»Wozu?«

»Veranlassen Sie einfach den Hubschrauber dazu, ein bisschen höher zu steigen, bitte! Aber schrecken Sie ihn nicht ab!«

»Was haben Sie vor?«

»Ich bringe uns von diesem Felsen runter!«

Die Antwort reichte Van Lewen völlig aus. Eine Sekunde später tauchte er kurz unter dem Blattwerk auf und feuerte eine Salve auf den schwarzen Hubschrauber ab.

Der Mosquito reagierte, indem er ein wenig höher stieg und das Feuer erwiderte.

Inzwischen werkelt Race fieberhaft an seinem Greifhaken und entrollt die Leine. Er blickte zum Hubschrauber hinaus.

»Bringen Sie ihn höher!«, schrie er. »Höher! Er steht zu tief!«

Race schätzte die Entfernung zwischen sich und dem Helikopter ab.

Er war zu nahe, um den Greifhaken vom Werfer *abzufeuern*. Er würde ihn schleudern müssen.

Also entrollte er das Seil ein wenig weiter und hielt es locker, damit es sich beim Wurf nicht völlig verheddern würde.

»Cochrane!«, rief er. »Können Sie sich mit Ihrem verwundeten Bein durch die Luft schwingen?«

»Sonst noch was, Einstein?«

»Dann sind Sie mir also keine Hilfe!«, sagte Race grimmig. »Sie bleiben hier. Van Lewen! Geben Sie mir Deckung!«

Als Van Lewen eine weitere Salve auf den Hubschrauber abgab, sprang Race aus dem Blattwerk, den Greifhaken in der Hand. In einer fließenden Bewegung warf er ihn in einem Unterhandwurf auf die linke Landekufe des Mosquitos.

Er wusste sofort, dass der Wurf perfekt gelungen war.

Der Greifhaken segelte auf den schwebenden Hubschrauber zu, erreichte den Zenit seines Bogens gerade beim Eintreffen an der linken Landekufe des Mosquitos, schwang mit einem scharfen *Kling-Klong* über die Landekufe hinweg und verdrehte sich zweimal darum. Jetzt saß er fest.

»Also, Van Lewen! Gehen wir!«

Van Lewen gab einen letzten Feuerstoß auf den Hubschrauber ab, ehe er zu Race hinüberlief, der an der Kante des Simses stand.

»Festhalten!« Race hielt Van Lewen sein M-16 hin. Das Gewehr war am Ende des Seils verknötet.

Van Lewen nahm es und warf Race einen Blick zu. »Wissen Sie, Sie sind wesentlich tapferer, als die meisten für möglich halten würden.«

»Danke.«

Mit diesen Worten stießen Race und Van Lewen sich ab und schwangen gemeinsam, an der Landekufe des schwebenden Kampfhubschraubers herabhängend, in einem wundervoll anmutigen Bogen über den dreißig Meter breiten Abgrund hinweg.

»*Scheißkerle* ...«, kommentierte Buzz Cochrane, während er zusah.

Race und Van Lewen erreichten den Pfad auf der anderen Seite des Abgrunds und landeten. Sobald sie wieder festen Boden unter den Füßen hatten, löste Race das Seil des Greifhakens von seinem M-16 und ließ es los.

Der Hubschrauberpilot wusste anscheinend nicht, wohin sie verschwunden waren – er wirbelte wie wild über dem Abgrund umher, feuerte vor Enttäuschung aus allen Rohren auf alles und nichts, während Race und Van Lewen über den Pfad ins Dorf zurückrannten.

\* \* \*

HEINRICH ANISTASE HIELT das Päckchen in den Händen und schlug das Tuch mit angehaltenem Atem zurück.

»Ja«, sagte er, als er das schimmernde schwarze Götzenbild enthüllte. »Ja ...«

Dann machte er abrupt auf dem Absatz kehrt und schritt auf die östliche Bohlenbrücke zu.

»Sprengkommando!«, rief er auf Deutsch, »sind die Chlorgrenaten bereit?«

»Noch drei Minuten, Obergruppenführer«, rief ein Mann vom zerbeulten Geländefahrzeug zurück.

»Dann habt ihr drei Minuten zu lang gebraucht«, brüllte Anistase. »Legt sie aus und kommt dann zu uns an den Fluss!«

»Jawohl, Obergruppenführer.«

Anistase schaltete sein Funkgerät ein. »Oberstgruppenführer? Können Sie mich hören?« *Oberstgruppenführer* war der höchste SS-Rang – Generaloberst.

»Ja«, kam die Antwort.

»Wir haben es.«

»Bringen Sie es mir.«

»Jawohl, Oberstgruppenführer. Sofort«, erwiderte Anistase, während er über die östliche Bohlenbrücke und in den Regenwald stürmte.

Race und Van Lewen rannten den gewundenen Pfad hinab.

Sie erreichten den Grund des Kraters und eilten durch den Spalt. Dann ging es mit gehobenen Gewehren den Flusspfad entlang. Überall Dunst.

Plötzlich wurde es in ihren Kopfhörern lebendig.

»... *Van Lewen, berichten Sie. Wiederhole. Cochrane, Reichart, Van Lewen, berichten Sie ...*«

Es war Nash. Ihre Funkgeräte funktionierten wieder. Die Nazis mussten das Störsystem abgeschaltet oder zumindest außer Reichweite gebracht haben.

Van Lewen sprach im Rennen. »Colonel, Van Lewen hier. Wir haben Reichart verloren und Cochrane ist verwundet. Die Nazis haben das Götzenbild. Wiederhole. *Die Nazis haben das Götzenbild*. Professor Race ist bei mir. Wir sind auf dem Weg zurück ins Dorf.«

»*Sie haben das Götzenbild verloren?*«

»Ja.«

»*Holen Sie es zurück!*«, war alles, was Nash sagte.

Race und Van Lewen erreichten die westliche Bohlenbrücke. Vorsichtig, die Gewehre gehoben, schritten sie darüber.

Der Ort war verlassen, eingehüllt in Nebel. Keine Nazis in Sicht. Auch keine Rapas.

Vor sich erkannten sie die dunkle Silhouette des umgekippten Geländefahrzeugs. Links sahen sie die Schatten der verschiedenen Gebäude von Vilcafor aus dem Nebel ragen.

Van Lewen trat einen Schritt auf das Geländefahrzeug zu.

»Colonel ...?«, fragte er.

Die Antwort war Gewehrfeuer – G-11-Feuer des dreiköpfigen Sprengkommandos, das im Dorf zurückgeblieben war, um Anistases Chlorladungen zu legen.

Race hechtete nach links, Van Lewen nach rechts und

beide hoben ihr M-16, aber es hatte keinen Zweck – sie sahen nichts in diesem Dunst.

Mühsam kam Race wieder auf die Beine. Er sah einen Nazi um die Seite des Geländefahrzeugs eilen, das G-11 gehoben und feuerbereit.

Dann – *Bumm!* – ertönte plötzlich ein lauter, einzelner Gewehrschuss irgendwo hinter Race. Der Kopf des Nazis ruckte zurück, eine Blutfontäne schoss daraus hervor und Race konnte lediglich ehrfurchtsvoll zuschauen, wie sein Angreifer tot zu Boden stürzte.

»Was, zum ...« Er drehte sich in die Richtung, aus der der Gewehrschuss gekommen war.

Plötzlich stürzte unmittelbar vor ihm ein Rapa aus dem Nebel und wollte ihm mit gebleckten Zähnen an die Kehle springen.

*Bumm!*

Mitten im Sprung fuhr der Rapa ruckartig zur Seite. Er war von einer weiteren Kugel in den Kopf getroffen worden – und auf der Stelle tot. Der Kadaver des großen Tiers glitt bis auf wenige Zentimeter an Race' Füße heran.

*Was, zum Teufel, ging hier vor?*

»Professor!«, tönte Doogies Stimme durch den Dunst.  
»Hier herüber! Kommen Sie! Ich gebe Ihnen Deckung!«

Als Race mit zusammengekniffenen Augen durch den Nebel sah, erhaschte er einen Blick auf das Dach der Zitadelle und erkannte die Silhouette von Doogie Kennedy, der dort zusammengekauert hockte und ein Gewehr an die Schulter gedrückt hatte.

Von seiner Position auf dem Dach der großen steinernen Festung aus hatte Doogie einen prächtigen Blick auf das Dorf.

Durch die Thermosichtgeräte seines M-82A1A-Sturmgewehrs erkannte er jeden, als ob es Tageslicht wäre. Jeder Körper erschien im Sichtgerät als vielfarbiger Klecks – angefangen bei den vage menschlich geformten Klecksen Race, Van Lewen und den beiden verbliebenen Mitgliedern des deutschen Sprengkommandos bis hin zu dem trapezförmigen, jedoch hitzelosen Geländefahrzeug und den bedrohlichen vierbeinigen Klecksen, den Katzen.

Die Katzen.

Mit dem Verschwinden der Nazisoldaten und ihrer Waffen stand es den Tieren jetzt frei, erneut im Dorf umherzustreifen.

Sie waren zurückgekehrt. Und gierten nach Blut.

Race fuhr herum und sah Van Lewen bei dem umgekippten Geländefahrzeug stehen.

»Professor, verschwinden Sie!«, schrie der Sergeant.  
»Doogie wird Ihnen Deckung geben! Ich muss das Ding hier wieder aufstellen!«

Das hätte man Race nicht zweimal sagen müssen. Sogleich eilte er davon, umgeben von Nebel. Allerdings vernahm er sogleich rasche, klatschende Schritte im Matsch und Grau hinter sich.

Sie kamen näher, holten auf.

Dann, plötzlich – *Bumm – Patsch – Klatsch*.

Es war ein weiterer Gewehrschuss, den Doogie abge-



feuert hatte – *Bumm* –, gefolgt vom Geräusch der Kugel, die in einen der Nazis klatschte – *Patsch* –, wiederum gefolgt vom Geräusch, mit dem der Nazi zu Boden stürzte – *Klatsch*.

Ein weiterer Rapa glitt jetzt vor ihm aus dem Dunst, bereitete sich zum Sprung vor – *Bumm!* –, sein Kopf war gerade zerplatzt, getroffen von Doogie. Der Körper des Rapas zuckte. *Bumm! Bumm! Bumm! Bumm! Bumm!* Der Körper regte sich nicht mehr.

Race vermochte es nicht zu fassen.

Es war, als suchte man sich seinen Weg durch ein in Nebel gehülltes Labyrinth, während man von einem Schutzengel bewacht wurde. Er konnte lediglich weiterlaufen, während Doogie sich um alle Gefahren kümmerte, Gefahren, die er selbst nicht erkannte.

Erneut vernahm er schmatzende Schritte – diesmal schwerer: die vierbeinige Variante.

*Bumm.*

*Patsch.*

*Klatsch.*

Doogie oben auf der Zitadelle fluchte.

Nach dem letzten Treffer war ihm die Munition ausgegangen. Er duckte sich hinter den Brustwall und machte sich verzweifelt ans Nachladen.

Drüben am Fluss hing Van Lewen an der Unterseite des umgekippten Geländefahrzeugs und zerrte mit seinem ganzen Gewicht daran, sich der Tatsache sehr wohl bewusst, dass dort draußen im Dunst die Rapas waren.

»Schiebt euch höher!«, rief er Nash und den anderen im Fahrzeug zu. »Wir müssen es umkippen!«

Sogleich befolgten sie seinen Befehl und fast sofort kippte das Geländefahrzeug – das sowieso schon in einem ziemlich wackeligen Zustand auf der Seite lag – langsam um.

Van Lewen huschte beiseite, als – *Wumm!* – das große achträdrige Fahrzeug auf den Reifen landete, und eilte dann zu der Seitentür.

Race rannte noch immer wie der Teufel durch den Dunst, da teilte sich plötzlich – wie ein Vorhang, der beiseite gezogen wurde und eine Bühne zeigte – der Nebelschleier vor ihm und er erblickte die Zitadelle.

In diesem Moment vernahm er das *Klack-Klack* eines Sicherheitsbügels, der irgendwo in der Nähe an einem G-11 gelöst wurde, und erstarrte. Langsam wandte er sich um – und sah den letzten Nazisoldaten im Nebel vor sich stehen, das G-11 direkt auf seinen Kopf gerichtet.

Race wartete auf den inzwischen vertrauten Knall von Doogies Gewehr. Der jedoch kam nicht.

*Warum schoss er nicht mehr?*

Da ertönte urplötzlich ein mächtiges Getöse, das Race zunächst für das Gebrüll einer der Großkatzen hielt.

Aber das war es nicht.

Es war ein *Motor*.

Im nächsten Moment explodierte das Geländefahrzeug förmlich aus dem Dunst und fuhr dem Nazisoldaten in den Rücken.

Der Nazi stürzte und wurde unter dem großen Fahr-

zeug zerquetscht. Auch Race musste aus dem Weg springen. Das Fahrzeug rumpelte an ihm vorüber und kam rutschend vor der Zitadelle zum Stehen – direkt vor dem Eingang zur Festung. Es stellte sich so, dass die linke Schiebetür sich auf das Tor zur Zitadelle öffnete.

Eine Sekunde später sah Race die rückwärtige Luke des Geländefahrzeugs aufspringen und Van Lewens Kopf tauchte auf.

»He, Professor, kommen Sie nun rein oder was?«

Race sprang auf das Heck des Fahrzeugs und tauchte mit dem Kopf voran durch die Luke. Er war kaum drinnen, da fiel die stählerne Tür mit einem lauten, dröhnenden Knall zu.

\* \* \*

»SIE HABEN DAS Götzenbild«, sagte Van Lewen, der im schummrigen Licht ihrer Taschenlampen, umringt von den anderen, auf dem Fußboden der Zitadelle saß. Die offene Tür des Geländefahrzeugs füllte den breiten, steinernen Eingang zur Zitadelle völlig aus.

»Scheiße«, fluchte Lauren. »Wenn sie das Thyrium zu einer funktionsfähigen Supernova bringen, sind wir aufgeschmissen.«

»Und was tun wir jetzt?«, fragte Johann Krauss.

»Wir holen es uns zurück«, erwiderte Nash nüchtern.

»Aber wie?«, fragte Troy Copeland.

»Wir müssen sofort hinter ihnen her«, entgegnete Van Lewen. »Jetzt, in diesem Augenblick, sind sie am verwundbarsten. Sie sind hergekommen, um sich das

Götzenbild zu schnappen und es dann vermutlich dorthin zurückzubringen, wo sie die Supernova aufbewahren. Und bei einer Mission wie der, die sie gerade durchgeführt haben, ist man am verwundbarsten, wenn man das Zielobjekt überführt.«

»Wo ist ihre Heimatbasis?«

»Sie muss in der Nähe sein«, meinte Race fest und überraschte alle, sich selbst eingeschlossen, mit der Entschlossenheit seiner Feststellung. »Der Art und Weise nach zu urteilen, wie sie hergekommen sind.«

»Und wie sind sie hergekommen, Professor?«, fragte Copeland ungläubig.

»Das weiß ich nicht genau«, erwiderte Race, »aber ich denke, ich kann eine ziemlich wahrscheinliche Vermutung äußern. Zum Ersten: Sie haben zum Herkommen eine Methode benutzt, die euer fantastisches SATSN-Netzwerk nicht entdecken konnte, also sind sie nicht geflogen. Zum Zweiten: Was ist, abgesehen vom Fliegen und Gehen, die rascheste und einfachste Art, eine Streitmacht von etwa dreißig Mann durch den Regenwald zu transportieren?«

»Oh, *verdammt*, weshalb habe ich nicht daran gedacht?«, meinte Lauren.

»Woran?«, fragte Copeland gereizt.

»Die Flüsse«, erwiderte sie.

»Genau«, sagte Race. »Sie sind per Schiff gekommen. Was bedeutet, dass ihre Operationsbasis nicht so wahnsinnig weit ...« Er stockte.

»Wo ist sie also?«, fragte Nash. »Wo ist ihre Operationsbasis?«

Aber Race hörte nicht hin. Etwas hatte gerade bei ihm im Hinterkopf geklickt.

*Operationsbasis ...*

Wo hatte er dieses Wort schon gehört?

»Professor Race?«, fragte Nash.

Nein, warte mal. Er hatte es nicht *gehört*.

Er hatte es *gesehen*.

Plötzlich fiel es ihm wieder ein.

»Lauren, haben wir noch die Transkription des Telefonats hier? Das mit der Lösegeldforderung der Nazis? Das Telefongespräch, das das BKA zwischen einem Handy irgendwo in Peru und der Colonia Alemania angezapft hat.«

Lauren fuhr herum und durchwühlte die Ausrüstung in der dunklen Zitadelle.

»Hier ist es.« Sie reichte ihm ein Blatt Papier.

Race blickte auf die Transkription, die er schon einmal gesehen hatte.

STIMME 1: ... perationsbasis ist errichtet ...  
restliche ... wird ... Miene ...

STIMME 2: ... ist mit Apparat? ... bereit?

STIMME 1: ... haben Stundenglasform übernommen, basierend auf dem amerikanischen Modell ... zwei atomare Sprengköpfe über und unter einer Kammer aus einer Titanlegierung. Feldtests weisen darauf hin, dass ... Apparat ... funktioniert. Jetzt brauchen wir nur ... Thyrium.

STIMME 2: Was ist mit der Botschaft?

STIMME 1: ... wird hinausgehen, sobald wir das Götzenbild haben ... an jeden Premierminister und Präsidenten der EU ... dazu an den Präsidenten der Vereinigten Staaten über das internationale rote Telefon ... Lösegeld einhundert Milliarden US-Dollar ... ansonsten zünden wir den Apparat ...

Race konzentrierte sich auf die ersten beiden Zeilen der Transkription:

STIMME 1: ... perationsbasis ist errichtet ...  
restliche ... wird ... Miene ...

»Wird ... Miene ...«, las Race laut. »Miene ... Miene ... natürlich – die Mine!«

Er wandte sich an Lauren. »Wie hieß doch gleich diese verlassene Goldmine, die wir auf dem Herflug vom Huey aus gesehen haben? Die so hell erleuchtet war? Die überhaupt nicht wie eine verlassene Mine aussah?«

»Die Madre-de-Dios-Goldmine«, erwiderte Lauren.

»Liegt sie an einem Fluss?«

»Ja, am Alto Purus. Nahezu alle Tagebauminen liegen an Flüssen, weil das Gold nur mit Wasserflugzeugen und Schiffen weggeschafft werden kann.«

»Wie weit ist sie von hier entfernt?«

»Ich weiß es nicht. Sechzig, siebzig Kilometer.«

Race wandte sich an Nash. »Dahin fahren sie, Colonel. Zur Madre-de-Dios-Goldmine. Per Schiff.«

Heinrich Anistase bahnte sich lautstark einen Weg durch das Unterholz Richtung Osten. Schließlich schob er den letzten Zweig beiseite und wurde mit einem wahrlich spektakulären Ausblick belohnt.

Vor ihm breitete sich der Regenwald des Amazonas bis zum Horizont aus wie ein üppiger grüner Teppich.

Anistase stand am Rand des Tafellands, auf der Kuppe einer steilen, von Blattwerk bedeckten Felswand. Gleich rechts ergoss sich ein fantastischer, sechzig Meter hoher Wasserfall über das Tafelland, das Endergebnis des von Kaimanen verseuchten Flusses, der an Vilcafor vorüberströmte.

Doch Anistase beachtete den Wasserfall nicht.

Von viel größerer Bedeutung war für ihn das, was an dessen Basis lag, in dem breiten Flussabschnitt unten.

Er lächelte bei dem Anblick.

Ja ...

Dann kletterte er, das Götzenbild unter dem Arm, rasch an den Seilen, die sich die Felswand entlangschlängelten, zum Fluss hinab.

»Na schön«, sagte Copeland, »wie werden wir uns diese Schweinehunde schnappen? Sie haben fünfzehn Minuten Vorsprung und nur für den Fall, dass jemand es vergessen hat, da draußen sind Rapas ...«

»Wenn ihre Schiffe dort liegen, wo ich vermute, dann gibt es einen anderen Weg dorthin«, sagte Race. »Eine

Route, auf der man nicht an den Großkatzen vorbei muss.«

»Welche Route?«, fragte Nash.

In diesem Moment fiel Race auf die Knie und wischte mit den Händen über den irdenen Fußboden der Zitadelle.

»Was tun Sie da?«

»Ich suche was.«

»Und was?«

Dem Manuskript zufolge musste es hier irgendwo sein. Die Frage war nur, ob die Inka die gleichen Symbole benutzt hatten, um es zu markieren, oder nicht ...

»Das hier«, sagte Race plötzlich, während er mit der Hand eine Steinplatte unter der dünnen Schicht aus Schlamm und Schmutz enthüllte.

In die Ecke der Platte war ein Symbol einbeschrieben – ein Kreis mit einem doppelten »V« darin.

»Helft mir«, sagte er.

Van Lewen und Doogie kamen herüber, packten die Platte und zerrten daran.

Langsam und knirschend rutschte sie beiseite – und enthüllte ein tintenschwarzes Loch.

»Es ist das *quenko*«, sagte Race.

»Das was?«, fragte Nash.

»Ich habe im Manuskript davon gelesen. Es ist ein Labyrinth, das in den Fels unterhalb des Ortes gegraben wurde, eine Fluchtroute, ein Tunnelsystem, das zum Wasserfall am Rand des Tafellands führt – wenn man den Schlüssel zum Labyrinth kennt.«

»Und Sie kennen ihn?«



»Ja.«

»Wie das?«, fragte Troy Copeland spöttisch.

»Weil ich das Manuskript gelesen habe«, erwiderte Race.

»Wer geht also?«, meinte Lauren.

»Van Lewen und Kennedy«, erwiderte Nash. »Und jeder andere, der ein Gewehr tragen kann«, fügte er hinzu, wobei er die beiden BKA-Beamten sowie den deutschen Fallschirmjäger, Molke, ansah. Renée, Schröder und Molke nickten.

Nash wandte sich Copeland zu. »Was ist mit Ihnen, Troy?«

»Ich habe noch nie in meinem Leben ein Gewehr in der Hand gehalten«, sagte Copeland.

»Dann gut. Sieht so aus, als wärt es nur ihr fünf ...«

»Ich kann mit Gewehren umgehen«, warf Race ein.

»Was?«, fragte Lauren.

»Sie?«, meinte Copeland.

»Na ja.« Race zuckte die Schultern. »Mit ein paar Gewehren zumindest. Mein Bruder hat immer wieder welche mit nach Hause gebracht. Allzu gut bin ich nicht, aber ...«

»Professor Race kann jederzeit mit mir kommen«, sagte Van Lewen und trat vor, wobei er einen Blick mit Race wechselte. Er reichte ihm eine überzählige SIG-Sauer-Pistole. »Wenn man bedenkt, was er oben auf dem Felsenturm getan hat.«

Er wandte sich an Nash. »Das wär's dann, Sir?«

Nash nickte. »Tut, was ihr zu tun habt, aber *schnappt euch das Götzenbild!* Unser Luftunterstützungsteam

sollte jede Minute eintreffen. Sobald sie hier sind, schicke ich sie euch nach. Wenn ihr irgendwie die Hand auf dieses Götzenbild legen und diese Nazischweinehunde eine Weile lang in Schach halten könnt, sollten unsere Leute in der Lage sein, euch da rauszuholen. Verstanden?«

»Verstanden«, erwiderte Van Lewen und packte sein M-16. »Auf geht's!«

\* \* \*

MIT VAN LEWEN an der Spitze jagten sie durch einen der schmalen Tunnel des *quenko* unterhalb von Vilcafor.

Der Sergeant hatte das M-16 an die Schulter gedrückt und erleuchtete die dunklen, steinernen Gänge mit der winzigen, auf den Gewehrlauf montierten Lampe.

Ihm folgten Doogie, Molke und die beiden BKA-Beamten mit ihren M-16 sowie Race, der lediglich die SIG-Sauer in der Hand hielt.

Obgleich er es nicht zugeben wollte, war Race außer sich vor Angst. Aber er war, wo er sein wollte – bei Van Lewen, Doogie und den Deutschen, jagte dem Götzenbild und den Nazis nach. Er *tat* etwas.

Das *quenko* trug allerdings nicht zu seiner Beruhigung bei.

Es war wie ein grauenhafter Kerker – ein albtraumhaftes, unterirdisches Labyrinth mit engen Steinmauern und schlüpfrigem, schlammigem Boden.

Große, haarige Spinnen huschten in dunkle Ritzen davon und ekelhaft fette Schlangen wanden sich durch

den stockenden Schlamm und brachten die sechs immer wieder fast zum Stolpern. Zudem war es beengend – höllisch beengend, denn die modrigen Durchgänge waren kaum einen Meter breit.

Van Lewen rannte, was das Zeug hielt.

»Nehmen Sie den dritten Tunnel rechts«, sagte Race von hinten. »Dann immer im Zickzack, angefangen mit links.«

Genau zur gleichen Zeit erreichte Heinrich Anistase den Fuß des steil abfallenden Tafellands.

Er schritt zum Flussufer und bestieg ein Zodiac-Gummi-Speedboat.

An Bord drückte er den Knopf seines Sprechfunkgeräts. »Sprengkommando, Bericht!«

Keine Antwort.

Sie stürmten durch das *quenko*.

Sie liefen, was die Lungen hergaben, nach links, nach rechts, jagten durch Spinnweben, stolperten über elf Meter lange Schlangen, rannten durch die glitschigen, moosbedeckten Tunnel des grässlichen unterirdischen Labyrinths.

»He, Van Lewen«, sagte Race zwischen zwei Atemzügen, als es gerade einen langen Tunnelabschnitt hinabging.

»Ja?«, entgegnete Van Lewen.

»Was ist der Achtziger-Klub?«

»Der Achtziger-Klub?«

»Cochrane hat ihn gestern Abend erwähnt, während

ihr die Hubschrauber entladen habt, wollte aber nicht mit der Sprache herausrücken, was das ist. Ich würde es gern erfahren, ehe ich sterbe.«

Van Lewen schnaubte. »Ich kann's Ihnen sagen, aber es ist ziemlich ... äh, *ordinär*.«

»Versuchen Sie's.«

»In Ordnung. Also, es ist folgendermaßen: Um Mitglied des Achtziger-Klubs zu werden, muss man Sex mit einem Mädchen gehabt haben, das in den achtziger Jahren geboren wurde.«

»Oh, *Mann!*«, sagte Race und krümmte sich innerlich.

»Ich habe Ihnen gesagt, es ist *ordinär*«, erwiderte Van Lewen.

Und weiter ging es.

Die sechs waren etwa sieben Minuten durch das *quenko* gelaufen, da trat Van Lewen plötzlich um eine Ecke und prallte gegen eine feste Steinmauer.

Nur dass es keine Mauer war.

Es war ein Türstein.

Er war demjenigen im Tor zur Zitadelle nicht unähnlich – ein viereckiger Stein mit einer abgerundeten Basis, der von innen leicht aufgeschoben werden konnte, von außen jedoch nicht zu bewegen war.

Race und Van Lewen wälzten ihn beiseite ...

... und wurden vom Tosen eines mächtigen Wasserfalls empfangen.

Eine leichte Gischt schlug ihnen ins Gesicht. Sie standen vor einem Vorhang aus Wasser, das keine drei Meter von ihnen entfernt herabstürzte.

Race musterte die Umgebung.

Sie befanden sich auf einem Pfad – einem Inkapfad –, der in die Felswand *hinter* dem Wasserfall gehauen war.

Das war bereits der Rand des Tafellands.

Das Brüllen des Wasserfalls war unglaublich laut. Es ertränkte alle übrigen Geräusche. Van Lewen musste schreien, um sich verständlich zu machen.

»Hier entlang!«, rief er und eilte nach links.

Der steinige Pfad war nass und schlüpfrig, aber Race und die anderen liefen den Weg hinter dem Wasservorhang entlang, ohne auszurutschen.

Obgleich sie nicht gerade langsam waren, benötigten sie dennoch eine volle Minute, bis sie den Rand des Vorhangs erreichten – der Wasserfall war breit und sie waren genau in der Mitte aus dem *quenko* herausgekommen.

Van Lewen erreichte als Erster festen Grund und wäre auf dem schlammigen Flussufer beinahe ausgerutscht, fing sich aber und blieb stehen. »Heilige Scheiße!«, meinte er.

»Was ist?«, fragte Race, als er neben ihm stand und über den Fluss hinausblickte.

Zuerst fiel ihm Heinrich Anistases kleines Zodiac ins Auge, das inmitten einer hohen Bugwelle dorthin raste, wo der Fluss allmählich breiter wurde.

»Was meinen Sie?«, wollte er wissen.

Dann sah er die anderen Schiffe.

»*Heilige Scheiße!*«

\* \* \*

ES WAR EINE richtige Armada.

Mindestens zwanzig Schiffe aller Formen und Größen mussten da draußen auf dem breiten braunen Fluss an der Basis des Wasserfalls liegen.

Fünf lang gestreckte Landungsboote ohne Tiefgang umkreisten rasend schnell die Flotte. Es waren Rigid Raiders – schlanke, offene Angriffsboote mit Aluminiumrumpf, vom SAS gewöhnlich für rasche Stoßtruppunternehmungen eingesetzt.

Vier Militärpatrouillenboote aus der Vietnam-Ära, bekannt als »Pibbers«, kreuzten gemächlich zwischen einigen der großen Schiffe in der Mitte. Pibbers waren superschnelle 35-Fuß-Flusskampfboote mit gepanzerter Verkleidung, drehbar montierten 20-mm-Maschinengewehren und seitlich angebrachten Torpedorohren. Ihr Name war eine von den Soldaten benutzte Abkürzung ihrer offiziellen Kennung PBR (Patrol Boat River). Obwohl der Pibber für seine Glanztaten in Vietnam bestens bekannt war, hatte ihn erst der Hollywoodfilm *Apocalypse Now* unsterblich gemacht.

Drei gewaltige Helikopter-Landungsboote lagen schwankend inmitten der Kampfschiffe. Auf den Heliports von zweien der Boote standen leichte Mosquito-Kampfhelikopter. Der Hubschrauber, der eben am Felsenturm gewesen war, landete gerade auf dem Heliport des dritten Bootes.

Hinter dem mittleren Helikopterboot lag ein ziemlich mitgenommenes, kleines Wasserflugzeug, das neben den drei ultramodernen Mosquitos auffallend fehl am Platz wirkte.

Es war eine Grumman JRF-5 »Goose«, ein kompaktes Wasserflugzeug mit zwei Propellern, und stammte aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs.

Die Grumman Goose war ein sehr eigentümliches kleines Flugzeug, klassisch im Design. Von der Seite her gesehen hatte sein Bug grob die Form der Schnauze eines Labradors, gedrunken und flach, jedoch rund an der Wasserlinie. Sie saß auf dem Bauch im Wasser und zwei Stabilisierungskufen hingen von den ausgestreckten Flügeln herab. Bemerkenswert war, dass dieses Flugzeug zwei Einstiegsmöglichkeiten hatte, eine Seitentür und eine aufklappbare Luke in der Nase.

Diese Goose führte darüber hinaus eine scharfe Klinge – eine leichte, doppelläufige 20-mm-Gatling-Kanone an der linken Flanke.

In der Mitte der Naziflotte lag der Brennpunkt des Interesses – und das Ziel von Anistases Zodiac: ein gewaltiger weißer Katamaran.

Das Kommandoschiff.

Es war ein Prachtstück, schlank bis zum Extrem, wenigstens 150 Fuß lang. Seine beiden gewaltigen Rümpfe waren weiß gestrichen, während die scharf geneigten Fenster pechschwarz getönt waren. Sonargeräte rotierten entlang seines Dachs. Ein strahlend weißer Bell-Jet-Ranger-Helikopter stand auf dem Heliport, dem Heck des riesigen Fahrzeugs.

Außerdem schaukelte im Wasser neben dem großen Schiff, fest vertäut, ein Speedboat von böartigem Aussehen, wie Race es noch nie zu Gesicht bekommen hatte. Es war weiß gestrichen wie das Kommandoschiff

und der Helikopter, sodass die drei Fahrzeuge ein zueinander passendes Set ergaben. Das Speedboat lag tief im Wasser und hatte einen ultralangen Rumpf, der am Bug in eine scharfe Spitze auslief. Ein schräg nach hinten geneigter Windschutz war über dem Fahrersitz angebracht – eine aerodynamische Vorsichtsmaßnahme, damit das Hochleistungs-Speedboat nicht von der Oberfläche des Flusses abhob, wenn es mit Höchstgeschwindigkeit darüberraute. Race sah das Wort »SKARABÄUS« an seiner Seite.

Um diese ganze kunterbunte Flotte flitzten etwa sechs Jet Raiders, die dünne Streifen weißer Gischt hinter sich herzogen; kleine Ein-Mann-Angriffsfahrzeuge, normalen Jet-Skiern nicht unähnlich.

Aber sie waren länger als diese – vielleicht neun Fuß insgesamt. Zudem waren sie schlanker, wendiger, schneller. Sie hatten sattelähnliche Sitze, kugelförmige Nasen und lagen hoch im Wasser. Nur die hintere Hälfte ihres Rumpfs berührte die Oberfläche, während sie leicht über das Wasser glitten, die größeren Schiffe umkreisten.

Race und die anderen sahen Anistases Zodiac das Kommandoschiff erreichen, woraufhin der berühmte Nazikommandeur an Bord kletterte. Sogleich gab der große weiße Katamaran mächtig Gas. Auch die übrige Flotte setzte sich rasch in Bewegung.

»Sie hauen ab!«, rief Doogie.

»*Da!*«, sagte Van Lewen. Er hatte die drei verlassenen Jet Raiders entdeckt, die nicht weit entfernt vom Wasserfall am Flussufer lagen und zweifellos für die Mit-



glieder des Nazi-Sprengkommandos dort zurückgelassen worden waren.

»Kommt schon!«, sagte Van Lewen.

Die sechs rannten zu den drei Jet Raiders.

\* \* \*

DER FLUSS RASTE unter ihnen dahin.

Die drei entwendeten Jet Raiders ließen spektakuläre weiße Gischtfontänen hinter sich aufspritzen, während sie Seite an Seite die Verfolgung aufnahmen.

Race fuhr zusammen mit Van Lewen. Er steuerte und der Green Beret saß wie der Beifahrer auf einem Motorrad hinter ihm, eine Hand um Race' Taille geschlungen, in der anderen das schussbereite M-16.

Rechts von ihnen glitt Doogie Kennedy über das Wasser, den deutschen Fallschirmjäger Molke hinter sich, während Renée und Schröder links von ihnen über den Fluss schossen – Renée lenkte, Schröder gab Geleitschutz.

Die Naziflotte war ihnen etwa dreihundert Meter voraus und drehte mächtig auf. Das Ganze sah der Geleitschutzeinheit eines Flugzeugträgers ähnlich: das große Kommandoschiff in der Mitte, darum die Rigid Raiders und Pibbers.

Die drei Helikopterträger bildeten die Nachhut, während die kleinen Jet Raiders verstreut zwischen den größeren Schiffen hin und her jagten wie Fliegen um einen Abfallhaufen.

Race fuhr wie der Teufel. Wind und Wasser peitsch-

ten ihm ins Gesicht. Aus dem Augenwinkel sah er die Bäume am Flussufer als verschwommenes Grün an sich vorüberirasen. Neben ihm trieben seltsame Stämme auf der Oberfläche.

*Nicht gegen die Stämme fahren, Will. Nicht gegen die Stämme fahren ...*

Da ging ihm ein Licht auf.

Es waren gar keine Stämme.

Sondern Kaimane.

*Nicht gegen die Kaimane fahren, Will. Nicht gegen die Kaimane fahren ...*

»Van Lewen!«, schrie er über den tosenden Fahrtwind hinweg. »Wie lautet der Plan?«

»Ganz einfach! Wir kapern das Kommandoschiff, holen uns das Götzenbild, dann halten wir das Schiff bis zum Eintreffen des Luftunterstützungsteams!«

»Wir kapern das Kommandoschiff ...«

»Sobald wir es in der Hand haben, können wir es halten.«

»Ganz wie Sie meinen«, schrie Race.

Die Naziflotte vor ihnen folgte einer Flussschleife und verschwand aus ihrem Blickfeld. Von oben wirkte der Alto Purus wie der Körper einer Schlange, eine endlose Abfolge von Schleifen und Biegungen.

»Also, Leute«, sagte Van Lewen in sein Kehlkopfmikrofon. »Seht ihr die Bäume da vor uns? Dahin fahren wir.«

Race schaute nach vorn und sah, dass in der Flussschleife, der die Nazis gerade folgten, eine dichte Baumgruppe stand. Als er sie genauer in Augenschein nahm, fiel ihm jedoch etwas Seltsames auf – am Fuß der Bäume

gab es weder Schmutz noch Erde. Es sah aus, als würden die Stämme einfach aus dem Wasser wachsen.

Dann begriff er. Es war Regenzeit und mit der Ankunft der jährlichen Regengüsse stiegen die Wasserstände der Flüsse im Amazonasbecken dramatisch an. Das Land, auf dem die Baumgruppe stand, lag tief unter Wasser – ein überfluteter Wald.

Was bedeutete, dass jemand auf einem kleinen Fahrzeug wie einem Jet Raider vielleicht seinen Weg *zwischen* den Bäumen nehmen konnte, statt der natürlichen Flussschleife zu folgen.

Doogies Jet Raider schoss in die Bäume, Race direkt dahinter, dicht gefolgt von Renée.

Zu beiden Seiten rasten die Bäume vorüber.

Die drei Jet Raiders jagten durch das Labyrinth aus dicken dunklen Stämmen, wichen nach links aus, kippten nach rechts, glitten leicht über die Wellen, wobei der lange, flache Rumpf kaum die Oberfläche berührte. Links erkannten sie durch die blitzende Mauer aus Baumstämmen die Naziflotte, die um das Wäldchen herumjagte.

Race versuchte verzweifelt, sich beim Fahren zu konzentrieren. Sie fuhren erschreckend schnell.

Es ging so rasch. So unglaublich, *unfassbar* rasch!

Baumstämme huschten mit phänomenaler Geschwindigkeit an ihm vorüber. Kleine Wellen flitzten unter dem Bug seines Wasserbikes dahin. So rasant fuhren sie, so leicht und glatt glitten sie über das Wasser, dass er kaum das Lenkrad seines Fahrzeugs berühren musste, um nach rechts oder links zu kippen.

Race saß sehr hoch auf seinem Jet Raider, während er hinter Doogie dahinraste. Auf einmal duckten sich Doogie und Molke, was er sich zunächst nicht erklären konnte. Dann erkannte er plötzlich den Grund dafür und schrie: »Van Lewen! *Ducken!*«, und die beiden rissen die Köpfe gerade rechtzeitig herunter, um nicht gegen einen tief hängenden Ast zu knallen.

»Danke!«, schrie Van Lewen.

»Keine Ursache!«

Dann sah Race durch das Netzwerk dunkler Bäume vor sich das Tageslicht. Schweres, graues, spätnachmittägliches Tageslicht.

»Okay, Leute«, sagte Van Lewen. »Pfeilformation. Doogie und Molke, ihr übernehmt die Spitze. Schröder und Becker, ihr geht nach links. Professor Race und ich übernehmen die rechte Seite. Seid ihr bereit?« Der große Green Beret hob mit einer Hand sein M-16, während er sich mit der anderen an Race festhielt.

Auch Doogie und Molke hoben die M-16.

»*Bereit*«, kam Doogies Stimme zurück.

Die drei Deutschen meldeten: »*Bereit ... bereit ... bereit!*«

»Professor?«

»Bereiter geht's nicht«, entgegnete Race.

»Dann wollen wir mal«, sagte Van Lewen.

\* \* \*

DIE DREI AMERIKANISCH-DEUTSCHEN Jet Raiders schossen in perfekter Pfeilformation direkt neben der Nazi-

flotte unter den Bäumen hervor und sogleich fand Race sich zwischen vier Jet Raiders der Nazis wieder.

Wie einer drehten sich die vier Nazis um und sahen die Angreifer hinter sich, Überraschung im Blick. Sie griffen gerade in dem Moment zu ihren Waffen, als Van Lewen rief: »Doogie! Links!« Die beiden Green Berets ließen gleichzeitig in beide Richtungen ein höllisches Feuer aus ihren M-16 los. Im Nu wurden die vier Nazis von ihren Wasserbikes gefegt.

Nachdem Race an den gestürzten Soldaten vorübergefahren war, wandte er sich in seinem Sitz um und sah etwas schnurstracks auf die Männer zuschwimmen.

Die Kaimane ...

Da riss eine Salve von 20-mm-Geschossen das Wasser zu beiden Seiten seines dahinjagenden Jet Raiders auf und er wurde augenblicklich aus seinen Gedanken geholt.

Sogleich wandte er den Kopf und sah einen Rigid Raider und ein Pibber-Patrouillenboot rasch hinter sie ziehen, wobei der Pibber wild aus seinem 20-mm-Turmgeschütz feuerte.

Race trat das Gaspedal durch und sein Wasserbike schoss vorwärts. Van Lewen wirbelte im Sattel herum, sodass er jetzt nach hinten schaute. Er hob das M-16 und eröffnete das Feuer auf ihre Verfolger.

Seine Maschinengewehrsalve traf beide Boote, zerbrach die Windschutzscheibe des Pibbers und streckte drei der vier Männer an Bord nieder.

Dann schwenkte die gesamte Flotte plötzlich nach links ab, als sie einer weiteren Flussschleife folgte.

»Alle herhören! Hart nach links!«, schrie Van Lewen.

»*Links?*«, rief Race verwirrt.

»Wieder durch die Bäume. Wir müssen das Kommandoschiff kapern!«

In diesem Augenblick ertönte weiteres Gewehrfeuer, als zwei Wasserbikes der Nazis hinter sie zogen.

Kugeln pfiffen über Race' Kopf weg und plötzlich – *Klatsch!* – sah Race eine grässliche Blutfontäne aus Doogies linker Schulter spritzen. Der junge Green Beret war getroffen worden!

»*Arrrrgggbbb!*«, brüllte Doogies Stimme über den Sprechfunk, aber irgendwie gelang es ihm, seine Geschwindigkeit beizubehalten.

*Wumm-wumm-wumm.* Die drei amerikanischen Wasserbikes jagten unter die Bäume – Renée und Schröder als Erste, Doogie und Molke dahinter, Race und Van Lewen als Letzte.

Den Bruchteil einer Sekunde später folgten die beiden Nazis.

Kugeln klatschten in die Baumstämme über Race' Kopf, während er mit irrsinniger Geschwindigkeit daran vorüberflog. Tief hängende Zweige rasten auf ihn zu. Jedes Mal, wenn er einen kommen sah, schrie er Van Lewen zu, der noch immer rückwärts gewandt auf dem Bike saß, er solle sich ducken.

Van Lewen feuerte wild mit seinem M-16 auf die beiden Wasserbikes dicht hinter ihm, aber die Nazis fanden Deckung hinter den Bäumen, und nach einer ausgedehnten Salve saß der Sergeant plötzlich auf dem Trockenen.

Die beiden Jet Raiders der Nazis erkannten ihre

Chance und schlossen auf.

Einer zog rasch rechts neben Race' und Van Lewens Wasserbike und riss eine Glock aus seiner Satteltasche. Da ihm nichts anderes zur Verfügung stand, schwang Van Lewen sein leer geschossenes M-16 wie einen Baseballschläger und schlug dem Nazi die Pistole sauber aus der Hand – gerade als die Bäume um die beiden dahinjagenden Jet Raiders unter der Wucht von heftigem G-11-Feuer zersplitterten!

Sogleich duckten sich Van Lewen und Race. Der zweite Jet Raider der Nazis jagte brüllend links von ihnen unter den Bäumen hervor und traf ihr Wasserbike heftig in die Seite.

Durch den Aufprall wurde Race beinahe aus dem Sitz geschleudert, aber irgendwie gelang es ihm, sich festzuhalten. Er behielt seine Geschwindigkeit bei, schwenkte ab und wich rasch einem heranrasenden Baumstamm aus. Dann warf er im Versuch, seinen neuen Angreifer ins Auge zu fassen, einen Blick nach links ...

... und entdeckte, dass er in den Lauf eines G-11-Maschinengewehrs starrte.

Race sah in das Gesicht des Besitzers hoch, der böse grinste, dann entzückt lächelte.

Da – *RUMMS!* – verlor Race den Nazi aus dem Blick, als dessen Jet Raider mit voller Geschwindigkeit auf einen dicken schwarzen Baumstamm prallte und das Wasserbike zu einem großen Feuerball explodierte.

Race' Kopf fuhr herum.

*Es war so rasch geschehen!*

Der andere Nazi rechts neben ihnen schaute ebenfalls

zurück auf die Explosion. Van Lewen bemerkte es und sprang, das M-16 in der Hand, hinüber auf den dahinrasenden Jet Raider. Er landete direkt hinter ihm auf dem Sattel.

Überrascht wandte sich der Nazifahrer um. Währenddessen jedoch sah Van Lewen an ihm vorbei – und bekam große Augen. Behände wie eine Katze duckte er sich. Der Nazi wollte gerade nach vorn schauen, da wurde er mit voller Wucht von einem vorübersausenden Ast am Kopf getroffen.

Der Ast fuhr ihm in den Nasenrücken, weiter in den Hinterkopf und tötete ihn auf der Stelle. Er kippte rücklings über den geduckten Sergeant vom Wasserbike herunter.

Wenige Sekunden später zogen Van Lewen und Race – jetzt auf zwei Jet Raiders – neben Doogies und Molkes dahinjagendes Wasserbike. Renée und Schröder rasten bereits in den Schutz der Bäume.

»Doogie! Bist du in Ordnung?«, rief Van Lewen in sein Kehlkopfmikrofon.

»*Bin so weit okay. War ein glatter Durchschuss*«, tönte es zurück.

Währenddessen hielt Race Ausschau nach weiteren Nazis, doch es kamen keine mehr. Allerdings sah er durch die dahinrasenden Baumstämme rechts einige der silbernen Rigid-Raider-Kampfboote parallel zu ihnen über den Fluss jagen. Bewaffnete Nazisoldaten standen auf den Decks und spähten in den überfluteten Wald. Sie suchten nach ihnen, warteten darauf, dass sie wieder herauskamen.



»Hört her, Leute«, sagte Van Lewen, »Doogie hat einen abbekommen, aber er ist so weit in Ordnung, dass wir weitermachen können. Hier ist mein Plan. Wir wollen dieses Kommandoschiff kapern, ja? So kriegen wir das hin: Ihr beiden BKA-Leute« – er nickte Renée und Schröder zu – »schnappt euch einen Pibber. Wenn wir diesen Kreuzer da halten wollen, werden wir schwere Feuerunterstützung benötigen. Also müssen wir eines der 20-mm-Turmgeschütze in die Hand bekommen. Schafft ihr das?«

»*Wir versuchen's*«, erwiderte Schröder.

»Gut. Nun zu dir, Doogie. Du, ich und Molke, wir kümmern uns um das Kommandoschiff. Geht das?«

»*Glaube schon.*« Doogie schnitt eine Grimasse.

»Und was ist mit mir?«, fragte Race.

»Für Sie habe ich eine besondere Aufgabe, Professor«, erwiderte Van Lewen. »Da Ihnen die Ausbildung der Spezialeinheiten fehlt, habe ich mir gedacht, dass Sie keine Schiffe erstürmen wollen.«

»Gut überlegt.«

»Also habe ich mir gedacht, dass Sie stattdessen für uns den Lockvogel spielen.«

»Den Lockvogel?«

»Sie sollen vor diesen Nazi-Kanonenbooten herum-schippern, und zwar so schnell, wie Sie können, und deren Feuer auf sich ziehen, während wir das Kommandoschiff und einen Pibber entern. Sobald wir die beiden Schiffe in unserer Gewalt haben, bringen wir Sie an Bord des Hauptkreuzers.«

Race schluckte. »In Ordnung ...«

Bei diesen Worten schaute er nach links und fing Renées Blick auf. Sie musste die Anspannung auf seinem Gesicht gesehen haben, denn sie nickte aufmunternd.

»*Wird schon schief gehen*«, sagte sie leise über seinen Ohrhörer.

»Danke«, erwiderte er.

Daraufhin schaute er nach vorn und sah, dass ihr Refugium etwa einhundert Meter voraus, nach einer halb untergetauchten Baumgruppe, endete.

Jenseits davon erkannte er graues Tageslicht und den Fluss.

Dort waren die Nazis.

»Also, Leute«, sagte Van Lewen. »Dann ab durch die Mitte und macht rasch! Ihr wisst, was ihr zu tun habt!«

Race spürte, wie sein Blutdruck stieg. Er konnte nicht einmal damit anfangen, sich vorzustellen, was jenseits der Bäume wartete.

Eine Sekunde später erreichten sie den Rand des Wäldchens und jagten mit Vollgas ins Tageslicht hinaus.

\* \* \*

DIE NAZIS ERWARTETEN sie bereits.

Kaum rasten Race und die anderen unter den Bäumen hervor, da brach auch schon von allen Seiten ein gewaltiges Maschinengewehrfeuer los.

»Achtung!«, schrie Doogie und duckte sich, aber Molke war zu langsam. Ein Hagel von Geschossen donnerte über Doogies Kopf hinweg, schlug in den Körper des jungen deutschen Fallschirmjägers und riss ihm die

Brust auf. Molke zuckte heftig, ehe er von dem dahinjagenden Wasserbike geschleudert wurde.

Race' Augen weiteten sich beim Anblick des Deutschen, der direkt neben ihm erschossen worden war. Als er nach vorn sah, wurden sie noch größer.

Zwei der drei Mosquito-Hubschrauber, die zuvor auf den Heliports gestanden hatten, schwebten jetzt direkt vor ihm und seinem Team, während die restliche Nazi-Flotte hinter ihnen den Fluss hinauf raste!

*Verdammt!*

Die seitlichen Bordkanonen der Helikopter spien ein tödliches 20-mm-Maschinengewehrfeuer aus, das die Bäume hinter Race in Stücke riss und ringsumher das Wasser aufpeitschte.

*»Teilt euch! Teilt euch!«*, schrie Van Lewen.

Sogleich trennten sich die vier amerikanisch-deutschen Jet Raiders – zwei schwenkten nach links, zwei nach rechts – und Race sah sich plötzlich neben Doogie Kennedy über das Wasser jagen, der jetzt allein auf seinem Wasserbike saß, die verwundete linke Schulter in Blut gebadet.

Van Lewen, Renée und Schröder schossen in die andere Richtung davon und gerieten hinter der Flotte außer Sicht.

Sich duckend und ausweichend, schlüpfen Race und Doogie zwischen die Nazischiffe. Einer der Mosquitos wendete in der Luft und kam donnernd und aus allen Rohren feuernd auf sie zu.

Angesichts dieses Angriffs schwenkte Race nach links ab und jagte zwischen die beiden Helikopterträger. Hin-

ter ihm trommelten die Geschosse auf die Seite des nächstgelegenen Trägers ein und rissen Funken aus der Bordwand.

Race raste durch die schmale Gasse aus Wasser zwischen den beiden Trägern, kam plötzlich ins Freie, schwenkte nach rechts ab und ging regelrecht in die Luft, als er über die Bugwelle des Trägers setzte.

Er wurde vom Anblick von Doogies Jet Raider begrüßt, der mit derselben Geschwindigkeit neben ihm raste – aber unterhalb des Mosquito-Helikopters und vorbei an einem der dahinjagenden Nazi-Pibber.

»*Professor! Rasch!*«, schrie Doogie und zog mit der blutverschmierten linken Hand seine SIG-Sauer-Pistole heraus. »*Geben Sie mir Deckung! Ich gehe an Bord dieses Pibbers!*«

»Was ist mit dem Kommandoschiff?«, rief Race in sein Kehlkopfmikrofon. »Was ist mit dem Plan?«

»*Der Plan ist den Bach runter gegangen, als wir aus den Bäumen rausgekommen sind! Machen Sie schon!*«

»In Ordnung!«

Mit diesen Worten zog Race rasch die eigene SIG und eröffnete das Feuer auf die beiden Mannschaftsmitglieder auf der Heckplattform des Nazi-Pibbers.

Als er feuerte, gingen sie in Deckung, und währenddessen zog Doogie flink seinen Jet Raider neben den dahinjagenden Pibber und sprang auf das erhöhte Vordeck.

Race beobachtete erstaunt, wie Doogie auf dem überdachten Vorderteil des Pibbers Halt fand, zwei Sätze zum Heck hin tat, über das Dach des Ruderhauses hin-

wegtanzte, daraufhin auf die offene Heckplattform hinabsprang und die beiden Nazis mit seiner SIG in den Himmel schickte.

»*Professor! Hier herüber! Ich brauche Sie an der Kanone!*« Doogie wies mit einem Finger auf das 20-mm-Turmgeschütz.

Race glitt auf den Pibber zu.

Dort nahm Doogie gerade einem der gefallenen Nazis ein G-11 ab und stellte sich ans Ruder, während er auf den Mosquito-Hubschrauber über sich feuerte, dabei allerdings die wahnsinnige Geschwindigkeit beibehielt.

Race legte sich neben den dahinjagenden Pibber.

Er brachte seinen Jet Raider ganz nah an das Patrouillenboot heran und versuchte verzweifelt, die Kontrolle nicht zu verlieren, während das Wasserbike wild auf der Seitengischt des Pibbers hüpfte und tanzte.

Grimmig blieb er an dem Pibber dran, den Blick auf die Seitenreling des Kanonenboots gerichtet, das in einem Meter Entfernung dahinjagte.

Die Hand auf diese Reling legen. Mehr wollte er nicht.

In diesem Augenblick durchlöcherte unmittelbar vor ihm ein Geschosshagel die Seite des Pibbers.

Er fuhr herum ...

... und sah einen weiteren Pibber auf sich zuzugen, an Deck fünf Nazis!

Sie hielten genau auf ihn zu.

Wurden nicht langsamer.

Sie würden Doogies Pibber rammen, ob Race dazwischen war oder nicht!

Er drehte sich um und konzentrierte sich wieder auf die Reling.

*Tu's!*, schrien seine Gedanken.

Er sprang vom Jet Raider ab und packte die Reling, wobei seine Beine im Wasser schleiften. Rasch schwang er sie hoch und genau in diesem Augenblick – *Rumms!* – prallte das zweite Kanonenboot gegen die Backbordseite von Doogies Pibber.

Race wälzte sich aufs Deck, während das Boot wild unter ihm hüpfte.

»Professor! Hier herüber!«, schrie Doogie.

Race lag noch immer ausgestreckt auf dem Deck. Er schaute rasch hoch und sah Doogie im Ruderhaus stehen und ihn zu sich winken. Im gleichen Moment donnerten zwei Springerstiefel in sein Blickfeld und versperrten ihm die Sicht.

Da ging – *Bumm!* – ein Gewehr los und der Besitzer der Stiefel stürzte zu Boden. Das Gesicht mit den hervorquellenden Augen landete unmittelbar vor Race auf dem Deck, ein einzelnes Einschussloch mitten auf der Stirn. Hinter dem toten Nazi sah Race Doogie stehen, das G-11 im ausgestreckten, gesunden Arm.

*Mein Gott*, dachte er. Der zweite Pibber schrammte knapp an seinem Boot vorüber – und die vier Nazis an Deck machten sich zum Entern bereit.

Race fuhr herum und erblickte in der anderen Richtung einen der großen Helikopterträger, der rasch den Abstand verringerte und ihnen den Fluchtweg abschnitt – jetzt waren sie förmlich eingeklemmt.

»Das sieht gar nicht gut aus«, sagte er zu sich.

Doogie dachte offensichtlich dasselbe.

Er schwang ihren Pibber nach links, rammte hart das Naziboot, sodass die Nazisoldaten auf dem Achterdeck einen Augenblick lang das Gleichgewicht verloren, und erkaufte sich damit die kostbaren paar Sekunden, die er benötigte, um das G-11 zu heben und abzufeuern.

Aber er feuerte nicht auf das Deck des Nazi-Pibbers, hauptsächlich, weil er nicht genügend Zeit hatte, das Gewehr so weit herumzuschwenken. Stattdessen zielte er auf den Bug – wo keine Nazis standen.

»Was, zum Teufel, tun Sie?«, schrie Race.

Doogies G-11 ging donnernd los.

Eine ausgedehnte Salve, vielleicht zwei Dutzend Schüsse.

Sogleich stoben überall Funken um den stählernen Anker am Bug des Nazi-Pibbers.

Plötzlich – *Krack!* – wurde die kleine Metallöse, die den Anker des Pibbers sicherte, von Doogies Salve getroffen und er löste sich vom Deck und plumpste neben dem Bug in das unter ihnen dahinrasende Wasser. Seine Nylonleine sauste blitzschnell hinterher.

Die vier Nazis an Deck sahen den Anker fallen und wandten sich, die G-11 erhoben, wieder Doogie und Race zu.

Da geschah es.

Worin sich der Anker verfang – in einer Wurzel unter Wasser, vielleicht auch in einem ganzen gottverdammten Baum – erfuhr Race nie. Aber ganz gleich, was es war, der Anker musste sich in etwas Großem verfangen haben.

Es war, als ob ein mächtiges Ungeheuer an dem dahinjagenden Anker des Pibbers gerissen hätte. Das Boot kam in einem einzigen Augenblick von 65 Seemeilen pro Stunde auf null – und stellte sich einfach Heck über Kiel auf den Kopf, als der Bug abrupt ins Wasser hinabgezogen wurde.

Anschließend vollführte das Schiff einen kompletten Salto, drehte sich mitten in der Luft, kam auf dem Dach des Ruderhauses herab und knallte mit einem gewaltigen, explosionsartigen Klatschen aufs Wasser.

Race folgte ihm mit dem Blick und sah das umgedrehte Naziboot in der Ferne immer kleiner werden und langsam in den Fluten versinken.

\* \* \*

LEONARDO VAN LEWEN wand sich auf seinem Jet Raider durch die Naziarmada, jagte im Zickzack über den Fluss, verschwand hinter den verschiedenen Helikopterträgern, Pibbers und Rigid Raiders und tauchte jenseits von ihnen wieder auf.

Überall ertönte wütendes Gewehrfeuer, während er verzweifelt versuchte, dem Rigid Raider und dem Mosquito-Kampfhubschrauber zu entkommen, die ihm dicht auf den Fersen waren.

Merkwürdigerweise war nur ein einziger Nazi an Bord des Rigid Raiders. Es war das Boot, das er zuvor mit Gewehrfeuer bestrichen und dessen Besatzung er bis auf einen Mann getötet hatte.

In Wahrheit jedoch waren Van Lewen das Boot und



der Hubschrauber ziemlich gleichgültig. Er hatte lediglich Augen für das Fahrzeug, das fünfzig Meter vor ihm bedrohlich in die Höhe ragte.

Den großen weißen Katamaran.

Das Kommandoschiff der Nazis.

Zwanzig Meter hinter Van Lewen feuerte der einsame Steuermann des Rigid Raiders wild hinter dem Wasserbike des amerikanischen Soldaten her. Überall flogen seine Geschosse herum, während sein lang gestrecktes Kampfboot wild über die Wogen tanzte.

Dann vernahm er abrupt ein lautes *Wumm!* von irgendwo hinter sich. Er wandte sich rasch um ...

... und sah Karl Schröders Faust auf sein Gesicht zusausen.

Renée Becker steuerte den Jet Raider wie der Teufel. Die Gischt, die ihr ins Gesicht sprühte, fühlte sich an wie tausend Nadelstiche.

Unmittelbar links von sich sah sie Schröder das Ruder des Rigid Raiders übernehmen, auf den er gerade gesprungen war. Er zeigte mit dem Daumen nach oben.

Sobald sie sich gewiss war, dass er das Naziboot unter Kontrolle hatte, zog Renée den Motor ihres Wasserbikes hoch und drehte vom Rigid Raider ab. Sie benutzte ihn als Deckung gegen den Helikopter über ihnen, jagte hinter Van Lewen her und schloss sich ihm bei der Verfolgung des Kommandoschiffs an.

Der gewaltige Katamaran schoss der Flotte voraus den Fluss hinab.

Etwa ein halbes Dutzend Nazis stand an der Reling unter den Rotorblättern des weißen Helikopters auf dem Heliport und feuerte auf Van Lewen.

Aber der große Green Beret wich den Kugeln aus, indem er seinen Jet Raider geschickt nach links und rechts kippte. Dann zog er plötzlich und ohne Vorwarnung hinter einen Helikopterträger, der vom Kommandoschiff aus gesehen achtern lag.

In der Deckung des Trägers nahm Van Lewen weiter an Geschwindigkeit auf und überholte auf seinem zierlichen Jet Raider nach und nach das größere Schiff.

Innerhalb weniger Sekunden erreichte er den Bug des Trägers. Er tat einen letzten tiefen Atemzug.

Dann, als er bereit war, riss er die Lenkstange hart nach links.

Wie ein Kampfjet, der seiner Beute nachjagte, schwang sich sein Jet Raider vor den Bug des Helikopterträgers und verschwand hinter dem großen Kommandoschiff mit dem Doppelrumpf.

Sogleich eröffneten die Nazis auf dem Heck des gewaltigen Katamarans das Feuer auf ihn, aber zu Van Lewens Überraschung wurden sie plötzlich von Renée erledigt – die von *links* auf ihrem Jet Raider hereingeschossen kam und heftig mit ihrem M-16 feuerte.

Nachdem die Nazis ausgeschaltet waren, jagten Renée und Van Lewen unter den brückenähnlichen Korpus des Katamarans in die Schatten zwischen den beiden fünfzig Meter langen Rümpfen.

Rasch erreichten sie den Bug.

Van Lewen zog zum rechten Rumpf hinüber, Renée

übernahm den linken. Dann streckte Van Lewen die Hand aus, ergriff die Bugreling, zog sich hinauf und verschwand.

Eine Sekunde später holte Renée tief Luft und kletterte auf der linken Seite an Bord.

Der Wind schlug ihr mit Sturmstärke ins Gesicht, als sie aus den Schatten unter dem Katamaran hervortrat und sich aufrichtete.

In etwa 25 Metern Entfernung sah sie Van Lewen, der das M-16 bereithielt, auf dem anderen Bug stehen.

Da das Kommandoschiff an der Spitze der Flotte dahinraste, hatten die Nazis offenbar nicht damit gerechnet, dass jemand sie von vorn entern würde, also waren hier oben keine Soldaten.

Jedenfalls noch nicht.

Renée sah sich auf dem Katamaran um. Er war groß – wirklich groß. Die Deckaufbauten auf den beiden gewaltigen Rümpfen waren extrem schlank, von kaum glaublicher Aerodynamik. Sie bestanden aus zwei Ebenen, die beide hinter dunkel getönten, schräg stehenden Fenstern verborgen waren. Zu beiden Seiten des großen Schiffs verliefen breite Gänge.

»Wohin jetzt?«, schrie sie.

»Wir übernehmen das Schiff und dann halten wir es, bis die Hubschrauber eintreffen!«, rief Van Lewen zurück.

»Was ist mit dem Götzenbild? Wenn wir das Schiff nicht kapern können, sollten wir zumindest versuchen, das ...«

In diesem Augenblick kamen zwei Nazisoldaten, die wild mit ihren G-11 feuerten, den Backbordgang herabgelaufen. Aber sie schossen aus der Hüfte heraus und die Kugeln flogen zu hoch. Van Lewen schwenkte das M-16 herum und holte sie mit zwei genau sitzenden Schüssen von den Beinen.

»Was haben Sie gesagt?«, schrie er Renée zu.

»Schon gut!«, erwiderte sie. »Gehen Sie! Ich gebe Ihnen Deckung!«

Mit diesen Worten eilte sie den Steuerbordgang hinab.

Race und Doogie jagten währenddessen in ihrem Pibber-Patrouillenboot über das Wasser.

Einer der Mosquito-Kampfhubschrauber schoss im Tiefflug über sie hinweg. Dabei wendete er hin und wieder, sodass er sie rückwärts fliegend direkt unter Beschuss nahm. Eine der Seitentüren stand offen – dort saß ein Nazisoldat und feuerte mit einem G-11 auf sie.

Rechts donnerte einer der Helikopterträger dahin. Er klemmte sie sozusagen ein und schnitt ihnen jeglichen Fluchtweg in diese Richtung ab.

Doogie feuerte mit seinem G-11 zu dem Hubschrauber hinauf.

Vergeblich versuchte er, das vordere Turmgeschütz ihres Pibbers zu erreichen. Das mörderische Feuer aus dem Hubschrauber hielt ihn im Ruderhaus fest.

»*Verdammt!* Ich schaff's nicht dahin!«, schrie er, als der Mosquito über ihnen erneut wendete und dem lauten Knattern seiner Rotoren rasch das Getrommel etwa

einer Million panzerbrechender Projektile folgte, die im Dach des Ruderhauses einschlugen.

»Wir müssen etwas gegen diesen Hubschrauber unternehmen!«, rief Race.

»Ich weiß! Ich weiß!«, schrie Doogie. »Professor, rasch! Gehen Sie nach unten und sehen Sie nach, ob Sie Granaten oder so was finden!«

Race gehorchte sogleich, warf die Luke am vorderen Ende des Ruderhauses auf und eilte in den Bauch des Kampfboots.

Er fand sich in einem kahlen, kleinen Raum mit grauen Metallwänden wieder.

An den schrägen Wänden standen Netze und Kisten. In der Mitte des Raums sah er ein graues, kastenförmiges Ding von etwa einem Meter Höhe und Breite, etwa so groß wie ein Kartentisch. Auf den ersten Blick hielt er es für eine weitere Kiste, eine Art Munitionsbehälter oder so etwas.

Aber es war kein Behälter. Beim näheren Hinsehen erkannte er, dass das Ding am Fußboden *verschraubt* war.

Da begriff er. Es war eine Tauchерluke. In Vietnam hatten Spezialeinheiten und die SEAL Pibbers gegenüber allen anderen Flussschiffen bevorzugt, weil allein sie mit diesen speziellen Luken im Rumpf ausgestattet waren. Mit ihrer Hilfe konnten Froschmänner ins Wasser, ohne dass die Gegner wussten, wohin sie verschwunden waren.

Rasch durchsuchte Race die verschiedenen Ständer und Regale nach Waffen.

Als Erstes fand er eine kleine Kiste mit britischen L2A2-

Anti-Personen-Handgranaten. Das Zweite war eine Kevlarschachtel mit einigen eingravierten englischen Worten:

PROPERTY OF THE UNITED STATES ARMY  
ORDNANCE ISSUE K/56-005/DARPA  
6 X M-22 CHARGES

Race öffnete die Schachtel und erblickte sechs futuristisch aussehende Reagenzgläser aus Chrom und Plastik, die in abgetrennten Schaumstofftaschen lagen. Sie waren ziemlich klein – etwa von der Größe und Form eines Lippenstifts – und mit einer seltsamen, bernsteinfarbenen glänzenden Flüssigkeit gefüllt.

Er zuckte die Schultern, schnappte sich die Kevlarschachtel und trug sie und die Kiste mit normalen Granaten zu Doogie ins Ruderhaus hoch.

»Äh, Professor«, meinte Doogie beim Anblick der Kevlarschachteln, »ich an Ihrer Stelle ... äh ... würde diese Babys nicht benutzen.«

»Warum nicht?«

»Weil Sie uns umbringen würden.«

»Was?«

»Das sind M-22er. Hochtemperatur-Sprenggranaten. Gefährlicher Scheiß. Sehen Sie sich mal die bernsteinfarbene Flüssigkeit darin an. Flüssige Chlorisotope. Eine Unze von dem Zeug wird alles innerhalb eines Umkreises von zweihundert Metern verdampfen, uns selbst eingeschlossen. Es müssen die Nazihunde gewesen sein, die vor einigen Jahren in Baltimore die Ladung M-22er aus einem Lastwagen geklaut haben.«

»Oh«, meinte Race.

»So *viel* Sprengkraft brauchen wir nicht.« Doogie lächelte und nahm eine der konventionelleren L2A2-Handgranaten. »Das ist mehr als ausreichend.«

Keinen Augenblick später strich der Mosquito erneut über sie hinweg und durchsiebte die Wände des Pibbers mit Einschlaglöchern.

Doch als er dieses Mal über sie hinwegfegte, zog Doogie den Stift der Granate und warf sie im Baseballstil mit dem gesunden Arm hinauf in die geöffnete Seitentür des Hubschraubers.

Wie eine Rakete schoss die Granate durch die Luft ...  
... und verschwand in der Tür des Mosquito.

Eine Sekunde später wurden die Wände des Helikopters nach außen gedrückt und der kleine Kampfhubschrauber kippte wild nach vorn ab, vollführte einen Salto mortale und ging in Flammen auf, ehe er mit der Nase voran auf das Wasser krachte.

»Netter Wurf«, meinte Race.

Das M-16 fest an die Schulter gedrückt, rannten Van Lewen und Renée den breiten Gang auf der Steuerbordseite des Kommandoschiffs hinab.

Dabei schwenkten sie ihre Gewehre hin und her, bis sie plötzlich ins Freie gelangten – und auf den Heliport am Heck des großen Katamarans traten.

Sogleich erblickte Van Lewen den weißen Bell-Jet-Ranger-Hubschrauber auf dem Deck, daneben den Piloten.

Der Mann griff sofort nach seiner Waffe. Van Lewen

schaltete ihn aus und wandte sich dann nach rechts – gerade noch rechtzeitig. Denn aus dem Inneren des Katamarans stürzte ein Trupp von sechs Nazisoldaten heraus, die mit ihren G-11 feuerten.

Überall auf dem Deck schlugen Geschosse ein, ebenso auf dem hölzernen Geländer hinter ihnen.

Van Lewen duckte sich und sah, dass Renée wieder hinter die Ecke zurückwich, um die sie gerade gekommen waren.

Er selbst war jedoch schon zu weit weg.

Also blickte er auf die herankommenden Nazis, die noch etwa 15 Meter entfernt waren und deren futuristische Maschinengewehre einen dichten Kugelhagel ausspuckten, und tat dann das Einzige, das ihm noch blieb.

Er sprang über die Reling.

Vom Ruder seines Rigid Raiders aus, der hinter dem Kommandoschiff den Fluss hinabjagte, sah Karl Schröder voller Entsetzen Van Lewen über die Reling des großen Katamarans fliegen.

Aber Schröder blieb keine Zeit zum weiteren Hinschauen.

In diesem Augenblick prasselte ein Hagel von G-11-Projektilen auf ihn nieder. Zwei Rigid Raiders der Nazis schwenkten von zwei Seiten zugleich heran, bestrichen die Flanken seines Schiffs mit Maschinengewehrfeuer und zwangen ihn dazu, in Deckung zu gehen.

Hart schlug er aufs Deck und suchte sogleich auf dem Boden des Schiffs nach etwas, das er zur Abwehr der beiden Rigid Raiders benutzen konnte.



Als Erstes erblickte er ein G-11, das auf dem Deck gleich neben einer Kevlarschachtel lag. Nicht schlecht für den Anfang.

Dann jedoch sah er hinter dem G-11 etwas anderes.

Er runzelte die Stirn.

Van Lewen segelte durch die Luft und erwartete, auf den unter ihm dahinrasenden Fluss zu prallen.

Was allerdings nicht geschah.

Stattdessen landete er auf etwas ziemlich Hartem, Festem, das sich anfühlte wie Kunststoff oder Fiberglas.

Er schaute sich um und entdeckte, dass er auf dem Deck des Skarabäus-Speedboats lag, das rechts hinten an der Reling des Kommandoschiffs vertäut war.

Keine Sekunde später richteten die drei Nazisoldaten von oben ihre G-11 auf seinen Nasenrücken. In dem Augenblick, da er ihnen in die Augen schaute, wusste Van Lewen, dass sein Kampf vorüber war.

Die drei Nazis betätigten die Auslöser an ihren Gewehren.

\* \* \*

ZUNÄCHST WAR SCHRÖDER nicht klar, um was es sich handelte.

Es war ein merkwürdig aussehender Apparat von der Größe eines Rucksacks – annähernd rechteckig und mit einer Reihe von Digitalanzeigen in verschiedenen Maßeinheiten wie Kilohertz, Megahertz und Gigahertz darauf.

*Frequenzmaßeinheiten ...*

Dann dämmerte es ihm.

Dies war der Störfunk der Nazis – der Apparat, den sie bei ihrer Ankunft in Vilcafor zur Störung des amerikanischen Sprechfunkverkehrs benutzt hatten.

Auf der Vorderseite klebte ein Streifen graues Klebeband, wie es Elektriker benutzen, und darauf waren auf Deutsch folgende Wörter geschrieben:

ACHTUNG!

EMI NICHT ÜBER 1,2 GHZ EINSTELLEN!

Beim Anblick des Worts »EMI« bekam Schröder große Augen.

*Meine Güte!*

Ein Impulsgenerator.

*Die Nazis hatten einen elektromagnetischen Impuls-generator.*

Aber warum wollten sie die Impulse auf eine Frequenz von 1,2 Gigahertz begrenzen?

Da traf ihn die Erkenntnis wie ein Schlag.

Sofort hob Schröder das G-11 neben sich hoch und sah sich die Spezifikationen auf dem Korpus an.

**HECKLER & KOCH, DEUTSCHLAND**

**– 50 V.3.5 MV: 920 CPU: 1,25 gHz**

In den Nanosekunden, in denen das Gehirn arbeitet, fiel ihm rasch die Theorie elektromagnetischer Impulse wieder ein: EMI neutralisierte alles mit einem Mikroprozessor darin – Computer, Funkgeräte, Fernsehgeräte.

*Und auch*, wurde Schröder klar, *G-11-Sturmgewehre*, da das G-11 das einzige Gewehr der Welt war, das einen Mikroprozessor benutzte – das einzige Gewehr, das so komplex war, dass es einen benötigte.

Die Nazis wollten nicht, dass ihre Männer ihren EMI-Generator zu hoch einstellten, weil in diesem Fall die elektromagnetischen Impulse ihre G-11 lahm legten.

Schröder lächelte.

Dann – genau in dem Augenblick, da Van Lewen vom Deck des Skarabäus zu den Läufen der G-11-Sturmgewehre der Nazis aufsaß – schaltete er den Impulsgenerator ein und stellte den Gigahertzwähler auf »1,3«.

Klick, Klick, Klick.

Van Lewens Ausdruck der Resignation wandelte sich zu völliger Verwirrung, als keines der drei G-11 losging.

Die Nazis wirkten noch verwirrter. Sie hatten keine Ahnung, was geschah.

Van Lewen zögerte keinen Augenblick.

In einer Sekunde hatte er sein M-16 in der einen und die SIG-Sauer in der anderen Hand. Gleichzeitig drückte er beide Abzüge.

Auf der Stelle wurden die drei Nazis getroffen und fielen hinter die Reling zurück. Aus allen drei Köpfen spritzten Blutfontänen.

Kugeln prallten von der Reling ab, flogen in alle Richtungen davon – und eine durchtrennte sogar die Leine, mit der der Skarabäus am Kommandoschiff vertäut war.

Sogleich fiel das Speedboat hinter den großen Kataran zurück und den Nazis darauf blieb nichts anderes

übrig, als, die nutzlosen G-11 in den Händen, dem Skarabäus nachzustarren, der im Kielwasser verschwand.

Auf der anderen Seite des Flusses saß Doogie Kennedy im schwenkbaren Sitz des vorderen Turmgeschützes des Pibbers und feuerte so heftig, wie man es mit der doppelläufigen 20mm-Kanone eines Patrouillenboots nur tun konnte.

Er wirbelte das Turmgeschütz herum und ließ einen Hagel aus Geschossen los, verwandelte einen der Rigid Raiders, der links von ihm über den Fluss jagte, in Schweizer Käse.

Daraufhin schwenkte er das Zielfernrohr zu einem der Helikopterträger herum – den, auf dem noch immer der Mosquito stand – und durchlöcherte ihn mit 20-mm-Gewehrfeuer. Die Kugeln rissen den Treibstofftank des Hubschraubers auf und sowohl das Boot als auch der Hubschrauber explodierten in einem gewaltigen Feuerball.

»Da! Nehmt das, ihr Nazischweine!«

Drei Meter hinter ihm, im Ruderhaus des Pibbers, gab Race Vollgas, wobei sein Blick forschend über den Fluss glitt.

In diesem Moment strich der dritte und letzte Mosquito-Kampfhubschrauber erneut im Tiefflug und aus allen Rohrenfeuernd über sie hinweg. Race duckte sich rasch. Doogie auf dem Vordeck schwang das Turmgeschütz herum und ließ ein ohrenbetäubendes 20-mm-Gewehrfeuer los, aber der Mosquito kippte einfach scharf ab, während die rot glühenden Leuchtspurgeschosse ins Leere rasten.

Da sah Race ein weiteres Pibber-Flusskampfbboot bedrohlich hinter sie schwenken.

Keine Nazischützen standen an der Reling und das Turmgeschütz spie kein 20-mm-Gewehrfeuer aus. Das Boot hielt Abstand, kreuzte nur ruhig in wenigstens dreihundert Metern Entfernung hinter ihnen.

Da stieg plötzlich eine Rauchwolke aus der rechteckigen Hülse an seiner Seite, etwas Langes und Weißes schoss hervor und fiel klatschend ins Wasser.

»Sehe ich das richtig?«, fragte Race. Im gleichen Moment schwenkte ein weiterer Rigid Raider der Nazis hinter ihr Boot und jagte zwischen diesem und dem Pibber dahin, der gerade das seltsame Ding ausgeworfen hatte. Vier Nazis standen an Deck des offenen Rigid Raiders und feuerten mit Beretta-Pistolen auf Race und Doogie.

Plötzlich – so plötzlich, dass Race sich kerzengerade aufrichtete – explodierte der Rigid Raider zwischen den beiden Pibbers.

Ohne Vorwarnung.

Ohne offensichtliche Ursache.

Das lang gestreckte Aluminium-Kampfbboot schoss einfach in einem Schwall aus Rauch, Wasser und verdrehtem Metall in die Höhe.

Ohne offensichtliche Ursache, dachte Race – bis auf das Ding, das der andere Pibber gerade aus der Hülse ins Wasser ausgeworfen hatte.

Die Erkenntnis traf ihn und Doogie gleichzeitig.

»*Torpedos!*«, sagten beide, einen Blick wechselnd.

Währenddessen stieg ein weiteres Rauchwölkchen an der Seite des Nazi-Pibbers empor und ein langer weißer

Torpedo fiel klatschend in den Fluss und schoss mit unglaublicher Geschwindigkeit direkt auf ihr Boot zu.

»Scheiße«, fluchte Doogie.

Race schob den Gashebel des Pibbers vor.

Der Torpedo raste durchs Wasser.

Race lenkte den dahinjagenden Pibber nach links auf die übrige Flotte zu. Er hoffte, ein weiteres Boot zwischen sich und den Torpedo bringen zu können.

Aber es hatte keinen Zweck.

Die am nächsten liegenden Boote waren die beiden verbliebenen Helikopterträger – der eine, der die Grumman JRF-5 Goose hinter sich im Schlepptau hatte, unmittelbar rechts von ihnen und der andere links vorn.

Die Landungsdecks der Träger waren leer – ihre Heliports verlassen.

Race drückte den Gashebel weiter vor.

Sein Pibber schoss voran, traf eine Welle, sprang hoch in die Luft und krachte jäh und wild torkelnd hart aufs Wasser zurück.

Der Torpedo kam immer näher.

»Professor!«, schrie Doogie. »Sie haben noch etwa zehn Sekunden, um was zu unternehmen!«

*Zehn Sekunden*, dachte Race.

*Scheiße.*

Er sah den Helikopterträger links – und hatte eine Idee. Er lenkte darauf zu.

Acht Sekunden.

Race' Blick klebte an dem Träger. Dabei handelte es sich um wenig mehr als einen Landeplatz auf dem Wasser – lediglich ein weiter, flacher Platz, der etwa einen

Meter über der Wasserlinie trieb und am Bug ein kleines, glasumschlossenes Ruderhaus besaß.

Sechs Sekunden.

Race riss das Steuerruder hart nach backbord und der Pibber kippte nach links. Er glitt rasch über die Wellen und ging alle paar Meter in die Luft, während er mit halbsbrecherischer Geschwindigkeit auf den Helikopterträger zuschoss.

Fünf Sekunden.

Der Torpedo kam rasend schnell näher.

Vier Sekunden.

»Was tun Sie da?«, schrie Doogie.

Drei.

Race drückte den Gashebel so weit vor, wie es ging.

Zwei.

Der Pibber glitt auf Kollisionskurs auf die Steuerbordseite des Trägers zu.

In diesem Moment traf der Pibber plötzlich auf eine Welle und schoss wie ein Stuntauto, das von einer Rampe springt, hinauf ins Leere.

Nun wirbelten die Propeller in der leeren Luft, als sie buchstäblich durch die Luft flogen. Dann landete das Boot mit einem heftigen Aufprall direkt auf dem leeren Heliport.

Aber der Pibber hatte noch immer mächtig Schwung und mit einem kreischenden, ohrenzerreißend schrillen Kratzgeräusch rutschte das Patrouillenboot funkenschlagend über den leeren Heliport, bis es – *Wusch!* – vom linken Rand des Trägers herabschoss und klattschend auf der anderen Seite ins Wasser fiel, wo seine

Propeller erneut Widerstand fanden. Kaum war es einige Meter entfernt, prallte der Torpedo hinter ihm auf den unglückseligen Träger und explodierte.

Die Wände des Trägers flogen auseinander. Gezackte Stahlstücke, abgerundete Teile des Rumpfs sowie Tausende von Glasscherben sausten in die Luft.

»Juhu!«, schrie Doogie vom Geschützturm herüber.  
»*Was für ein Sprung!*«

Atemlos blickte Race auf den Fluss hinter ihnen zurück, während Teile des zerstörten Trägers auf das Dach des Ruderhauses herabregneten.

»Wahnsinn«, sagte er.

\* \* \*

RENÉE BECKER GLITT durch eine Seitentür des Kommandoschiffs und schob sich vorsichtig einen schmalen, weiß erhellten Korridor hinab.

Plötzlich öffnete sich eine Tür vor ihr. Sie drückte sich in eine Nische. Zwei Nazis kamen heraus und eilten an ihr vorüber. Sie hielten Pistolen in den Händen und einer von ihnen sagte: »Sie benutzen unser eigenes EMI gegen uns!« Die beiden liefen davon, ohne sie bemerkt zu haben.

Renée schlich weiter. Das Innere des Katamarans war unglaublich nobel ausgestattet – weiße Wände mit dunklen Holzpaneelen, luxuriöser blauer Teppich.

Aber sie achtete nicht weiter darauf.

Ihre Gedanken kreisten nur um eines.

*Das Götzenbild.*



Race' und Doogies Pibber jagte wieder über den Fluss und Doogie feuerte von seinem Turmgeschütz aus auf den letzten Hubschrauber, der bedrohlich auf sie zuflog.

Aber der Mosquito war zu flink, zu zierlich. Er wich dem Feuer leicht aus, bis Doogies 20-mm-Kanone schließlich die Munition ausging und sie nur noch wiederholt klickte.

Doogie runzelte die Stirn. »Mist.«

Rasch glitt er vom Geschützturm herab, schnappte sich das G-11 und kam zu Race ins Ruderhaus.

»Wir müssen den Hubschrauber ausschalten«, meinte er. »Solange er da oben ist, haben wir keine Chance, die Burschen zu erledigen.«

»Was schlagen Sie vor?«

Doogie nickte zu dem letzten verbliebenen Helikopterträger hinüber, der in etwa fünfzig Metern Entfernung rechts von ihnen durch den Fluss jagte und an dem die Grumman Goose vertäut war.

»Ich schlage vor, wir gehen damit in die Luft«, sagte er.

Sekunden später schwenkte ihr Pibber neben den flachen Helikopterträger.

Einen Augenblick lang berührten sich die beiden Boote. Währenddessen machte Doogie einen Satz auf das Landedeck des Trägers hinüber.

»Also, Professor!«, schrie er. »Sie sind dran!«

Race nickte, verließ das Ruder des Pibbers – und in diesem Augenblick schwankte das Patrouillenboot heftig. Etwas war mit voller Wucht dagegeengeprallt.

Race stürzte aufs Deck, sah auf und bemerkte, dass

einer der beiden verbliebenen Nazi-Pibbers erneut die linke Seite seines Bootes rammte.

Rasch hob Doogie auf dem Helikopterträger das G-11 und drückte den Abzug – aber aus irgendeinem Grund wollte es nicht feuern.

»Verdammte *Scheiße!*«, schrie er, als er Race samt dem anderen Pibber davontreiben sah.

Race umgab ein Inferno.

Überall knallten Schüsse. Die Nazis auf dem anderen Pibber hatten mit Pistolen das Feuer auf sein Ruderhaus eröffnet. Die vordere Windschutzscheibe des Pibbers zerbrach und ein Schauer aus Scherben regnete auf ihn herab.

Dann spürte er plötzlich einen weiteren Stoß: Der zweite Pibber prallte gegen seine Backbordreling.

Er fuhr herum und sah das Boot bedrohlich und riesig neben sich aufragen. Die drei Soldaten auf dem Heck bereiteten sich darauf vor, mit Berettas in Händen seinen Pibber zu entern und ihn zu töten.

Er wirbelte in die andere Richtung herum und bemerkte, dass die Kluft zwischen seinem Boot und dem Helikopterträger mit Doogie darauf inzwischen mindestens zehn Meter breit war. Das war zu viel.

*Er war auf sich allein gestellt.*

Er zog seine SIG.

*Welche Möglichkeiten hast du, Will?*

*Sehe nicht viele.*

Der erste Nazi sprang auf seinen Pibber hinüber.

Sogleich fuhr Race herum und sprang durch die zer-

schmetterte Windschutzscheibe auf das gestreckte Vordeck des Pibbers, und zwar gerade in dem Moment, als der Nazi mit seiner Pistole das Feuer eröffnete und die Kugeln nur wenige Zentimeter über Race' Kopf vom Rahmen der Windschutzscheibe abprallten.

Auf allen viere landete er auf dem Vordeck und war wenigstens für einen Augenblick aus der Schusslinie.

Er hörte andere Nazis auf dem Achterdeck seines Bootes landen.

*Scheiße!*

Vorsichtig sah er sich um und erblickte die Köpfe der vier Nazisoldaten, die nach vorn kamen. Instinktiv wälzte er sich weg. Da traf ihn plötzlich etwas hart in den Rücken.

Race drehte sich um.

Es war der Anker des Pibbers.

Die Nazis kamen näher.

*Tu was!*

*Also gut ...*

Rasch zielte Race mit der SIG-Sauer auf die Ankerleine und feuerte.

Die Kugel durchschlug die Leine unmittelbar oberhalb des Ankers und sogleich fiel das schwere Teil aus rostfreiem Stahl klappernd auf das Deck.

Daraufhin riss Race seine Yankee-Kappe herab und schob sie sich fest zwischen die Zähne.

Der erste Nazi tauchte im Ruderhaus auf, hob seine Beretta und schoss.

Race wich der Kugel aus, rutschte unter die Ankerleine in seiner Hand und wälzte sich dann, ohne sich sein

Vorhaben ein zweites Mal zu überlegen, rasch über das Vordeck zum Bug.

Währenddessen explodierten überall auf dem stählernen Vordeck Einschusslöcher, aber die Kugeln verfehlten ihr Ziel.

Denn als die vier Nazis im Ruderhaus des Pibbers auftauchten, wälzte sich William Race vom Bug des Patrouillenboots und fiel in das dahinjagende Wasser.

\* \* \*

RACE SCHLUG HART mit dem Rücken auf der Wasseroberfläche auf.

Er erzeugte eine spektakuläre Gischt, während er unkontrolliert auf dem Wasser auf und nieder sprang, rasend schnell darüber wegrutschte und verzweifelt versuchte, die Ankerleine nicht aus dem Griff zu verlieren. Hin und wieder prallte er von einer Welle ab und knallte seitlich an den Bug des Pibbers, der das Wasser neben ihm wie ein Messer durchschnitt.

Race biss heftig auf den Rand seiner Kappe und hielt die Leine so fest, wie er konnte.

Es war ein rauer Ritt, der sich anfühlte, als ob ihm jemand eine Tracht Prügel versetzte. Aber Race wusste, dass es noch wesentlich schlimmer kommen würde, wenn er sich nicht etwas einfallen ließ.

Über sich auf dem Vordeck vernahm er das schwere *Bumm-Bumm-Bumm* von den Stiefeln der Nazis. Falls sie ihn am Bug herabhängen sähen, wäre er mit Sicherheit ein toter Mann. Sie würden ihn sofort erschießen.

*Tu's, Will!*

*Na gut, dachte er. Tun wir's!*

Race wappnete sich gegen den Aufprall der dahinjagenden Wellen, kniff die Augen vor der Gischt zusammen, die ihm ins Gesicht peitschte, fasste die Ankerleine seinem Vorhaben entsprechend und spannte alle Muskeln an.

Dann ließ er sich in das Wasser sinken, unter den Bug des Pibbers!

Zuerst tauchten die Beine unter.

Dann kam das Becken, der Bauch, die Brust.

Langsam folgten die Schultern, der Hals.

Als Letztes brachte Race mit einem tiefen Atemzug den Kopf unter die Oberfläche.

Eine unheimliche Stille.

Das Geknatter der Außenbordmotoren, das Dröhnen der Hubschrauber, das Knallen automatischen Gewehrfeuers war verstummt. Race hörte lediglich noch das stetige vibrierende Summen der Bootsmotoren, das im Wasser hallte.

Der steil abfallende graue Rumpf des Pibbers füllte Race' Blickfeld aus. Kleine Funken von irgendetwas sausten mit Millionen Kilometern pro Stunde an seinem Gesicht vorüber und verschwanden in der schlammigen grünen Düsternis jenseits seiner Füße.

Langsam und zielstrebig ließ er sich Hand über Hand an der Ankerleine herab und glitt heckwärts am Rumpf des Pibbers entlang, wobei er verzweifelt den Atem an-

hielt – und noch immer fest mit den Zähnen auf seine Kappe biss.

Er hatte etwa ein Drittel der Strecke zurückgelegt, da materialisierte sich die erste Reptiliengestalt in der grünen Finsternis.

Ein Kaiman.

Er schoss heran, öffnete den Rachen unmittelbar neben Race' tretenden Füßen und schnappte blitzschnell wie eine zuschlagende Klapperschlange gierig nach Race' Turnschuhen.

Race zog die Beine gerade in dem Augenblick zurück, da die Kieferknochen des Kaimans sich knirschend schlossen, und so bekamen sie lediglich Wasser zu fassen. Das große Reptil, außerstande, mit dem dahinjagenden Pibber Schritt zu halten, schrumpfte beutelos in der dunstigen grünen Finsternis zusammen.

Verzweifelt schrie Race' Körper nach Luft. Seine Lungen brannten. Galle kroch ihm in die Kehle hinauf.

Er zog sich rascher die Leine entlang, bis er das Gesuchte schließlich fand.

Die Taucherluke.

*Großartig!*

Rasch versetzte Race der Luke einen Fausthieb und öffnete dadurch den inneren Verschluss. Dann schob er den Kopf hindurch.

Sein Kopf durchbrach die Wasseroberfläche – in der unteren Kabine des Pibbers!

Race spuckte die Yankee-Kappe aus und sog jede Unze Luft ein, die er bekommen konnte.

Anschließend zog er sich durch die kistenförmige Luke hinauf und sackte auf dem Fußboden der Kabine in sich zusammen – zerschrammt, zerschlagen und völlig außer Atem, aber unendlich froh, noch am Leben zu sein.

\* \* \*

DOOGIE KENNEDY RANNT über das offene Deck des letzten Helikopterträgers. Ein Hagel von Geschossen folgte ihm, die Funken aus dem metallenen Boden schlugen.

Sobald Race unter den Bug des Pibbers getaucht war, hatte Doogie das Feuer auf die vier Nazis im Ruderhaus eröffnet. Jetzt nahmen sie ihn unter Beschuss, während er versuchte, sich zu dem Wasserflugzeug durchzuschlagen, das an dem großen Helikopterträger vertäut war.

Er erreichte das Heck und löste rasch die Leine der Goose.

Daraufhin sprang er auf den Bug der Maschine und riss die kleine Luke auf deren Nase auf. Mit dem Kopf voran tauchte er hindurch und stand Sekunden später im Cockpit wieder auf den Beinen.

Er hieb auf den Zündschalter und sofort setzten sich die beiden Propeller an den Tragflächen in Bewegung. Zunächst rotierten sie langsam, dann schalteten sie hoch und waren rasch bloß noch als verwischte Scheiben zu erkennen.

Das Wasserflugzeug entfernte sich von dem Helikopterträger, während die Kugeln der Nazis von seinem Rumpf abprallten.

Doogie wendete die Goose, sodass sie auf das Deck des Pibbers zeigte, den er gerade im Stich gelassen hatte.

Dann drückte er den Auslöser an seinem Steuerknüppel.

Sogleich spie die seitlich montierte Gatlingkanone ein ohrenbetäubend lautes 20-mm-Maschinengewehrfeuer aus.

Auf der Stelle wurden drei der Nazis auf dem Pibber von dem mächtigen Feuer der Goose direkt in die Brust getroffen und fielen.

Der vierte stürzte ebenfalls, aber absichtlich – rasch wälzte er sich aus der Schusslinie.

»Gott, wie ich diese 20-Millimeter-Kanonen liebe!«, sagte Doogie.

Race hatte gerade die kleine Metalltür erreicht, die zurück zum Ruderhaus führte, als Doogies Gewehrfeuer das Boot bestrich.

Nachdem wieder Stille eingekehrt war, spähte Race zur Tür hinaus und sah, dass nur noch einer der ursprünglich vier Nazis am Leben war – er lag auf dem Deck und lud seine Beretta nach.

Diese Gelegenheit musste er beim Schopf packen.

Race wartete einen Augenblick, um seine Nerven zu beruhigen. Dann warf er die Tür auf, hob die SIG-Sauer, zielte auf den überraschten Nazi und betätigte den Abzug.

*Klick!*

Der Schlitten der SIG stand in der Leerposition.

Keine Patronen!

Entsetzt warf Race die Pistole beiseite und tat das Einzige, das ihm einfiel, zumal der Nazi knallend ein



neues Magazin in den Griff seiner Pistole schob: Er tat drei mächtige Schritte und warf sich auf den Gegner.

Nach dem harten Aufprall gingen beide Männer auf dem Deck des dahinjagenden Pibbers zu Boden und rutschten auf das Heck zu.

Rasch kamen sie wieder auf die Beine. Der Nazi vollführte einen Rückhandschlag, aber Race duckte sich und die Faust pfiff über seinen Kopf hinweg.

Unvermittelt schlug Race mit einer wütenden Rechten auf das Gesicht des Soldaten ein. Der Hieb saß: Der Kopf des Nazis flog ebenso wie der Körper nach hinten.

Race drosch erneut auf ihn ein, wieder und wieder, und während der Nazi stolpernd zurückwich, brüllte Race:

»Runter ...«

*Peng!*

»... von ...«

*Peng!*

»... meinem ...«

*Peng!*

»... Schiff!«

Beim letzten Hieb prallte der Nazi gegen die Heckreling des Pibbers, kippte darüber und fiel klatschend in das Kielwasser des Bootes.

Race – schwer atmend und mit blutigen Fingerknöcheln – starrte ihm nach und schluckte schwer. Nach wenigen Augenblicken sah er eine inzwischen vertraute Wellenformation auf den Soldaten zulaufen. Er wandte sich ab, als das Gekreisch des Nazis einsetzte.

\* \* \*

VORSICHTIG KROCH RENÉE mit vorgehaltener Waffe einen schmalen Korridor auf dem Kommandoschiff entlang, da vernahm sie plötzlich Stimmen aus einem Raum rechts. Sie spähte um den Türrahmen.

Und sah einen älteren Mann in einem ultramodernen Hightech-Laboratorium stehen. Er war riesig, korpulent, hatte einen fetten Stiernacken und einen gewaltigen Körperumfang – das weiße Hemd spannte sich über einem mächtigen Bauch.

Renée erkannte ihn sofort.

Sie hielt den Atem an, während sie den Mann anstarrte.

Das war Odilo Ehrhardt.

Der Befehlshaber des Sturmtrupps.

Einer der gefürchtetsten Nazis im Zweiten Weltkrieg.

Er musste jetzt – wie alt? – 75 Jahre sein, wirkte jedoch keinen Tag älter als fünfzig. Seine klassisch arischen Züge waren noch immer vorhanden, wenn auch vom Alter verwischt. Das weißblonde Haar lichtete sich allmählich, sodass sich eine Anzahl hässlicher Altersflecken zeigten. Seine blauen Augen funkelten und glitzerten wahnsinnig, während er seinen Männern Befehle zubrüllte.

»... dann *sucht* diesen Generator und *schaltet ihn ab*, ihr Schwachköpfe!«, brüllte er in das Funkgerät und stach mit einem Wurstfinger auf einen seiner Soldaten ein. »Du! Hauptsturmführer! Hol mir Anistase! Auf der Stelle!«

Das Laboratorium um den Nazigeneral war eine Mischung aus Glas und Chrom. Cray-YMP-Supercomputer reihten sich an den Wänden, Vakuumkammern standen

auf Labortischen. Labortechniker in weißen Mänteln eilten umher und Soldaten mit Pistolen rannten durch die gläserne Haupttür hinaus, die zum Heliport am Heck des Schiffs führte.

Aber Renée hatte nur Augen für den Gegenstand in Odilo Ehrhardts linker Hand.

Er war in ein ausgefranstes, purpurfarbenes Tuch geschlagen.

Das Götzenbild.

In diesem Augenblick eilte Heinrich Anistase vom Heliportdeck herein und stellte sich in Habtachtposition vor Ehrhardt.

»Sie haben nach mir geschickt.«

»Was ist da los?«, fragte Ehrhardt.

»Sie sind überall, Oberstgruppenführer. Es müssen Dutzende sein, vielleicht mehr. Sie haben sich offenbar getrennt, nehmen verschiedene Teile der Flotte unter Beschuss und verursachen beträchtlichen Schaden.«

»Dann verschwinden wir«, meinte Ehrhardt, reichte Anistase das Götzenbild und führte ihn zum Heliportdeck. »Rasch. Wir nehmen das Götzenbild im Helikopter mit und bringen es zur Mine. Sind die Regierungsoberhäupter unseren Forderungen nicht nachgekommen, wenn wir das Thyrium in die Supernova einbringen, werden wir sie zünden.«

Aus dem Ruderhaus seines gerade zurückeroberten Pibbers überblickte Race das wässrige Schlachtfeld ringsherum.

Was von der Flotte übrig war, jagte noch immer den

Fluss entlang, aber sie war nur noch ein Schatten ihrer selbst.

Drei Pibbers waren noch auf dem Wasser, doch einen steuerte Race. Einer der Helikopterträger war übrig, dazu drei von den ursprünglich fünf Rigid Raiders – und einen hatte Schröder übernommen.

Van Lewens Skarabäus raste vor der Flotte her. Und dann war da der letzte Mosquito-Hubschrauber, der seine Wut noch immer aus der Luft ausließ.

Etwa vierzig Meter hinter sich sah Race, wie Doogie die Goose aus dem Kielwasser des Helikopterträgers herausdrehte. Er suchte nach einer freien Wasserstrecke, von wo aus er abheben konnte.

Race fuhr herum und schaute nach vorn.

Etwa dreißig Meter links vor seinem Pibber sah er das gewaltige Kommandoschiff der Nazis über den Fluss rasen.

In dem Augenblick jedoch, da er hinüberschaute, erblickte er plötzlich zwei Männer, die auf das Achterdeck hinausstürmten und zu dem weißen Bell-Jet-Ranger-Helikopter auf dem Heck rannten.

Einen davon erkannte er sofort – Anistase.

Der andere Mann war beträchtlich älter als Anistase und fett. Er hatte einen dicken, muskulösen Hals und einen halb kahlen Kopf. Race wusste nicht, wer das war, vermutete jedoch, dass er der Mann war, von dem Schröder gesprochen hatte – der Befehlshaber des Sturmtrupps. Otto Ehrhardt oder etwas in dieser Preisklasse.

Anistase und Ehrhardt sprangen in das Heck des Bell

Jet Rangers und sogleich drehten sich die Rotorblätter des Hubschraubers.

Da traf Race die Erkenntnis.

*Sie brachten das Götzenbild weg.*

In diesem Moment sah Race aus dem Augenwinkel eine Bewegung – eine kleine, schattenhafte Gestalt eilte die Passage an der Steuerbordseite des Kommandoschiffs hinab.

Er bekam große Augen.

Renée!

Sie rannte zum Heck, das M-16 quer über der Brust.

Offenbar wollte sie das Götzenbild holen.

*Allein!*

Voller Bewunderung sah Race Renée um die Ecke biegen und mit ihrem M-16 auf den Hubschrauber der Nazis feuern.

Einige Nazisoldaten wurden getroffen und fielen, die anderen drehten sich jedoch um und schossen mit AK-47-Gewehren zurück.

Angesichts des feindlichen Feuers wich Renée zurück, während die Nazis vom Helikopterdeck aus die Verfolgung aufnahmen.

Race konnte nur voller Entsetzen zuschauen, als sie stolpernd rückwärts die Passage auf der Steuerbordseite des Kommandoschiffs entlang zum Bug lief.

Dabei feuerte sie wild und entschlossen mit dem M-16, wodurch sie die Nazis am Heckende der Passage festhielt, bis sie sich schließlich am Bugende hinhocken konnte. Von dort aus hielt sie ihre Angreifer am anderen Ende in Schach.

In diesem Augenblick sah Race den Mann.

Ein Nazisoldat näherte sich Renée über das breite Dach des Kommandoschiffs!

Der Mann hielt sein Gewehr erhoben und bewegte sich langsam und zielstrebig weiter. Außerhalb von Renées Blickfeld schlich er sich an sie heran.

Sie konnte nicht wissen, dass er sich ihr auf dem Dach näherte.

»Verdammt!«, sagte Race und blickte sich fieberhaft um. Wie konnte er ihr helfen?

Sein Blick fiel auf Doogies Wasserflugzeug, das auf der Suche nach einer freien Wasserstrecke im Kielwasser zwischen seinem Pibber und dem Kommandoschiff dahinraste.

Sogleich erkannte Race die Gelegenheit, und ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, sprang er durch die zerbrochene vordere Windschutzscheibe hinaus und kletterte aufs Dach.

Dann sprang er, gerade als Doogies Goose an seinem Pibber vorübersaute, auf die Tragfläche des Wasserflugzeugs und tanzte sie förmlich entlang!

Es war ein erstaunlicher Anblick: das Goose-Wasserflugzeug, das zwischen dem Kommandoschiff der Nazis und dem Pibber dahinjagte, und die winzige Gestalt des William Race – in klatschnassen Jeans, durchnässtem T-Shirt und mit der Baseballkappe auf dem Kopf –, der über die Tragfläche rannte, vornübergebeugt, um gegen den peitschenden Wind anzukommen.

Race lief raschen, aber sicheren Fußes, so schnell er konnte, über die zwanzig Meter lange Tragfläche der Goose.

Schon sah er das Kommandoschiff drohend vor sich aufragen. Die Welt dahinter huschte in waagerechten Streifen vorüber. Renée hielt am Bug die drei Nazis am anderen Ende der Passage in Schach. Der Soldat oben auf dem Dach des großen Katamarans kam ihr jedoch immer näher.

Wie ein Rennwagen, der einen Rivalen überholte, erreichte die Goose schließlich das Kommandoschiff und Race sprang in vollem Lauf vom Rand der linken Tragfläche ...

... segelte durch die Luft ...

... und landete wie eine Katze auf beiden Beinen auf dem Dach des Kommandoschiffs, unmittelbar neben dem Nazi, der sich an Renée heranschlich!

Race zögerte keine Sekunde. Ohne Waffe stürmte er in den Mann hinein, sodass beide nach vorn flogen und vom Dach des Katamarans herabfielen.

Sie landeten auf dem Vordeck, unweit der Stelle, wo Renée am vorderen Ende der Steuerbordpassage kauerte.

Orientierungslos wälzte sich Race weg und blickte voller Entsetzen auf, denn der Nazi war bereits wieder auf den Beinen.

In einem flüchtigen Augenblick sah Race das Gesicht des Mannes. Es war zweifelsohne eines der hässlichsten Gesichter, die er jemals gesehen hatte – lang und schief und von Pockennarben gezeichnet. Doch es war auch ein Bild der Wut, reiner, unverfälschter Wut.

Gleich darauf wurde das widerliche Gesicht des Nazis in Race' Blick vom Kolben des AK-47-Sturmgewehrs er-

setzt, der rasend schnell auf seinen Kopf herabsauste. Dann – *Krack!* – wurde alles schwarz um Race.

Renée fuhr herum und sah gerade noch, wie der Hieb Race' Kopf zurückwarf. Hart fiel Race aufs Deck. Er war bewusstlos.

Da sah der hässliche Nazi auf und blickte zu ihr herüber.

Lächelnd hob er das Gewehr.

\* \* \*

DIE GOOSE SCHOSS am Kommandoschiff vorüber ins offene Wasser. Sie hatte die Flotte hinter sich gelassen.

Doogie schob den Gashebel nach vorn, um die Geschwindigkeit zum Abheben zu erreichen. Aber da ertönte irgendwo links von ihm plötzlich ein lautes *Bumm!* Abrupt schwankte das Flugzeug heftig hin und her. Er warf einen Blick aus dem Fenster. Dort, wo sein linker stabilisierender Schwimmer hätte sein sollen, war auf einmal nichts mehr.

Kaum eine Sekunde später jagten zwei Rigid Raiders der Nazis von zwei Seiten gleichzeitig vor seinen Bug. Sie fuhren im Zickzack und die Soldaten auf den Decks bestrichen seine Windschutzscheibe mit schwerem Maschinengewehrfeuer.

Doogie ging in Deckung. Die Windschutzscheibe zersplitterte zu einem Spinnwebmuster.

Daraufhin schaute er auf und sah, dass sich einer der Nazis des rechten Rigid Raiders einen tragbaren M-72A2-



Raketenwerfer auf die Schulter hob und damit direkt auf die Goose zielte!

»Oh, Mann ...«, stöhnte Doogie.

Der Nazi betätigte den Abzug.

Doogie zog den Steuerknüppel hart nach links und genau im gleichen Moment stieg eine Rauchwolke aus dem Lauf des Raketenwerfers.

Die Goose sprang wild herum – so wild, dass die Spitze der schwimmerlosen Tragfläche das Wasser berührte und dabei eine spektakuläre Gischtfontäne erzeugte!

Was zur Folge hatte, dass die Rakete aus dem Werfer unter Doogies hochgereckter rechter Tragfläche hindurchschoss und sie um Zentimeter verfehlte, ehe sie zu den Bäumen weiterjagte und einen unglücklichen Stamm in die Hölle blies.

Doogies kleine Goose raste auf dem Bauch und dem einen verbliebenen Schwimmer weiter über den Fluss.

In diesem Moment kam der letzte Mosquito-Kampfhubschrauber knatternd aus dem Nirgendwo und feuerte eine verheerende Salve ab, dass das Wasser um das kleine Flugzeug nur so spritzte.

»Gottverdammte!«, schrie Doogie, während er erneut unter dem Armaturenbrett in Deckung ging. »Kann es denn *noch* schlimmer kommen?«

Da vernahm er ein bedrohliches, jedoch sehr vertrautes Geräusch.

*Puff!*

Er fuhr im Sitz herum.

Und sah, wie einer der beiden verbliebenen Nazi-Pibbers hinter ihm einen Torpedo aus der Hülse warf.

Der Torpedo klatschte ins Wasser und schoss unter der Oberfläche davon.

Doogie gab Gas.

Die beiden Rigid Raiders rasten jetzt zu beiden Seiten direkt neben den Flügelspitzen dahin, sodass sie ihn regelrecht einklemmten.

»Scheiße«, fluchte Doogie. »Scheiße, Scheiße, Scheiße.«

Der Torpedo kam näher.

Doogie schob den Gashebel der Goose weiter nach vorn.

Das kleine Flugzeug schoss über das Wasser, auf nicht weniger als vier Seiten von feindlichen Fahrzeugen umgeben: den beiden Rigid Raiders rechts und links, dem Pibber einhundert Meter heckwärts und dem schwarzen Mosquito-Kampfhubschrauber, der vor ihm durch die Luft raste.

Doogie schaute sich verzweifelt um. Während sein kleines Flugzeug sich bemühte, die Geschwindigkeit beizubehalten, jagten die beiden Rigid Raiders mit ihren brüllenden Kompressormotoren leicht dahin und ihre Mannschaft fand offenbar ein perverses Vergnügen daran ihm bei seinem Kampf zuzusehen.

»Lacht nicht zu früh, ihr faschistischen Arschlöcher«, schrie Doogie. »Es ist noch nicht aller Tage Abend!«

Der Torpedo befand sich jetzt zwanzig Meter hinter dem Schwanz der Goose. Doogie schob den Gashebel so weit nach vorn, wie es ging.

15 Meter, und er war beinahe bei achtzig Knoten.

Zehn – neunzig.

Fünf – einhundert.

Doogie sah, wie ihn die Nazis auf den Rigid Raiders auslachten. Sie amüsierten sich über seinen verzweifelten Versuch, dem Torpedo in der hoffnungslos veralteten Goose zu entkommen.

Zwei Meter – 110. Höchstgeschwindigkeit.

Der Torpedo glitt unter die Goose.

»Nein!«, schrie Doogie. »Komm schon, Baby! *Tu mir den Gefallen!*«

Die Goose schoss über den Fluss.

Die Nazis lachten.

Doogie fluchte.

Dann tat die kleine Goose plötzlich das, was niemand außer ihm für möglich gehalten hätte.

Sie hob ab.

Zwar stieg sie nur ein kleines bisschen über die Oberfläche des Flusses – äußerstenfalls einen halben oder ganzen Meter –, aber das reichte.

Da der Torpedo sein ursprüngliches Ziel verloren hatte, suchte er sogleich nach einem neuen.

Er fand es in dem Rigid Raider rechts von Doogie.

Kaum hatte die Goose von der Oberfläche abgehoben, da wurde dieser Rigid Raider von der gewaltigen Detonation des Torpedos aus dem Wasser geschleudert.

Das Flugzeug berührte die Wasseroberfläche wieder und löste dabei einen Gischtschauer hinter sich aus.

Der Mosquito-Pilot erkannte, was geschehen war, und jagte nach vorn, der Goose voraus. Dabei drehte er sich um die Querachse, sodass er rückwärts vor dem

dahinsausenden Flugzeug flog und eine wilde Salve Kanonenfeuer abschießen konnte.

Doogie duckte sich unter das Armaturenbrett. »Verdammter Hubschrauber!«, rief er. »Sehen wir mal, wie dir *das* gefällt!«

Mit diesen Worten riss er den Steuerknüppel hart nach links.

Die Goose kippte scharf, wobei die Spitze ihres schwimmerlosen linken Flügels erneut die Wasseroberfläche berührte, und geriet dem letzten Rigid Raider in den Weg.

Dessen Steuermann reagierte nicht rasch genug.

Wie eine Rakete, die zum Himmel hinaufschoss, sauste der Rigid Raider die stark geneigte Tragfläche des Flugzeugs hoch!

Laut kreischend glitt der silbrige Rumpf das Metall der Tragfläche entlang, die sozusagen als Abschussrampe fungierte. Anschließend – *Wusch!* – schoss der Rigid Raider in die Luft, wo er mit unglaublicher Geschwindigkeit in den Helikopter krachte, der vor der Goose schwebte.

Der Mosquito taumelte rückwärts wie ein Boxer, der einen Volltreffer auf die Nase erhalten hatte. Im Nu zersplitterte das Cockpit und den Bruchteil einer Sekunde später explodierte der Hubschrauber in einem gewaltigen Feuerball.

Doogie blickte auf das Schlachtfeld hinter sich zurück, sah den geschwärzten Rumpf des torpedierten Rigid Raiders langsam im Wasser versinken und die verkohlten Überreste des Mosquitos und des anderen Rigid Raiders mit einem gewaltigen Klatschen in den Fluss stürzen.

»Guten Rutsch, ihr Nazischweine!«, sagte er leise.

BENOMMEN, VERWIRRT UND mit furchtbaren Kopfschmerzen wurde William Race mit vorgehaltener Waffe auf das Achterdeck des Kommandoschiffs der Nazis getrieben.

Neben ihm schob der ungewöhnlich hässliche Nazi, den Race inzwischen in Gedanken »Kratergesicht« nannte, gleichzeitig Renée weiter.

Kaum hatte Kratergesicht ihn und die Deutsche vorhin am Bug überwältigt, da rief der große Nazi seinen Kameraden am anderen Ende der Steuerbordpassage auch schon zu, sie sollten das Feuer einstellen. Jetzt trieb er seine beiden Gefangenen den Gang hinab zum Heliport am Heck, wo der makellos weiße Bell-Jet-Ranger-Helikopter gerade abheben wollte.

Als Anastase sie erblickte, trat er die Seitentür des Helikopters auf.

»Bringt sie her!«, rief er.

Van Lewen raste vor der übrig gebliebenen Flotte über den Fluss.

Er saß an der Pinne des Skarabäus und nur das hintere Drittel des geschossförmigen Rumpfs berührte das Wasser. Die Zwillingismotoren mit ihren 450 PS dröhnten ihm in den Ohren.

Er drehte sich im Sitz um und sah den weißen Bell Jet Ranger vom Achterdeck des Kommandoschiffs abheben.

»Verdammt«, fluchte er.

Karl Schröder befand sich in einer hoffnungslosen Lage.

Sein Rigid Raider schoss ziemlich am Flottenende zwischen den letzten beiden Nazi-Pibbers, die ihn mit

ihrem unablässigen Feuer durchsiebten, über den Fluss.

Verzweifelt versuchte Schröder, ihren Kugeln auszuweichen, aber sie waren zu nahe, zu rasch.

Plötzlich – *Klatsch-Klatsch-Klatsch* – durchschlug eine Anzahl von Kugeln seinen Rigid Raider. Die Geschosse fuhren ihm ins rechte Bein und rissen drei ausgefranste rote Löcher in seinen Oberschenkel.

Er stürzte, biss die Zähne zusammen und unterdrückte einen Schrei.

Irgendwie brachte er es fertig, auf ein Knie zu kommen und das Boot weiterzusteuern, aber es war sinnlos. Die Nazi-Pibbers hatten ihn.

Er blickte nach vorn und erfasste mit einem Blick, was von der Flotte noch übrig war: das Kommandoschiff, der Skarabäus, die Goose und einer der Helikopterträger. Dieser Rest jagte gut einhundert Meter vor ihm in die Ferne davon.

Auch er sah den weißen Bell-Jet-Ranger-Helikopter vom Kommandoschiff abheben. Nur Minuten zuvor waren Race und Renée hineingeworfen worden.

Da traf ein weiterer Hagel von Geschossen Schröders Boot, durchschlug seine kugelsichere Weste, als bestünde sie aus Seidenpapier, und riss ihm eine Reihe von Löchern in den Rücken.

In diesem Augenblick wusste er, dass er sterben würde.

Seine Wunden brannten, seine Nervenenden kreischten und sein ganzer Körper stand kurz vor einem Schock. Karl Schröder sah sich verzweifelt nach etwas um, das er dazu benutzen konnte, so viele Nazis wie möglich mit in den Tod zu nehmen.

Sein Blick fiel auf die Kevlarschachtel, die er zuvor schon auf dem Boden des Rigid Raiders gesehen hatte. Erst jetzt jedoch fielen ihm die auf der Seite aufgeprägten englischen Wörter auf.

Mühsam las Schröder, was dort stand.

Und bekam große Augen.

Schröders Rigid Raider verlor gegenüber den kärglichen Resten der Flotte immer mehr an Boden und die beiden Nazi-Pibbers schoben sich weiterhin auf beiden Seiten dicht an ihn heran.

Schröder lag jetzt auf dem Rücken und blickte zu den Gewitterwolken auf, die sich über ihm dahinwälzten und den spätnachmittäglichen Himmel verdunkelten. Langsam wich das Leben aus seinem Körper.

Plötzlich hatte er das Gesicht eines ziemlich finster dreinschauenden Nazis im Blickfeld und Schröder wurde klar, dass einer der Pibbers neben ihm festgemacht hatte.

Aber das war ihm gleichgültig.

Als der Nazi ruhig das AK-47 hob, blickte Schröder auf den Gewehrlauf und ergab sich in sein Schicksal.

Dann lächelte er seltsamerweise.

Der Nazi zögerte.

Er sah ein wenig zur Seite – auf die Kevlarschachtel, die links neben Schröder lag.

Der Deckel der Schachtel stand offen.

Im Innern erkannte der Nazi fünf kleine Phiolen aus Chrom und Plastik, jede mit einer kleinen Menge bernsteinfarbenen schimmernden Flüssigkeit gefüllt. Sie lagen in einer mit Schaumstoff ausgelegten Tasche.

Der Nazi wusste, worum es sich dabei handelte.

M-22-Isotopengranaten.

Aber da befand sich eine sechste mit Schaumstoff ausgelegte Tasche in der Schachtel.

Und die war leer.

Der Blick des Nazis fuhr nach links, wo er die sechste Phiole in Schröders blutverschmierten Händen sah.

Schröder hatte bereits das Gummisiegel auf der Granate erbrochen und die rote Sicherheitslasche geöffnet, die den Zündmechanismus bedeckte.

Jetzt hielt er den Daumen auf dem Zündknopf. Er drückte ihn hinab, während er ruhig vor sich hin schaute.

Vor Entsetzen wurden die Augen des Nazis groß. »O Scheiße ...«

Schröder schloss die Lider. Jetzt war es an Renée und dem amerikanischen Professor. Er hoffte, dass sie Erfolg hatten. Er hoffte, dass die beiden amerikanischen Soldaten seinem Boot genügend weit voraus waren, außerhalb des Explosionsradius. Er hoffte ...

Schröder seufzte ein letztes Mal, ließ den Zündknopf los und die M-22-Isotopengranate detonierte in all ihrer Pracht.

\* \* \*

DIE WELT ERBEBTE.

Der Rigid Raider explodierte und eine gewaltige, weiß glühende Feuerwalze schoss in alle Richtungen davon.



Sie entzündete augenblicklich die Bäume zu beiden Seiten des Flusses und zerblies sie zu nichts.

Sie jagte als schäumende, brodelnde Mauer aus Hitze mit unvorstellbarer Geschwindigkeit in die Tiefe, brachte das Wasser zum Kochen und tötete alles, was sich ihr in den Weg stellte – ein dahinrasender Komet.

Sie schoss hoch in den Himmel, flammte weiß wie das Blitzlicht auf einer Kamera auf, ein alles verzehrender, monumentaler Blitz, der vom Weltraum aus sichtbar gewesen sein musste.

Doch am schlimmsten war, dass die expandierende Wand aus glühend heißem Licht den Überresten der Flotte hinterherjagte.

Van Lewens Skarabäus und Doogies Goose glitten an deren Spitze über das Wasser – hinter sich die riesenhafte Woge aus Weiß, die den Fluss auffraß.

Doch sie hatten einigermaßen Glück. Sie waren Schröders Rigid Raider gut dreihundert Meter voraus gewesen, als die M-22-Granate explodiert war.

Die anderen Schiffe – der letzte Helikopterträger, die beiden verbliebenen Pibbers sowie das Kommandoschiff – dagegen hatten nicht so viel Glück.

Sie waren näher dran. Und jetzt stand die sich ausdehnende Mauer aus glühend heißem Licht drohend über ihnen wie ein gewaltiges, mythologisches Ungeheuer, das sie zu Zwergen machte. Dann, plötzlich, verzehrte die gigantische Mauer aus Weiß den Helikopterträger und die Pibbers, ließ sie explodieren, ehe sie sie gänzlich verschluckte und anschließend ihre gefräßige Jagd fortsetzte.

Ihr nächstes Ziel war das Kommandoschiff. Wie ein schwerfällig dahinstampfendes Nashorn, das versuchte, einem durchgegangenen Lastwagen zu entfliehen, schoss der gewaltige Katamaran im Versuch voran, der heran-nahenden Mauer aus sengend heißer Energie zu entkommen.

Aber die Explosion war zu schnell, zu mächtig.

Wie zuvor bei dem Träger und den Pibbers streckte die expandierende Mauer aus Licht einfach die Klauen aus und packte das Kommandoschiff mit ihren Krallen, riss es in sich hinein und löschte das riesige Fahrzeug in einem einzigen feurigen Augenblick aus.

Dann sank die gewaltige Feuersbrunst so rasch, wie sie aufgestiegen war, in sich zusammen und löste sich auf. Bald hatte sie ihren Vorwärtsschwung verloren und verschwand in der Ferne.

Van Lewen warf einen letzten Blick auf den versengten und rauchenden Dschungelfluss hinter sich. Er sah eine dünne schwarze Rauchwolke über den Baumkronen in den Himmel steigen – die der gerade einsetzende subtropische Regen jedoch rasch auslöschte.

Dann schaute er sich um. Ihm wurde klar, dass sein Skarabäus und Doogies Goose die einzigen auf dem Fluss verbliebenen Fahrzeuge waren.

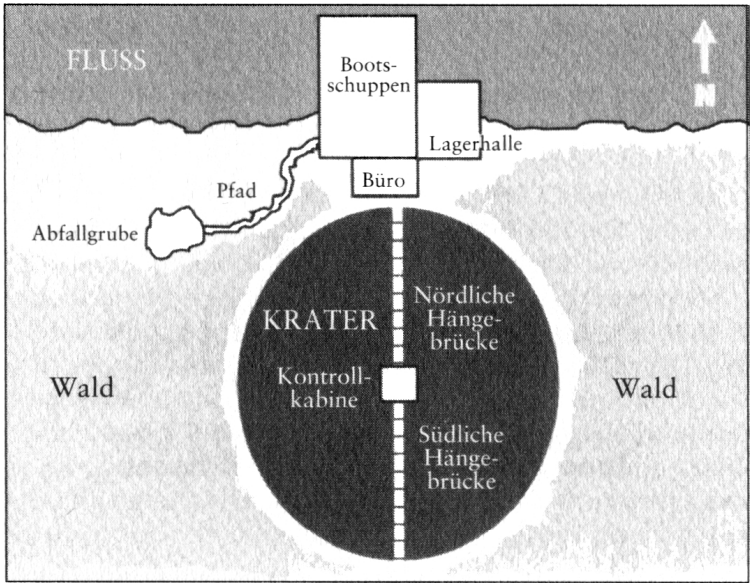
Das einzige weitere Überbleibsel der gerade beendeten Jagd war ein kleiner weißer Fleck, der vor ihnen über den Bäumen verschwand.

Der weiße Bell-Jet-Ranger-Helikopter.

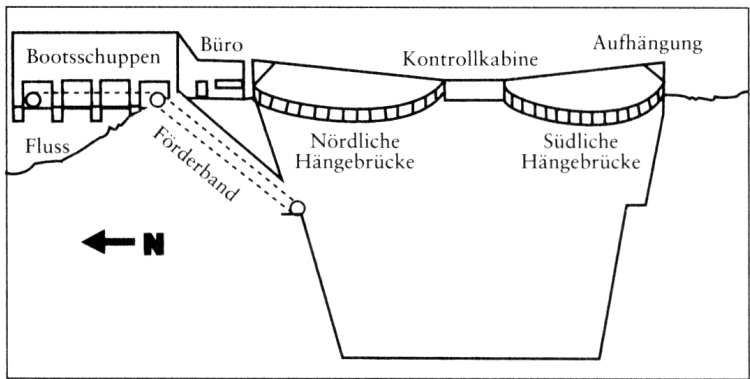
# FÜNFTE KONFRONTATION

Dienstag, 5. Januar, 18.15 Uhr

DIE MADRE-DE-DIOS-GOLDMINE  
ANSICHT VON OBEN



QUERSCHNITT



»WER BIST DU?«, fragte Odilo Ehrhardt auf Deutsch und schlug Renée ins Gesicht.

»Das habe ich Ihnen doch gesagt!«, schrie sie zurück.  
»Mein Name ist Renée Becker, ich bin Beamtin des Bundeskriminalamts.«

Der weiße Helikopter flog jetzt tief über dem Fluss Richtung Osten. Race und Renée befanden sich, mit Handschellen gefesselt, im Heck. Vor ihnen saßen Ehrhardt, Anistase und Kratergesicht. Ein einsamer Pilot vorn flog den Hubschrauber.

Ehrhardt wandte sich an Race. »Und wer bist *du*?«

»Er ist Amerik...«, sagte Renée.

Ehrhardt schlug sie erneut. Hart.

»Ich habe nicht dich gefragt.« Er wandte sich wieder Race zu. »Na, wer bist du? FBI? Oder Navy? Vielleicht ein SEAL? Teufel, du *musst* von den SEALs sein, so wie du unsere Schiffe vernichtet hast.«

»Wir sind von der DARPA«, erwiderte Race.

Ehrhardt runzelte die Stirn. Dann kicherte er leise.

»Nein, das seid ihr nicht«, sagte er, beugte sich vor und brachte das rundliche, fleischige Gesicht nahe an Race heran.

Der hatte das Gefühl, ihm würde übel.

Ehrhardt war widerlich, *abscheulich* – so fett, dass er grotesk wirkte. Er verströmte einen unangenehmen Körpergeruch und hatte ein bösartiges Mondgesicht. Ein

dünner Speichelfaden lief ihm beim Sprechen zwischen den Lippen herab und sein Atem roch nach Pferdescheiße.

»Ich arbeite mit Dr. Frank Nash zusammen«, sagte Race im verzweifelten Versuch, die Ruhe zu bewahren. »Er ist pensionierter Army-Colonel, der bei der Defense Advanced Research Projects Agency mit Mitgliedern der US Army kooperiert.«

»Frank Nash, hm?«, meinte Ehrhardt und hauchte Race seinen fauligen, ranzigen Atem übers Gesicht.

»Stimmt.«

»Und wer könntest du sein, kleiner Möchtegernheld?«, fragte er und nahm Race die Yankee-Kappe vom Kopf.

»Mein Name ist William Race«, erwiderte Race und griff mit den gefesselten Händen nach der Kappe. »Ich bin Professor für Sprachen des Altertums an der New York University.«

»Aha«, sagte Ehrhardt nickend. »Du bist also derjenige, den sie zur Übersetzung des Manuskripts herangekarrt haben. Sehr gut, sehr gut. Ehe ich Sie umbringen lasse, Mister William Race, Professor für Sprachen des Altertums an der New York University, würde ich gern eine kleine Fehleinschätzung korrigieren, der Sie anscheinend unterliegen.«

»Und die wäre?«

»Frank Nash ist nicht von der DARPA.«

»Was?«, fragte Race stirnrunzelnd.

»Und er ist ganz gewiss auch kein *pensionierter* Army-Colonel. Im Gegenteil, eigentlich ist er sehr aktiv. Zu Ihrer Information: Colonel Francis K. Nash ist Chef

der United States Army's Special Projects Unit, der Einheit für Spezialprojekte der Army.«

»Wie bitte?«

Race verstand nicht. Warum sollte Nash sagen, er sei von der DARPA, wenn er es in Wirklichkeit nicht war?

»A-ha!«, gackerte Ehrhardt und klatschte in die Hände. »Der Ausdruck auf dem Gesicht eines Mannes, der kurz vor seinem Tod erfährt, dass er verraten worden ist, *gefällt* mir einfach.«

Race war vollkommen durcheinander.

Selbst wenn Nash *nicht* von der DARPA war, was spielte das für eine Rolle? Die Supernova war ein Projekt der Army und Nash gehörte zur Special Projects Unit der Army.

Es sei denn ...

Ehrhardt wandte sich an Anistase. »So. Die Army ist auch hier. Was sagen Sie dazu?«

»Es muss einen weiteren Maulwurf geben«, erwiderte Anistase, der Race und Renée völlig ignorierte.

»Bei der DARPA?«, fragte Ehrhardt.

Anistase nickte. »Wir kennen die Verbindung zu den amerikanischen Terroristengruppen, aber wir wissen nichts von dieser ...«

»Bah!« Ehrhardt wedelte geringschätzig mit der Hand. »Das ist jetzt unwichtig, weil *wir* im Besitz des Götzenbildes sind.«

»Was hoffen Sie, damit zu erreichen?«, fragte Renée trotzig. »Wollen Sie die Welt zerstören?«

Ehrhardt lächelte sie nachsichtig an. »Ich möchte die Welt nicht zerstören, Fräulein Becker. Weit gefehlt. Ich

möchte sie neu errichten. Neu *ordnen*. So, wie sie sein sollte.«

»Womit? Einhundert Milliarden Dollar. Geht es darum? Um *Geld*?«

»Mein liebes Fräulein Becker, weiter reicht Ihre Fantasie nicht? *Geld*. Es geht nicht um *Geld*. Es geht darum, was Geld *tun kann*. Einhundert Milliarden Dollar – bah – sind nichts. Nichts weiter als ein Mittel zum Zweck.«

»Und worin besteht der Zweck?«

Ehrhardt kniff die Augen zusammen. »Einhundert Milliarden Dollar werden mir eine neue Welt erkaufen.«

»Eine neue Welt?«

»Tapferes Fräulein Becker, was will ich denn Ihrer Ansicht nach? Ein neues *Land* vielleicht? Um das ermüdende, alte Naziziel zu verfolgen, eine arische Nation mit dem Herrenvolk an der Spitze zu errichten, mit den *Untermenschen* darunter? Bah.«

»Was wollen Sie dann? Wie können Sie sich eine neue Welt erkaufen?«

»Indem ich einhundert Milliarden US-Dollar auf die Finanzmärkte der Welt werfe, und zwar für den Dumpingpreis von einem Cent das Stück.«

»Was?«, sagte Renée.

»Die amerikanische Ökonomie befindet sich in einer äußerst prekären Lage – in der prekärsten seit fünfzig Jahren. Angehäufte Auslandsschulden von schätzungsweise achthundertdreißig Milliarden Dollar, jährliches Haushaltsdefizit. Am meisten jedoch hängen die Vereinigten Staaten von einer stabilen Währung ab, mit der sie ihre Schulden in Zukunft zurückzahlen werden.



Wenn jedoch der Wert dieser Währung dramatisch in den Keller geht, sagen wir, auf etwa ein Viertel ihrer gegenwärtigen Kaufkraft, wären die Vereinigten Staaten außerstande, ihre Schulden zurückzuzahlen.

Sie wären bankrott, ihre Dollars wertlos. Was ich mit meinen einhundert Milliarden Dollar zu tun beabsichtige, ist, die amerikanische Ökonomie zum Krüppel zu machen.«

Ehrhardts Augen glänzten, während er wütend weitersprach. »Seit dem Zweiten Weltkrieg ist diese Welt eine *amerikanische* Welt. Sie ist zwangsweise mit der amerikanischen Kultur gefüttert worden, musste die amerikanische Handelsdominanz und die gnadenlose Politik ökonomischer Sklaverei erdulden, über die die amerikanische Regierung so großzügig hinweggesehen hat. Ich bin der Ansicht, dass es ausreichen würde, einhundert Milliarden US-Dollar auf den Markt zu werfen. Dann wäre der amerikanische Dollar absolut und unwiderruflich hinüber. Amerikanische Firmen wären *nichts* mehr wert. Das amerikanische Volk hätte nicht mehr die Kaufkraft, auch nur *irgendetwas* zu erwerben, weil seine Währung nicht das Papier wert wäre, auf dem sie gedruckt ist. Die Vereinigten Staaten wären zum Bettler der Welt geworden und die Welt würde von vorn anfangen. Das tue ich, Fräulein Becker. Ich erkaufe mir eine neue Welt.«

Race traute seinen Ohren nicht.

»Das können Sie unmöglich ernst meinen ...«, sagte er.

»Nicht?«, erwiderte Ehrhardt. »Sehen Sie sich George Soros an. 1997 hat Malaysias Premierminister Soros die

Schuld an der ökonomischen Krise Asiens gegeben, weil er gewaltige Mengen asiatischer Währung zu Dumpingpreisen auf den Markt geworfen hat. Und dieser Soros war *ein Mann* und besaß nicht einmal ein *Zehntel* des Reichtums, den ich einsetzen will. Dann wiederum *will* ich natürlich etwas Größeres erreichen.«

»Was ist, wenn sie Ihnen das Geld nicht geben?«, fragte Renée.

»Sie werden es tun. Weil ich der einzige Mensch auf Erden bin, der eine funktionsfähige Supernova besitzt.«

»Aber was, wenn sie's nicht tun?«

»Dann werde ich den Apparat zünden«, erwiderte Ehrhardt schlicht.

Der Nazigeneral wandte sich auf seinem Sitz um und spähte durch die vordere Windschutzscheibe des Hubschraubers hinaus. Race und Renée folgten seinem Blick.

Eine wahrlich spektakuläre Aussicht.

Sie sahen den Amazonas-Regenwald, der sich bis zum Horizont erstreckte, eine weite Decke grenzenlosen, unendlichen Grüns.

In nächster Nähe jedoch war die grüne Decke unterbrochen – von einem gewaltigen grauen, kegelförmigen Krater, der in die Erde gegraben war.

Er lag rechts vom Fluss und war absolut gewaltig – wenigstens einen halben Kilometer im Durchmesser. Lange, sanft abfallende, unbefestigte Straßen wanden sich zum Grund des gigantischen Kraters aus Erde hinab. Riesige Scheinwerfer standen an seinem Rand und tauchten ihn in der abendlichen Dämmerung wie ein Fußballstadion in gleißendes Licht.

In der Mitte des Kraters, an einem Netz fest gespannter Kabel hoch darüber hängend, befand sich eine große weiße, schachtelähnliche Kabine – eine Kontrollkabine – mit großen, länglichen Fenstern an allen vier Seiten.

Die einzig möglichen Zugänge waren zwei lange Hängebrücken, die, leicht durchsackend, den Krater von beiden Seiten her überspannten – vom Norden und vom Süden. Beide Brücken waren wenigstens vierhundert Meter lang und bestanden aus dicken Stahltauen.

Das war die Goldmine.

Die Madre-de-Dios-Mine.

\* \* \*

DER BELL-JET-Ranger-Helikopter landete auf einem schwimmenden Heliport unweit vom Rand des gewaltigen Tagebaus.

Die Mine selbst lag unmittelbar südlich des Alto Purus und war über eine Ansammlung unbeschreiblich alter Gebäude damit verbunden – drei klotzige, wie Lagerhallen aussehende Bauten, die schrecklich heruntergekommen waren.

Das größte der drei Gebäude ragte auf Stelzen über den Fluss hinaus. Eine Reihe breiter Tore, ähnlich wie Garagentore, zog sich daran entlang und dahinter konnten wohl Schiffe und Wasserflugzeuge untergebracht werden. In den vergangenen Jahren, vermutete Race, mussten die Schiffe und Flugzeuge der Minengesellschaft hierher gekommen und mit Gold beladen worden sein.

Heutzutage diene die Anlage jedoch einem anderen Zweck.

Sie gestattete den Nazis, ihre Flotte von Schiffen, Helikoptern und Wasserflugzeugen vor den durchdringenden Augen der amerikanischen Spionagesatelliten zu verbergen.

Kaum war der Hubschrauber auf dem schwimmenden Heliport gelandet, da drückte der Pilot einen Knopf.

Sogleich öffnete sich das rostige Garagentor links und der rechteckige Schwimmer, auf dem der Hubschrauber stand, wurde von einem unter Wasser befindlichen Kabelmechanismus dort hineingezogen.

Race schaute nach oben. Eine Sekunde später verschwand plötzlich der Himmel und wurde von der Decke der Lagerhalle ersetzt – einem komplizierten Flechtwerk aus rostigen Stahlstreben und dunklen hölzernen Trägern.

Race musterte die Halle.

Sie war wirklich riesig – ein gewaltiger, umschlossener Bereich etwa von der Größe eines Flugzeughangars. Der gesamte, höhlenartige Raum wurde von kegelförmigen Halogenleuchten erhellt, die an den Stahlstreben der Decke angebracht waren.

Der »Boden« der Lagerhalle war ziemlich ungewöhnlich – er bestand aus dem Wasser des Flusses. Ein langer Steg erstreckte sich wie ein Finger hinaus. An etwa einem Dutzend Stellen zweigten kleinere Stege rechtwinklig dazu ab – Liegeplätze für Schiffe und Wasserflugzeuge, die in die Mine kamen, um mit Gold beladen zu werden.

Über die ganze Länge des Zentralstegs verlief zu ebener Erde ein langes, breites Förderband. Es kam aus einem großen, rechteckigen Loch in der Mauer am landeinwärts gerichteten Ende des Hangars und kehrte am anderen Ende des Zentralstegs um.

Race vermutete, dass das landeinwärts gerichtete Ende des Förderbands irgendwo in der kegelförmigen Mine selbst zu finden war, vielleicht an einer Laderampe oder möglicherweise sogar ganz tief unten am Grund des Kraters.

Er überlegte, dass das Gold wahrscheinlich unten in der Mine auf das Förderband geladen wurde, das Förderband daraufhin das Gold durch einen langen, unterirdischen Tunnel nach oben brachte, bis es hier in der Lagerhalle erschien und auf ein Schiff oder Flugzeug verfrachtet wurde.

Der Schwimmer mit dem Hubschrauber darauf blieb an einem der Liegeplätze stehen. Die im Glanz der Halogenlampen schimmernden Rotorblätter hingen beträchtlich über das Förderband hinaus.

Von seinem Sitz im Heck des Hubschraubers sah Race vier Männer aus einem gläsernen Büro am landeinwärts gelegenen Ende der Lagerhalle kommen.

Drei davon trugen weiße Laborkittel – Wissenschaftler.’ Der vierte war in einen Kampfdrillich gekleidet und hatte ein G-11-Sturmgewehr bei sich – ein Soldat.

Einer der drei Wissenschaftler war, wie Race sah, wesentlich kleiner als die anderen beiden und beträchtlich älter – ein winziger, vom Alter gebeugter Mann mit langem silbrigem Haar und riesigen, runden Augen, die

durch eine dicke Brille noch größer wirkten. Race vermutete in diesem Mann Dr. Fritz Weber, den brillanten Wissenschaftler der Nazis, von dem Schröder und Nash gesprochen hatten.

Abgesehen von den vier Männern vor dem gläsernen Büro war die Lagerhalle völlig verlassen.

*Hier ist sonst niemand*, dachte Race.

Die Nazis mussten alle verfügbaren Kräfte, die sie hier hatten, nach Vilcafor mitgenommen haben, um das Götzenbild zu holen. Mehr als diese vier Männer – dazu Anistase, Ehrhardt, Kratergesicht und der Pilot – waren nicht übrig geblieben.

»Unterscharführer«, sagte Ehrhardt zu Kratergesicht, als der Hubschrauber ruckartig zum Stehen kam. »Wenn Sie so freundlich wären und Fräulein Becker und Professor Race bitte zur Abfallgrube hinausbringen. Erschießen Sie sie dort und begraben Sie ihre sterblichen Überreste.«

\* \* \*

RACE UND RENÉE wurden einen Trampelpfad hinabgeschoben, der von der gewaltigen Lagerhalle am Fluss westlich durch den Regenwald führte.

Kratergesicht und der andere Nazisoldat – der einzige weitere Soldat in der Mine – trieben sie mit ihren G-11 voran.

»Irgendeine Vorstellung davon, wie wir hier rauskommen?«, fragte Race Renée.

»Überhaupt keine«, erwiderte sie kühl.

»Ich hatte gedacht, dass Sie vielleicht einen Plan haben. Ein Ass im Ärmel oder so was.«

»Kein Ass.«

»Also werden wir hier sterben?«

»Sieht so aus.«

Sie folgten einer Biegung des Pfades. Race zuckte zusammen, als der überwältigende Gestank nach Verwesung auf ihn eindrang. Einen Augenblick später erreichten die vier das Ende des Pfades und Race erblickte einen Haufen Müll zwischen den Bäumen. Auf einer Fläche von fünfzig Metern lagen alte Reifen, Haufen vergammelnden, weggeworfenen Essens, verbeulte Metallstücke, sogar ein paar Tierkadaver verstreut.

Die Abfallgrube.

»Auf die Knie, ihr beiden«, knurrte Kratergesicht.

Sie fielen auf die Knie.

»Hände hinter den Kopf.«

Sie verschränkten die Finger hinter dem Kopf.

*Klick-Klick!*

Race hörte den anderen Nazi den Sicherheitsbügel an seinem G-11 lösen und durch den Schlamm zu ihm kommen. Dann spürte er, wie der Nazi ihm den Lauf des Sturmgewehrs an den Hinterkopf drückte.

*So hätte das nicht enden sollen!, schrien seine Gedanken. Es geht zu schnell. Sollten sie nicht noch herumtrödeln oder so? Dir eine Chance geben ... eine Chance zu ...*

Race blickte nach vorn, weg von dem Gewehr, biss sich auf die Unterlippe, schloss die Augen, ergab sich

der Hoffnungslosigkeit seiner Lage und wartete auf das Ende.

Es kam rasch.

*Bamm!*

\* \* \*

NICHTS GESCHAH.

Race kniff die Augen weiterhin zu.

Das G-11 war losgegangen, aber aus irgendeinem Grund – einem bizarren Grund – war sein Kopf noch immer dort, wo er sein sollte.

Da fiel plötzlich – *Wumm!* – ein Körper mit dem Gesicht nach unten neben ihn in den Schlamm.

Sofort öffnete Race die Augen, schaute sich um ...

... und sah, dass Kratergesicht sein G-11 auf die Stelle gerichtet hielt, wo nur Augenblicke zuvor der Kopf des anderen Nazis gewesen war.

Aus dem Loch im Hinterkopf des toten Nazis sickerte eine hässliche Suppe aus Blut und Gehirnmasse.

»Uli ...«, sagte Renée, stand auf und rannte zu Kratergesicht hinüber. Sie umarmte ihn warm.

Race' Gedanken wirbelten umher.

*Uli ...?*

Jetzt schlug Renée dem großen, pockennarbigen Nazi hart gegen die Brust. »Ehrlich, du hättest nicht so lange warten müssen! Ich wäre fast durchgedreht!«

»Tut mir Leid, Renée«, sagte Kratergesicht – Uli. »Ich musste warten, bis wir weit genug vom Bootsschuppen weg waren. Ansonsten hätten die anderen Lunte gerochen.«



Jetzt wandte sich Race an den Mann namens Uli.

»Sie sind vom BKA«, sagte er.

»Ja«, erwiderte der große Mann lächelnd. »Und *Ihre* guten Absichten haben Ihnen das Leben gerettet, Professor William Race von der New York University. Bei Ihrem Versuch, Renée auf dem Katamaran zu retten, sind Sie auf den richtigen Mann gestoßen. Wenn ich ein echter Nazi gewesen wäre, hätte ich Ihnen geradewegs eine Kugel in den Kopf gejagt. Mein Name ist Uli Pieck – aber hier bin ich Unterscharführer Uli Kahr.«

Nun ergab alles einen Sinn.

»Das Manuskript«, sagte Race. »*Sie* haben dem BKA eine Kopie des Manuskripts verschafft.«

»Stimmt«, erwiderte Uli beeindruckt.

Race erinnerte sich daran, dass Karl Schröder Frank Nash vom Plan des BKA berichtet hatte, den Nazis das Götzenbild abzujagen. Er entsann sich deutlich der Worte Schröders: »*Dazu haben wir uns eine Kopie des Santiago-Manuskripts besorgt und für die Suche nach dem Weg hierher benutzt.*«

Erst jetzt jedoch ging Race auf, dass er von diesem Augenblick an hätte erkennen sollen, dass das BKA einen Mann beim Sturmtrupp hatte.

Die BKA-Kopie war eine Fotokopie des *echten* Santiago-Manuskripts. Doch das echte Santiago-Manuskript war wenige Tage zuvor vom Sturmtrupp aus der Abtei San Sebastian in den französischen Pyrenäen gestohlen worden. Deswegen musste dem BKA die Fotokopie des Textes von jemandem *innerhalb* der Naziorganisation zugespielt worden sein.

Von einem Undercoveragenten.

Uli.

»Kommt jetzt«, sagte Uli und eilte zu dem Leichnam des Nazis hinüber. Rasch streifte er dem Toten die Waffen ab, reichte Renée dessen G-11 sowie einige Handgranaten und warf die schwarze Schutzweste und die Glock-20-Pistole des Nazis zu Race hinüber. »Beeilung, wir müssen Ehrhardt daran hindern, die Supernova zu aktivieren.«

Heinrich Anistase und Odilo Ehrhardt befanden sich in einem der gläsernen Büros innerhalb des Bootsschuppens inmitten einer Anzahl von Funk- und Kommunikationsgeräten.

Vor ihnen stand Dr. Fritz Weber – das ehemalige Mitglied von Adolf Hitlers Atombombenprojekt, jener Naziwissenschaftler, der im Zweiten Weltkrieg Experimente an Menschen durchgeführt hatte und dafür zum Tode verurteilt worden war. Obgleich er 84 Jahre war, gebeugt und bucklig, war sein Gehirn so lebendig wie eh und je.

Weber hielt das Inka-Götzenbild vor sich.

»Es ist *wunderschön*«, sagte er.

Mit 84 Jahren war Fritz Weber fast ein Jahrzehnt älter als Ehrhardt. Er war einen halben Meter kleiner, trug eine Brille und hatte harte, kalkulierende Augen sowie eine wilde Einstein-Mähne, die ihm bis auf die Schultern hinabfloss.

»Was sagen die europäischen und amerikanischen Regierungen?«, fragte Ehrhardt.

»Die Deutschen und die Amerikaner bitten um Aufschub zur Beschaffung des Geldes. Von den anderen – nichts«, entgegnete Weber. »Es ist ein Trick, die Standard-Hinhalte taktik eines Unterhändlers. Sie versuchen, Zeit zu schinden, bis sie sicher sind, dass ihre eigenen Teams das Götzenbild nicht zuerst gefunden haben.«

»Dann zeigen wir ihnen, wer das Götzenbild hat«, knurrte Ehrhardt. Er wandte sich Anistase zu. »Stellen Sie ein Digitalbild der Statue her. Dazu Uhrzeit und Datum, und dann füttern Sie den Computer damit und schicken es direkt nach Berlin und Washington. Sagen Sie dem Bundeskanzler und dem Präsidenten, dass der Apparat scharf gemacht ist und in genau dreißig Minuten detonieren wird. Er wird lediglich dann entschärft, wenn wir die Zusicherung haben, dass der Transfer von einhundert Milliarden Dollar auf unser Konto in Zürich innerhalb dieser Zeit erfolgt ist.«

»Jawohl«, sagte Anistase, durchquerte den Raum und schaltete eine Digitalkamera ein.

»Dr. Weber«, sagte Ehrhardt.

»Ja, Oberstgruppenführer?«

»Wenn der Obergruppenführer das Digitalbild hergestellt hat, bringen Sie das Götzenbild bitte zur Kontrollkabine und machen die Supernova scharf. Stellen Sie den Countdown auf dreißig Minuten ein und starten Sie ihn!«

»Jawohl, Oberstgruppenführer.«

Race, Renée und Uli eilten den Trampelpfad zum Bootschuppen hinab.

Die beiden Deutschen trugen G-11-Gewehre, Race hatte die kleine Glock bei sich, die Uli an der Abfallgrube dem toten Nazi abgenommen hatte.

Dazu hatte er sich die schwarze Schutzweste des Nazis über das T-Shirt gelegt. Die war ihm zuvor gar nicht richtig aufgefallen. Jetzt jedoch betrachtete er sie etwas genauer.

Zunächst einmal war sie unglaublich leicht und angenehm zu tragen – sie störte in keinsten Weise. Darüber hinaus fiel Race jedoch ein merkwürdiges, »A«-förmiges, am Rücken der Schutzweste befestigtes Ding auf, das seine Schulterblätter bedeckte. Es war ebenfalls leicht und wie ein Spoiler an einem Sportwagen war es so in die Weste eingearbeitet, dass deren glattes, aerodynamisches Erscheinungsbild nicht im Geringsten darunter litt.

Dazu trug Race – auch wenn sie überhaupt nicht zu dem Hightech-Körperschutz passte – wie immer seine Yankee-Kappe.

»Das Digitalbild ist fertig«, sagte Anistase drüben an den Funk- und Kommunikationssystemen. »Ich schicke es jetzt ab.«

Ehrhardt wandte sich an Weber. »Aktivieren Sie die Supernova!«

Sogleich nahm Weber das Götzenbild auf und verließ rasch das Büro, Ehrhardt im Schlepptau.

»Da drüben!«, schrie Renée und zeigte auf eine der beiden unglaublich langen Hängebrücken, die die Gebäude

am Flussufer mit der Kontrollkabine in der Mitte des Kraters verbanden.

Race blickte über die Mine hinweg und sah zwei winzige Gestalten, eine groß und fett, die andere klein und in einen weißen Laborkittel gekleidet, über die mit Stahlseilen gesicherte, moderne Hängebrücke laufen.

Der kleinere Mann trug etwas unter dem Arm. Einen Gegenstand, der in ein purpurfarbenes Tuch eingeschlagen war. Das Götzenbild.

Uli und Renée verließen, gefolgt von Race, den Trampelpfad und drangen in einen Abschnitt tief hängenden Laubwerks ein, der zum Krater führte.

Sekunden später erreichten die drei den Rand der gigantischen Mine und blickten darüber hinweg.

»Das sind Ehrhardt und Weber«, sagte Uli. »Sie bringen das Götzenbild zur Supernova!«

»Was tun wir jetzt?«, fragte Race.

»Die Supernova befindet sich in der Kontrollkabine«, erwiderte Uli. »Nur zwei Brücken führen hinüber – die eine von Norden und die andere von Süden. Wir müssen die Kontrollkabine irgendwie erreichen und die Supernova entschärfen.«

»Aber wie?«

»Um den Apparat zu entschärfen«, erwiderte Uli, »muss man einen Code in den Computer eingeben.«

»Wie lautet dieser Code?«

»Das weiß ich nicht«, entgegnete Uli traurig. »Niemand weiß es. Niemand außer Fritz Weber. Er hat den Apparat entworfen, also ist er der Einzige, der den Code kennt.«

»Na toll«, meinte Race.

Uli drehte sich um. »Gut, dann hört mal zu. Ich sehe die Sache so: Ich bin der Einzige von uns, der zur Kontrollkabine gelangen kann. Wenn sie einen von euch eine der Hängebrücken hinablaufen sehen, werden sie sie sogleich kappen und dadurch die Kabine isolieren. Dann werden sie, falls sie ihr Geld nicht bekommen, die Supernova zur Detonation bringen.

Aber mich erwarten sie bald zurück, weil sie glauben, dass ich euch umgebracht habe. Wenn ich zurück bin, werde ich versuchen, zur Kontrollkabine zu kommen. Anschließend versuche ich, Weber davon zu ... *überzeugen*, dass er den Apparat entschärft.«

»Und was tun wir inzwischen?«, fragte Race.

»Ich muss mit Weber *allein* sein«, erwiderte Uli. »Ihr beide müsst also Anistase und die übrigen Männer im Bootsschuppen ausschalten.«

\* \* \*

EXAKT ZWEIHUNDERT METER über dem Grund der Mine drückte Dr. Fritz Weber Knöpfe auf einer Computerkonsole. In einer Vakuumkammer daneben arbeitete ein Laserschneidegerät sorgfältig an dem Thyrium-Götzenbild.

Hinter Weber stand Ehrhardt. Hinter dem wiederum befand sich, genau in der Mitte der Kontrollkabine, ein imposanter, knapp zwei Meter großer Apparat aus Silber und Glas.

Darin waren in einem durchsichtigen Glaszylinder

zwei atomare Sprengköpfe – jeder annähernd einen Meter hoch und von annähernd konischer Form. Sie waren zu einer »Stundenglasformation« arrangiert – der obere Sprengkopf zeigte nach unten, der untere nach oben –, sodass der gesamte Apparat wie eine gewaltige Eieruhr aussah. Zwischen den beiden Sprengköpfen, an der schmalsten Stelle des Stundenglases, saß ein skelettartiges Gerüst aus Titan, in das die subkritische Masse an Thyrium platziert werden würde.

Das war die Supernova.

Zwei runde, bleigefasste, unglaublich widerstandsfähige und gegen Radioaktivität gesicherte Behälter, beide von der Größe einer gewöhnlichen Mülltonne, standen neben dem Apparat. Sie dienten zur Aufbewahrung und zum Transport der Sprengköpfe.

Nun erforderte, wie Weber wusste, ein konventioneller Atomsprengkopf etwa vier Pfund Plutonium. Die Supernova andererseits würde, seinen Berechnungen zufolge, wesentlich weniger an Thyrium benötigen, lediglich ein Viertelfund.

Deshalb konnte er jetzt mit Hilfe zweier Cray-YMP-Supercomputer sowie eines Hochleistungslaserstrahls, der auf einen Tausendstelmillimeter genau schneiden konnte, einen kleinen, zylindrischen Teil des Thyriums aus dem Götzenbild herausholen.

Die Atomwissenschaft war seit den Großtaten von J. Robert Oppenheimer in Los Alamos in den vierziger Jahren einen weiten Weg gegangen.

Mit Hilfe von Multi-Tasking-Computern wie den beiden Crays ließen sich komplexe mathematische Glei-

chungen, die Größe, Masse und Kräfteverhältnisse des radioaktiven Kerns berücksichtigten, innerhalb von Minuten lösen. Die Reinigung des Schutzgases, die Protonenanreicherung sowie die Alphawellenverstärkung konnten gleichzeitig erledigt werden.

Die gesamten Berechnungen – den entscheidenden Teil, der Oppenheimer und seine Gruppe von hoch qualifizierten Wissenschaftlern unter Zuhilfenahme primitivster Computer ganze sechs *Jahre* gekostet hatte – schafften die YMPs innerhalb von Sekunden.

In Wahrheit war der schwerste Teil für Weber die eigentliche Konstruktion des Apparats selbst gewesen. Selbst mit den Supercomputern hatte der Bau mehr als zwei Jahre gedauert.

Während der Laser in Übereinstimmung mit einem zuvor eingestellten Gewicht-/Volumenverhältnis, basierend auf dem Atomgewicht des Thyriums, durch den Stein schnitt, gab Weber auf den Supercomputern daneben einige komplexe mathematische Formeln ein.

Augenblicke später piepte der Laserschneider laut und kehrte in den Stand-by-Modus zurück. Es war geschafft.

Weber kam herüber und schaltete den Laser ab. Daraufhin holte er mittels eines Greifarms – menschliche Arme wären zu ungenau für eine derartige Aufgabe gewesen – den kleinen zylindrischen Teil Thyrium aus der Basis des Götzenbildes heraus.

Dieser Thyriumteil wurde daraufhin in eine Vakuumkammer gelegt und mit Uranatomen sowie Alphateilchen bombardiert, wodurch sich das Thyrium in eine subkritische Masse der mächtigsten Substanz verwand-



delte, die je auf Erden existiert hatte.

Augenblicke später trugen die Greifarme die gesamte Kammer zu der Supernova hinüber, wo sie sie mit äußerster Präzision in den Titanrahmen legten, der zwischen den beiden atomaren Sprengköpfen hing.

Die Supernova war vollständig.

Die subkritische Masse Thyrium saß jetzt horizontal in ihrem luftleeren Thron zwischen den beiden Sprengköpfen. Es schien, als würde sie die Macht Gottes in sich bergen.

Und das traf zu.

Überall in der Kontrollkabine zeigten Bildschirme gewaltige Datenmengen an. Auf einem Monitor scrollte unter der Überschrift ›DUAL AXIS RADIOGRAPHIC HYDRODYNAMIC FACILITY‹ eine endlose Reihe von Einsen und Zweien nach unten.

Weber ignorierte sie und tippte stattdessen etwas auf der Computertastatur, die an der Supernova angebracht war. Eine Aufforderung erschien auf dem Bildschirm: BITTE GEBEN SIE DEN SCHÄRFUNGSCODE EIN.

Weber tat es.

SUPERNOVA SCHARF.

Weber tippte: ZÜNDZEITSCHALTUHR INITIALISIEREN. – ZÜNDZEITSCHALTUHR INITIALISIERT. BITTE ZEITRAUM EINGEBEN.

Weber tippte: 00:30:00.

Sogleich veränderte sich der Bildschirm.

IHNEN BLEIBEN  
00:30:00  
MINUTEN ZUR EINGABE DES  
ENTSCHÄRFUNGSCODES.  
ENTSCHÄRFUNGSCODE HIER EINGEBEN:

Weber hielt inne, blickte auf den Bildschirm und holte langsam und tief Luft.

Dann drückte er die »Enter«-Taste.

00:29:59

00:29:58

00:29:57

\* \* \*

»WO IST UNTERSCHARFÜHRER Kahr?« Heinrich Anistases Frage war an niemanden konkret gerichtet. Er sah vom Büro im Bootsschuppen zu dem gewaltigen Erdkrater hinüber. »Er müsste längst wieder hier sein.«

Anistase drehte sich um. »Du«, sagte er und warf einem der beiden Techniker im Laborkittel, die an einem Computerterminal in der Nähe standen, ein Funkgerät zu. »Geh zur Abfallgrube und sieh nach, weswegen der Unterscharführer so lange braucht!«

»Jawohl.«

Renée und Race fielen gleichzeitig gegen die Wand des Bootsschuppens.

Nur Augenblicke zuvor hatte Uli sie verlassen. Er war zum Krater und zur nördlichen Hängebrücke aufgebrochen.

Renée spähte um das breite Garagentor neben ihr.

Der gewaltige Bootsschuppen war leer – insbesondere der weite Abschnitt zwischen den gläsernen Büros rechts und den Liegeplätzen links.

Nichts rührte sich. Keine Seele in Sicht.

Sie nickte Race zu.

*Fertig?*

Race bestätigte, indem er seine Glock ein wenig fester packte.

*Fertig.*

Wortlos schob sich Renée um den Türrahmen, das G-11 fest an die Schulter gepresst.

Race wollte ihr gerade folgen, da knallte hinter ihm plötzlich eine andere Tür auf. Sogleich ließ er sich zu Boden fallen und ging hinter einem alten Ölfass in Deckung.

Ein junger Nazitechniker in einem weißen Laborkittel, der ungeschickt ein Funkgerät in der Hand hielt, trat heraus und eilte den Pfad zur Abfallgrube hinab.

Race bekam große Augen.

Der Techniker war auf dem Weg zur Abfallgrube – wo er lediglich einen toten Nazi und ansonsten gar nichts finden würde.

»Scheiße«, sagte Race. »Uli ...«

Wie sollte er sich entscheiden? Er könnte den Techniker verfolgen – und dann was tun? Ihn kaltblütig umbringen? Trotz allem, was er bislang getan hatte, war

Race nicht sicher, ob er wirklich einen Mann umbringen könnte. Oder aber er warnte Uli. Ja, das war besser – viel besser.

Statt Renée in den Bootsschuppen zu folgen, eilte Race also an der Seite des großen, lagerhallenähnlichen Gebäudes entlang zum Krater und zu Uli.

Uli erreichte die nördliche Hängebrücke.

Sie erstreckte sich weit in die Ferne, schwang sich furchtlos über den lotrechten, über zweihundert Meter tiefen Abgrund hinweg. Ihre beiden Stahldrahtgeländer liefen wie zwei Eisenbahnschienen in der Ferne zusammen und endeten als winzige Flecken an der Schwelle zur Kontrollkabine in vierhundert Metern Entfernung.

»Unterscharführer«, sagte plötzlich eine Stimme hinter ihm.

Uli fuhr herum.

Und fand sich plötzlich vor Heinrich Anistase wieder.

»Was tust du da?«, wollte Anistase wissen.

»Ich wollte nachsehen, ob der Oberstgruppenführer und Dr. Weber in der Kontrollkabine Hilfe benötigen«, gab Uli vielleicht ein wenig zu rasch zur Antwort.

»Hast du die beiden Gefangenen eliminiert?«

»Jawohl. Das habe ich.«

»Wo ist Dieter?«, fragte Anistase.

»Er ... äh ... musste zur Toilette«, log Uli.

In diesem Augenblick traf der Labortechniker, den Anistase zur Abfallgrube geschickt hatte, dort ein.

Sogleich erblickte er Dieters Leichnam, der mit dem

Gesicht nach unten im Schlamm lag und aus dessen Hinterkopf Blut und Gehirnmasse in die Grube tröpfelten.

*Keine Amerikaner. Auch kein Uli.*

Der Labortechniker hob sein Sprechfunkgerät an die Lippen. »*Obergruppenführer*«, kam die Stimme des Technikers über Anistases Ohrhörer.

»Ja.«

Anistase stand noch immer mit Uli zusammen am Rand der nördlichen Hängebrücke. Die vier Finger an der linken Hand des Nazikommandeurs spielten lautlos auf seinen Hosenbeinen, während er der Stimme in seinem Ohrhörer lauschte. »*Dieter ist tot. Ich wiederhole, Dieter ist tot. Die Gefangenen und Unterscharführer Kahr kann ich nirgendwo entdecken.*«

»Vielen Dank«, sagte Anistase. »Vielen, vielen Dank.«

Sein kalter schwarzer Blick bohrte sich in Ulis Augen.  
»Wo sind die Gefangenen, Unterscharführer?«

»Entschuldigen Sie bitte, Obergruppenführer?«

»Ich habe gefragt, *wo sind die Gefangenen?*«

Da sah Uli die Glock in Anistases rechter Hand auftauchen.

Lautlos, das Gewehr gehoben, bewegte sich Renée durch den Bootsschuppen.

Race war ihr nicht gefolgt und sie überlegte, was ihm zugestoßen sein mochte. Aber sie konnte nicht warten, sie hatte noch eine Aufgabe zu erledigen.

Im Bootsschuppen herrschte Stille. Das Förderband,

das aus dem Tunnel rechts kam, bewegte sich nicht. Sie sah niemanden im Büro ...

Da sprang ein Motor an.

Renée fuhr herum.

Die Rotorblätter des geparkten Bell-Jet-Ranger-Helikopters kamen langsam und stotternd in Schwung.

Jetzt sah sie den Piloten. Er lag auf seiner Seite des Cockpits auf dem Boden, erledigte irgendwelche Reparaturen am Hubschrauber und bemerkte sie nicht.

Plötzlich gingen die Rotorblätter des Helikopters mit einem schrillen *Srrrr!* in den Overdrive. Das ohrenbetäubende Knattern erfüllte den gewaltigen Bootsschuppen und Renée hätte fast einen Herzschlag bekommen.

Wenn die Rotorblätter nicht so geknattert hätten, dann hätte sie vielleicht gehört, wie er sich hinter sie schlich.

Aber so hörte sie es nicht.

In dem Augenblick, da Renée mit gehobenem G-11 auf den Piloten und den Hubschrauber zugehen wollte, traf sie etwas sehr Schweres am Hinterkopf und schleuderte sie nach vorn. Sie sackte zu Boden.

»Obergruppenführer«, sagte Uli, während sie am Rand des gewaltigen Kraters standen, und hob die Hände.  
»Was wollen Sie ...«

*Bumm!*

Anistases Glock ging los – ein einzelner, dröhnender Schuss, der Uli in den Bauch traf. Uli kippte vornüber und stürzte zu Boden.

Die Pistole in der Hand, stellte sich Anistase neben

ihn. »So, Unterscharführer. Ich muss wohl annehmen, dass du auch zu dem BKA-Gesindel gehörst?«

Uli wälzte sich zu Füßen des Nazis auf dem Boden herum und biss vor Qual die Zähne zusammen.

»Keine Antwort«, sagte Anistase. »Nun, wie wär's denn damit? Wie wär's, wenn ich dir jeden Finger der rechten Hand einzeln wegpuste, bis du mir sagst, für wen du arbeitest? Und wenn ich mit dieser Hand fertig bin, werde ich mit der anderen anfangen.«

»Aargh!«, grunzte Uli.

»Falsche Antwort«, meinte Anistase, zielte auf Ulis Hand und drückte ab.

Die Waffe ging los.

Genau in diesem Augenblick stürmte William Race hinter einer Ecke in der Nähe hervor, krachte in vollem Lauf auf Anistase und schlug ihm die Glock aus der Hand.

Beide gingen zu Boden und prallten dabei von einem der Stützpfeiler der Hängebrücke ab. Anistases rechter Fuß rutschte über den Kraterrand. Er warf eine Hand nach vorn, die sich wie ein Schraubstock um Race' Arm spannte, und ehe Race auch nur wusste, wie ihm geschah, stürzten sowohl er als auch Anistase über den Rand der Mine.

\* \* \*

SIE FIELEN.

Fielen die Wand des Kraters hinab.

Glücklicherweise waren die Erdwände der Mine nicht

völlig lotrecht, sondern führten in einem sehr steilen Winkel von etwa 75 Grad nach unten. Deswegen verlief ihr Sturz zwar sehr rasch, jedoch nicht senkrecht nach unten. Beide Männer traten Staubwolken los, während sie hilflos die Wand des Kraters hinabrutschten. Die Rutschpartie ging über volle dreißig Meter, ehe sie, ineinander verknäult, heftig am Boden aufschlugen.

Auch Renée im Bootsschuppen fiel zu Boden und einen Moment lang sah sie Sterne vor den Augen.

Sie wälzte sich auf den Rücken ...

... und bemerkte gerade rechtzeitig das Rohr, das der zweite Nazi-Labortechniker auf ihr Gesicht hinabsausen ließ. Erneut wälzte sie sich beiseite und das Rohr knallte nur Zentimeter neben ihrem Kopf auf die Bretter.

Rasch einen Purzelbaum schlagend, kam sie wieder auf die Beine und sah sich nach ihrer Waffe um. Das G-11 lag etwa einen Meter entfernt auf dem Boden, außer Reichweite. Sie hatte es beim Sturz verloren.

Erneut schwang der Techniker das Rohr.

Renée duckte sich und die Eisenstange pfiß über sie hinweg. Daraufhin stieß sie dem Techniker den Kopf ins Gesicht, woraufhin er rückwärts gegen eine Wand flog.

Er prallte mit dem Rücken gegen ein Kontrollbord an der Wand. Dabei musste er einen Knopf gedrückt haben, vermutete Renée, denn in diesem Augenblick vernahm sie das bedrohliche Rasseln einer Maschinerie innerhalb der Wände des gewaltigen Bootsschuppens. Schlagartig setzte sich das große Förderband, das durch den gesamten Bootsschuppen lief, in Bewegung.



Race und Anistase wurden ruckartig nach vorn geworfen.

Beide Männer waren nach ihrem dreißig Meter tiefen Sturz in den Tagebau noch immer leicht benommen und kamen gerade erst wieder auf die Beine, als der Boden unter ihnen plötzlich ins Schlingern geriet.

Leicht schwankend blickte Race nach unten.

Es war kein *fester* Boden, sondern das untere Ende des Förderbands, das innerhalb des Bootsschuppens an die Oberfläche trat!

Nur dass es jetzt in Bewegung geraten war.

*Aufwärts.*

Race fuhr gerade rechtzeitig herum, dass er Anistases vierfingrige linke Faust sah, die auf sein Gesicht zugeflogen kam. Der Hieb des Deutschen saß und Race fiel wie ein Sack Kartoffeln auf das breite Förderband.

Anistase stellte sich breitbeinig über ihn. Dann wurde die Welt abrupt schwarz.

Zunächst wusste Race nicht, was geschehen war. Dann begriff er. Er und Anistase waren gerade in den langen, dunklen Tunnel gezogen worden, der zum Bootsschuppen hinaufführte.

Oben in diesem Bootsschuppen kämpfte Renée mit dem Techniker, während das ohrenbetäubende Geknatter der umherwirbelnden Rotorblätter des Bell Jet Rangers durch das höhlenartige Innere schallte.

Erneut schwang der Angreifer das Rohr nach Renée. Sie sprang zurück und der Hieb ging fehl. Bei der Bewegung bemerkte sie jedoch, dass der Pilot drüben im He-

likopter mitbekommen hatte, was sich beim Förderband abspielte, und ihr jetzt direkt in die Augen blickte.

Er veränderte seine etwas lächerlich wirkende Position und kam unter dem Hubschrauber hervor. Genau in diesem Augenblick tauchte der junge Techniker, der auf der Suche nach Uli zur Abfallgrube gegangen war, auf der Schwelle des Bootsschuppens auf.

Renée sah sie beide. Und zog in einer fließenden Bewegung, sich gleichzeitig unter einem weiteren Hieb des ersten Technikers wegduckend, zwei Handgranaten aus dem Gürtel – die Granaten, die Uli dem toten Nazi an der Abfallgrube abgenommen hatte. Sie riss die Stifte heraus, fuhr herum und schleuderte beide durch den Bootsschuppen.

Die Granaten kullerten in verschiedenen Richtungen über den Boden. Die eine glitt auf den Schwimmer des Heliports und den Hubschrauber zu, die andere direkt auf den jungen Techniker an der Türschwelle.

21 ...

22 ...

23 ...

Der Techniker auf der Türschwelle erkannte eine Sekunde zu spät, was da auf ihn zukam. Im letzten Augenblick versuchte er, in Deckung zu gehen, aber er war nicht schnell genug. Die Granate explodierte – und er auch.

Die zweite Granate prallte auf den Schwimmer des Heliports und blieb unter dem schlanken weißen Bell Jet Ranger liegen. Sie detonierte mit einem mächtigen Knall, zerschmetterte in einer Nanosekunde das Cockpit

und tötete auf der Stelle den Piloten darunter. Die Explosion riss auch die Landestützen des Helikopters fort, wischte sie einfach weg. Der Hubschrauber krachte einen Meter senkrecht herab und blieb auf dem Schwimmer liegen. Seine Rotorblätter drehten sich weiterhin so rasch, dass nur eine verschwommene Bewegung zu erkennen war.

Während der Fahrt durch die Dunkelheit nach oben rangen Race und Anistase miteinander.

Race kämpfte so hart, wie es ihm rein körperlich möglich war, und schlug wild um sich. Einige Hiebe trafen ihr Ziel, die meisten gingen jedoch daneben. Anistase war der weitaus bessere Kämpfer und bald lag Race flach auf dem Rücken, wie festgenagelt, und versuchte vergebens, sich gegen Anistases Schläge zu schützen.

Dann zog Anistase ein Bowiemesser aus einer Scheide am Fußknöchel. Sogar in der Dunkelheit des steil abfallenden Tunnels erkannte Race die lange, glitzernde Klinge, die rasend schnell auf ihn zukam.

Er fing Anistases Handgelenk mit beiden Händen ab, hielt dadurch die Klinge auf Distanz, aber der Nazi hatte den weitaus besseren Ansatzpunkt und die Klinge näherte sich immer weiter Race' linkem Auge ...

... da erstrahlte plötzlich ein hartes, stechend weißes Licht und ebenso unerwartet ging die steile Aufwärtsfahrt des Förderbands in eine ebene Bewegung über, weswegen beide Männer das Gleichgewicht verloren und Race die Chance erhielt, Anistases Messer beiseite zu schlagen.

Rasch sah er sich um.

Er war wieder im Bootsschuppen!

Nur dass er jetzt waagrecht auf dem Förderband fuhr und noch immer unter Anistase festgenagelt war.

Zu beider Unglück zog sie das Förderband auf die rasend schnell wirbelnden Rotorblätter des Bell-Jet-Ranger-Helikopters zu, die aufgrund der Tatsache, dass er seine Landestützen bei der Explosion verloren hatte, kaum einen Meter über dem Förderband wie eine Ketten säge umhersausten.

Die Rotorblätter waren noch drei Meter entfernt.

Zwei Meter fünfzig.

Jetzt bemerkte auch Anistase sie.

Zwei Meter zwanzig.

Race sah Renée an der Wand mit dem Techniker kämpfen. Das Geknatter der Rotorblätter schallte durch den höhlenartigen Bootsschuppen.

Zwei Meter.

Anistase entschloss sich zu einer entsetzlichen neuen Taktik. Mit furchtbarer Kraft riss er Race am Kragen hoch und hielt ihn auf Armeslänge vor sich, sodass sich Race' Hals auf gleicher Höhe mit den wirbelnden Rotorblättern des Helikopters befand.

Ein Meter achtzig.

Renée schlug noch immer auf den ersten Techniker ein. Zwischen den einzelnen Hieben sah sie Race und Anistase auf dem Förderband miteinander ringen und bekam mit, dass Anistase den Professor auf die Knie hochriss und mit ausgestreckten Armen von sich weg hielt.

Vor Entsetzen bekam sie große Augen.

*Anistase wollte Race mit den Rotorblättern des Helikopters enthaupten!*

Anderthalb Meter.

Da fiel ihr Blick auf den Kontrollstand drüben an der Wand. Dort konnte man das Förderband ein- und ausschalten ...

Ein Meter zwanzig.

Race sah die umherwirbelnden Rotorblätter hinter sich und begriff, was Anistase vorhatte.

Ein Meter.

Er wollte etwas tun, wollte kämpfen. Aber es hatte keinen Sinn. Anistase war zu stark. Race sah seinem Mörder in spe ins Auge und erblickte darin lediglich Hass.

Ein halber Meter.

Der Tod war ihm gewiss. Verzweifelt schrie Race:  
»Aaaah!«

Ein Viertelmeter.

In diesem Augenblick wich Renée einem weiteren Hieb des Technikers aus, schwang sich blitzschnell in seinen Rücken, packte ihn an den Haaren und knallte seinen Kopf hart gegen den Kontrollstand.

Ruckartig stand das Förderband still.

Auch Race kam zum Stillstand. Sein Hals befand sich ganze zwei Zentimeter vor den herumwirbelnden Rotorblättern des Helikopters.

Anistase wirkte verdutzt.

*Was, zum Teufel ...?*

Race nutzte die Gelegenheit und rammte dem Nazi das Knie hart in die Geschlechtsteile.

Anistase brüllte auf.

Gleichzeitig packte Race *ihn* am Kragen.

»Lächeln, du Arsch!«, meinte Race.

Dann ließ er sich rücklings auf das Förderband fallen, wälzte sich rasch unter die umhersausenden Rotorblätter des Hubschraubers und nutzte die dadurch entstandene Hebelwirkung, um Anistase mit dem Hals voran direkt in die kettensägenartigen Rotorblätter des Helikopters zu zerren!

Die Rotorblätter des Hubschraubers schnitten durch Anistases Hals wie eine Kettensäge durch Butter und trennten ihm sauber und glatt den Kopf vom Rumpf.

Wie eine Fontäne spritzte Race Blut ins Gesicht. Noch immer lag er auf dem Förderband und hielt Anistases Kragen in der Hand.

Von Ekel gepackt, ließ Race den Rumpf los und wälzte sich vom Förderband herab.

Er schüttelte den Kopf. Er vermochte nicht ganz zu fassen, was er gerade getan hatte: einen Mann *enthaup-tet*.

*Um Himmels willen ...*

Er blickte zu Renée, die drüben beim Kontrollstand breitbeinig über dem reglosen Nazitechniker stand. Nachdem sie ihn gegen den Kontrollstand geschleudert hatte, hatte er das Bewusstsein verloren.

Jetzt lächelte sie Race zu und hielt den Daumen hoch.  
Race sackte schlaff in sich zusammen. Er war völlig erschöpft.

Doch kaum hatte sein Kopf den Boden berührt, war Renée an seiner Seite.

»Nein, nein, Professor«, sagte sie und zog ihn wieder hoch. »Jetzt noch nicht ausruhen. Kommen Sie, wir müssen Ehrhardt daran hindern, die Supernova zu zünden.«

\* \* \*

IN DER KONTROLLKABINE hoch über der Mine tickte die Uhr auf dem Laptop-Monitor der Supernova stetig rückwärts.

00:15:01

00:15:00

00:14:59

Ehrhardt schaltete seinen Sprechfunk ein. »Obergruppenführer?«

Keine Antwort.

»Anistase, wo sind Sie?«

Immer noch nichts.

Ehrhardt wandte sich an Fritz Weber. »Da stimmt was nicht. Anistase gibt keine Antwort. Schalten Sie die Schutzmaßnahmen für den Apparat ein. Versiegeln Sie die Kontrollkabine!«

»Jawohl.«

Renée und Race zogen Uli in das gläserne Büro, das die Mine überblickte, und legten ihn auf den Fußboden.

Eine große Digitaluhr an der Wand tickte. Die Zahlen bewegten sich abwärts.

00:14:55

00:14:54

00:14:53

»Verdammt«, meinte Race, »sie haben den Countdown gestartet.«

Renée versorgte die Einschusswunde in Ulis Bauch. Währenddessen klapperte auf einmal laut ein Faxgerät an der anderen Wand des Büros.

Race, der jetzt ein G-11-Sturmgewehr trug, ging hinüber, während sich ein Fax entrollte.

Darauf stand:

VOM BÜRO DES PRÄSIDENTEN  
DER VEREINIGTEN STAATEN

-----  
GESICHERTE ÜBERTRAGUNG  
-----

SENDER FAX-NR.: 1-202-555-6122

EMPFÄNGER FAX-NR.: 51-3-45479775

DATUM: 5. Jan. 1999

UHRZEIT: 18:55:45 (ORTSZEIT)

SENDERCODE: 004 (NATIONALER SICHERHEITS-  
BERATER)



#### NACHRICHT WIE FOLGT:

Nach Konsultation seiner Berater und in Übereinstimmung mit seinen wohl bekannten Ansichten betreffend Terrorismus hat der Präsident mich angewiesen, Sie darüber zu informieren, dass er Ihnen UNTER KEINEN UMSTÄNDEN irgendwelche Geldsummen zukommen lassen wird, um Sie davon abzuhalten, irgendeinen Apparat zu zünden, den Sie möglicherweise in Ihrem Besitz halten.

#### W. PHILIP LIPANSKI

Nationaler Sicherheitsberater des Präsidenten der Vereinigten Staaten

»Mein Gott«, ächzte Race. »Sie zahlen nicht ...«

Renée kam herüber und las das Fax. »Sehen Sie mal, wie die auf die Pauke hauen! Sie wollen ihn dazu zwingen, Farbe zu bekennen. Sie glauben nicht, dass er die Supernova zünden wird.«

»Wird er die Supernova zünden?«

»Ganz bestimmt«, antwortete Uli vom Fußboden aus und Race und Renée fuhren herum.

»Er spricht ständig davon«, sagte Uli durch die zusammengebissenen Zähne. »Er will nur das eine – seine neue Welt. Und wenn er die nicht haben kann, wird er die bestehende einfach vernichten.«

»Aber weshalb?«, fragte Race.

»Weil das seine Währung ist. In dieser Währung hat er immer gezahlt – Leben und Tod. Ehrhardt ist ein alter

Mann, alt und böse. Er hat für die Welt keinen weiteren Nutzen mehr. Wenn er sein Geld nicht bekommt – und dadurch seine neue Weltordnung –, wird er die alte Welt vernichten, ohne einen weiteren Gedanken daran zu verschwenden.«

»Wunderbar«, meinte Race. »Und wir sind die Einzigen, die ihn daran hindern können?«

»Ja.«

»Wie stellen wir das an?«, fragte Renée, sich an Uli wendend. »Wie können wir den Countdown aufhalten?«

»Ihr müsst den Entschärfungscode in den Zündcomputer des Apparats eingeben«, erwiderte Uli. »Aber wie ich schon sagte – nur Weber kennt den Code.«

»Dann«, sagte Race, »müssen wir den Code eben irgendwie aus ihm herausbekommen.«

Augenblicke später rannte Race am Rand des gewaltigen Kraters entlang auf die südliche Hängebrücke zu.

Der Plan war einfach.

Renée wartete am Anfang der nördlichen Hängebrücke. Nachdem Race an der südlichen Hängebrücke eingetroffen wäre, würden beide gleichzeitig auf die Kontrollkabine zulaufen, und zwar aus entgegengesetzten Richtungen.

Die Logik ihres Plans beruhte auf der Tatsache, dass die beiden Hängebrücken, die zur Kontrollkabine führten, ziemlich modern und sehr solide waren – sie bestanden aus hochelastischen Stahlseilen. Um eine von ihnen abzuwerfen, musste man vier verschiedene Druckkupp-

lungen lösen. Wenn Race und Renée gleichzeitig über die Brücken heranjagten, konnte einer von ihnen vielleicht in die Kontrollkabine eindringen, ehe es Ehrhardt und/oder Weber gelänge, *beide* Brücken abzutrennen.

Nach sechseinhalbminütigem Lauf erreichte Race die südliche Hängebrücke.

Sie erstreckte sich weit über die Mine hinaus und war ungeheuerlich *lang* – ein Charakteristikum, das durch ihre geringe Breite noch unterstrichen wurde. Während sie einerseits so schmal war, dass keine zwei Personen nebeneinander gehen konnten, war sie andererseits gut und gern so lang wie vier Fußballfelder.

*O mein Gott!*, dachte Race.

»*Sind Sie bereit, Professor?*«, fragte Renées Stimme plötzlich in seinem Ohrhörer. Er hatte den Sprechfunk schon so lange nicht mehr benutzt, dass er ihn fast vergessen hatte.

»Bereiter geht's nicht«, erwiderte er.

»*Dann los!*«

Race betrat die Hängebrücke.

Er sah die weiße, schachtelähnliche Kabine am anderen Ende hoch über dem Grund der Mine schweben – und die Tür darin. Im Augenblick war sie geschlossen.

Hinter den langen, rechteckigen Fenstern rührte sich nichts.

Überhaupt nichts. Die Kabine schwebte schweigend zweihundert Meter über der Welt.

Race betrat die Brücke.

Gleichzeitig eilte Renée über die nördliche Hängebrücke.

Sie hielt den Blick auf die geschlossene Tür am Ende ihrer Brücke gerichtet und beobachtete sie gespannt in der Erwartung, dass sie jeden Moment aufschlüge.

Aber die Tür blieb hartnäckig geschlossen.

Odilo Ehrhardt spähte aus einem der Fenster der Kontrollkabine und sah Renée die nördliche Brücke herabkommen.

Aus dem gegenüberliegenden Fenster sah er Race von der anderen Seite kommen, ein Spiegelbild ihrer Bewegungen.

Jetzt musste Ehrhardt eine Wahl treffen.

Er entschied sich für Race.

Die zwergenhaften Gestalten von Race und Renée eilten die beiden Hängebrücken hinab auf die Kontrollkabine zu.

Renée, die das Gewehr erhoben hielt, war ein wenig schneller als Race. Als sie jedoch etwa die halbe Strecke zurückgelegt hatte, sprang die Tür auf und Odilo Ehrhardt trat heraus.

Renée blieb wie erstarrt stehen.

Ehrhardt schob Dr. Fritz Weber vor sich her, benutzte den kleinen, um sich schlagenden Wissenschaftler als Deckung. Der Nazi hatte einen dicken Arm um Webers Kehle gelegt. Mit der anderen Hand hielt er eine halb automatische Glock-20-Pistole auf den Kopf des Wissenschaftlers gerichtet.

*Tu's nicht*, bettelte Renée in Gedanken und versuchte, Ehrhardt durch ihren schieren Willen zu veranlassen, nicht den einzigen Mann umzubringen, der den Code zur Entschärfung der Supernova kannte.

Offenbar wünschte sie es nicht stark genug. Denn in diesem Moment, in diesem einzigartigen, Schauer erregenden Augenblick schenkte Odilo Ehrhardt Renée ein letztes, finsternes Lächeln und drückte ab.

\* \* \*

DIE WAFFE GING los – laut und gewaltig hallte der Schuss durch den Krater.

Ein Geysir aus Blut explodierte aus der Seite von Webers Kopf und seine Gehirnmasse spritzte über das Gelände.

Sein Körper erschlaffte. Ehrhardt kippte ihn von der Brücke und Renée konnte lediglich benommen und entsetzt zusehen, wie der Leichnam fiel, immer weiter fiel, über zweihundert entsetzliche Meter, bis er schließlich mit einem gedämpften, fernen Plumps am Grund der Mine aufschlug.

Race vernahm den Pistolenschuss ebenfalls und eine Sekunde später erhaschte er einen Blick auf Webers Leiche, die in den Krater hinabsegelte.

»Mein Gott ...«

Er beschleunigte seinen Schritt ...

Odilo Ehrhardt war noch nicht fertig.

Nachdem er Webers Leichnam hinabgeworfen hatte,

löste er die Druckschläuche, die die Hängebrücke mit der Kontrollkabine verbanden.

»*Nein!*«, kreischte Renée und ergriff das Geländer zu beiden Seiten.

Mit einem scharfen Zischen löste sich einer der Schläuche und das Geländer links von Renée fiel einfach weg.

Sie überschlug im Kopf ihre Möglichkeiten. Sie hatte keine Chance, die Kontrollkabine zu erreichen, ehe Ehrhardt die anderen drei Schläuche löste.

Da drehte sie sich um und lief los, rannte wie der Teufel zurück.

*Erneut ein Zischen.*

Eine weitere Verbindung löste sich und das andere Geländer fiel herab.

Noch zwei Verbindungen.

Renée lief jetzt, so schnell sie konnte – auf einer geländerlosen Brücke mehr als zweihundert Meter über dem Boden.

Ein paar Sekunden später löste sich die dritte Verbindung und die Bohlen unter ihr sackten nach links weg.

Dann, mit einem letzten zufriedenen Grinsen, öffnete Ehrhardt die letzte Verbindung und die gewaltige Hängebrücke, die jetzt nur noch mit dem nördlichen Rand des Kraters verbunden war, nicht mehr mit der Kabine in der Mitte, fiel, mit Renée Becker darauf, in den Abgrund.

Renée war nur noch etwa zwanzig Meter vom Rand entfernt, als die Brücke unter ihr wegsackte. Sobald sie sie nachgeben spürte, sprang sie vor, klammerte sich mit

den Fingern an die stählernen Bohlen und hielt sich mit aller Kraft daran fest.

Die Hängebrücke krachte gegen die schräge Wand des Kraters. Renée prallte von der Erdwand der Mine ab, aber es gelang ihr irgendwie, sich festzuhalten.

Gerade als Renées Stimme über seine Ohrhörer dröhnte, erreichte Race die Tür am Ende seiner Hängebrücke.

*»Professor, Renée hier. Meine Brücke ist unten. Ich bin aus dem Spiel, jetzt sind Sie dran.«*

*Prächtig, dachte Race. Genau das, was ich hören wollte.*

Er holte tief Luft und packte sein Gewehr fester. Dann ergriff er den Türknauf, drehte ihn, stieß die Tür mit dem Lauf des G-11 auf ...

... und löste den Stolperdraht aus.

Piep!

Race sah Ehrhardt, ehe er die Quelle des schrillen Pieptons erblickte.

Der große Nazigeneral stand auf der anderen Seite der Kontrollkabine, drüben an der nördlichen Tür, die Glock nachlässig an der Seite. Er lächelte Race an.

Links war die Supernova, deren verspiegelte Oberflächen glänzten. Das zylinderförmige Stück Thyrium steckte in dem Kern, der innerhalb einer luftdichten Kammer zwischen den beiden atomaren Sprengköpfen schwebte.

An der Wand neben der Supernova standen zwei Cray-YMP-Supercomputer, auf dem Fußboden daneben

die beiden Behälter, die zum Transport der Sprengköpfe benutzt worden waren. Das Götzenbild, jetzt mit einem Hohlraum an der Basis, lag achtlos auf einer Bank.

Auf dem Laptop, der an der Supernova angebracht war und die Quelle des Pieptons darstellte, sah Race den Countdown auf Null zugehen.

00:05:00

00:04:59

00:04:58

Unterhalb der Zahlen las er die Worte »ALTERNATIVE DETONATIONSSEQUENZ EINGESCHALTET«.

*Alternative Detonationssequenz?*

»Vielen Dank, kleiner Möchtegernheld«, höhnte Ehrhardt. »Indem Sie in diese Kabine eingetreten sind, haben Sie sich zum Tode verurteilt.«

Race runzelte die Stirn.

Ehrhardts Blick flackerte nach links.

Race folgte dem Blick und sah an der östlichen Wand der Kabine acht gelbe Zweihundert-Gallonen-Behälter, auf deren Seiten die Wörter VORSICHT und GEFAHR: HYPERGOLISCHE FLÜSSIGKEITEN standen.

Weitere Worte waren auf die Vorderseite der riesigen gelben Behälter geprägt:

HYDRAZIN.

STICKSTOFFTETROXID.

Es waren vier Behälter mit Hydrazin. Vier mit Stickstofftetroxid. Ein kompliziertes Netzwerk aus Kabeln und Schläuchen verband die Kunststofffässer untereinander.

*Hypergolische Flüssigkeiten*, erinnerte sich Race an



seinen Chemieunterricht, *waren Flüssigkeiten, die beim Kontakt miteinander explodierten.*

Ein Sekundenzähler war auf den Hydrazinbehältern befestigt, der jedoch reglos, wie erstarrt, auf fünf Sekunden stand.

00:00:05.

Da erkannte Race, dass die acht gelben Behälter über ein dickes schwarzes Kabel, das sich über den Fußboden der Kabine schlängelte, mit dem Zündcomputer der *Supernova* verbunden waren.

00:04:00

00:03:59

00:03:58

»Wie?«, fragte Race, das G-11 auf Ehrhardts Brust gerichtet. »Wie habe ich mich zum Tode verurteilt?«

»Durch das Öffnen dieser Tür da haben Sie einen Mechanismus ausgelöst, der Ihr Leben auf die eine oder andere Art und Weise beenden wird.«

»Wie, Gott verdammt noch mal?«

Ehrhardt lächelte. »In diesem Raum sind zwei Zünder, Professor: einer an der Supernova, einer an den hypergolischen Flüssigkeiten. Der eine wird den gesamten Planeten in die Luft jagen, der andere lediglich diese Kabine. Wie ich weiß, möchten Sie die Supernova entschärfen, aber wenn Sie damit Erfolg haben, wird Sie das etwas kosten.«

»Was?«

»Ihr Leben im Austausch gegen die Welt. Durch das Öffnen dieser Tür, Professor, haben Sie einen Mechanismus in Gang gesetzt, der den Zündcomputer der Su-

pernova mit den hypergolischen Flüssigkeiten verbindet. Wird aus irgendeinem Grund der Countdown für die Supernova beendet, springt der Zeitgeber auf den hypergolischen Flüssigkeiten an. Innerhalb von fünf Sekunden werden sich die Flüssigkeiten mischen und dann werden sie explodieren und dabei diese Kabine zerstören. *Sie zerstören.*

Also stehen Sie jetzt vor einer Wahl, Professor, die einzigartig in der Geschichte der Menschheit ist. Sie können in exakt dreieinhalb Minuten zusammen mit dem Rest des Planeten sterben – oder Sie können die Welt retten. Wenn Sie das jedoch tun, müssen Sie das eigene Leben opfern.«

Race traute seinen Ohren nicht.

*Eine einzigartige Wahl ...*

*Sie können die Welt retten ...*

*Wenn Sie das jedoch tun, müssen Sie das eigene Leben opfern ...*

Die beiden Männer standen einander in der Kontrollkabine gegenüber – Race im südlich gelegenen Eingang, das G-11 an die Schulter gepresst, Ehrhardt drüben bei der nördlichen Tür, die Glock an der Seite.

00:03:21

00:03:20

00:03:19

»Der Präsident ist damit einverstanden, Ihr Lösegeld zu zahlen ...«, versuchte Race es mit einem letzten Bluff.

»Nein, ist er nicht«, fauchte Ehrhardt, hob ein Blatt Papier von der Bank neben sich und schleuderte es Race zu.

Es flatterte zu Boden – eine Kopie jener Faxnachricht, die Race im Büro der Mine gesehen hatte. Ehrhardt musste hier drin ebenfalls ein Faxgerät haben.

»Und selbst wenn er gesagt hätte, er würde zahlen«, sagte der Nazi, »wäre ich *noch immer* nicht in der Lage, den Apparat zu entschärfen. Nur Weber kannte den Entschärfungscode und er, mein Freund, ist tot. Nein. Jetzt heißt es *Sie* oder *nichts*. Nun, mag geschehen, was will, ich werde jedenfalls meine Befriedigung aus dem Wissen ziehen, dass Sie diese Kabine nicht lebend verlassen werden.«

»Und was ist mit Ihnen?«, fragte Race trotzig. »Sie werden ebenfalls sterben.«

»Ich bin alt, Professor. Alt und verfallen. Der Tod bedeutet mir nichts. Die Tatsache, dass ich die übrige Welt mitnehmen kann, bedeutet hingegen *alles* ...«

Und in diesem Augenblick hob Ehrhardt so schnell wie eine Klapperschlange seine Glock, zielte auf Race und drückte ...

*Bamm!*

Race gab eine einzige Salve ab, wobei ihm das G-11 heftig in die Schulter schlug.

Die hülsenlosen Patronen klatschten in Ehrhardts gewaltige Brust und ein Blutschwall schoss hervor. Der Aufprall schleuderte den großen Mann gegen die Wand hinter ihm.

Dabei ging – *Bumm-Bumm!* – seine Glock los. Die Kugel traf die Decke, schlug einen Rauchmelder in Stücke, und plötzlich regneten aus einer Reihe von Sprenklern Ströme von Wasser.

Ehrhardt sank zu Boden. Er war lediglich noch eine triefende, hässliche Masse. Den Mund hatte er geöffnet, die Augen vor Entsetzen weit aufgerissen.

Race stand wie betäubt auf der Schwelle, erstarrt in der Schussposition, während ihm das Wasser aufs Gesicht prasselte.

Nie zuvor hatte er einen Mann erschossen. Nicht einmal während der Jagd auf dem Fluss. Er schluckte die Galle hinab, die ihm in die Kehle gestiegen war.

Und sah dann auf den Zeitgeber der Supernova.

00:03:00

00:02:59

00:02:58

Ruckartig fuhr er aus seiner Trance hoch und eilte zu dem Nazikommandeur hinüber, um ihn zu untersuchen.

Ehrhardt hatte noch einen Funken Leben in sich. Blut tropfte ihm aus dem Mund, quoll aus seinem Brustkasten.

Aber seine Augen glitzerten, sahen in einer Art wahnsinnigen Entzückens funkelnd zu Race auf, als ob Ehrhardt einen Nervenkitzel dabei verspürte, ihn in dieser Lage zurückzulassen: allein in einer Kontrollkabine in einem fremden Land, mit nichts außer einem sterbenden Nazi, einer tickenden Supernova sowie acht Behältern mit explosivem hypergolischem Treibstoff, der ihn sicher töten würde, selbst wenn es ihm gelänge, die Hauptbombe zu entschärfen.

\* \* \*

NA GUT, WILL, ganz ruhig bleiben.

00:02:30

00:02:29

00:02:28

*Zweieinhalb Minuten bis zum Ende der Welt.*

*Ganz ruhig bleiben, Mistkerl!*

Race kroch zur Supernova hinüber und blickte auf den Bildschirm des Computers.

IHNEN BLEIBEN

00:02:27

MINUTEN ZUR EINGABE DES  
ENTSCHÄRFUNGSCODES.

ENTSCHÄRFUNGSCODE HIER EINGEBEN:

Race starrte die Uhr wütend an. Wasser aus der Sprinkleranlage hämmerte ihm auf den Kopf.

*Was tust du jetzt, Will?*

Anscheinend blieb ihm keine Wahl, oder?

Er konnte zusammen mit dem Rest der Welt sterben oder die Supernova irgendwie anhalten – und trotzdem sterben.

*Verdammt!*, dachte er.

Er war kein Held.

Leute wie Renco und Van Lewen, das waren Helden. Er war lediglich ein Nichts. *Ein gewöhnlicher Sterblicher*. Ein Universitätsprofessor, der stets zu spät zur Arbeit kam, seinen Zug verpasste. Verdammt, er musste doch noch ein paar Strafzettel bezahlen ...

Er war kein Held.

Und wollte auch nicht wie ein Held sterben.

Abgesehen davon wusste er nicht einmal, wo er ansetzen sollte, um den Code der Supernova zu knacken. Er war kein Hacker. Nein, Tatsache war, dass Fritz Weber tot war – und damit der Einzige, der den Entschärfungscode gekannt hatte.

00:02:01

00:02:00

00:01:59

Seufzend schloss Race die Augen.

Er konnte ebenso gut wie ein Held sterben.

Also setzte er sich aufrecht vor die Supernova und betrachtete das Display mit neuer Energie.

*Na gut, Will, tief Luft holen. Tief Luft holen.*

Er sah auf den Bildschirm, die Zeile, die lautete:

ENTSCHÄRFUNGSCODE HIER EINGEBEN:

— — — — —

Na gut.

Acht Leerstellen zu füllen. Mit einem Code.

Schön, wer kennt den Code?

Weber kennt den Code.

Er war der *Einzige*, der den Code kannte.

In diesem Augenblick dröhnte eine Stimme in Race' Ohr und er wäre beinahe an die Decke gesprungen.

»*Professor, was ist los?*«

Renée.

»Mein Gott, Renée. Sie haben mich zu Tode er-

schreckt. Was los ist? Na ja, Ehrhardt hat Weber erschossen, dann habe ich Ehrhardt erschossen und jetzt sitze ich vor der Supernova und suche nach einer Möglichkeit, sie zu entschärfen. Wo sind Sie? «

»*Ich bin wieder im Büro. Ehrhardt hat meine Brücke abgesägt.*«

»Irgendwelche Ideen, wie dieses Ding zu entschärfen ist? «

»*Nein. Weber war der Einzige ...*«

»Das weiß ich. Hören Sie, ich muss acht Leerstellen füllen, und zwar rasch.«

»*Na gut. Lassen Sie mich nachdenken ...*«

00:01:09

00:01:08

00:01:07

»Eine Minute, Renée.«

»*Ja, ja. In der Transkription des Telefonats hat es geheißen, dass diese Supernova auf dem US-Modell basiert, nicht wahr? Was bedeutet, der Code muss numerisch sein.*«

»*Woher wissen Sie das?*«

»*Weil ich weiß, dass die amerikanische Supernova einen numerischen Code hat.*« Sie musste sein Schweigen verstanden haben. »*Wir haben ein paar Leute in Ihren Institutionen sitzen.*«

»Ah, okay. Dann ist es also ein numerischer Code. Ein Acht-Ziffern-Code. Was heißt, wir haben etwa eine Milliarde möglicher Kombinationen.«

00:01:00

00:00:59

»Weber war die einzige Person, die den Code kannte, stimmt's?«, fragte Renée. »Also muss er etwas mit ihm zu tun haben.«

»Es könnte auch eine völlig zufällige Zahlenfolge sein«, erwiderte Race trocken.

»Unwahrscheinlich«, meinte Renée. »Leute, die numerische Codes einsetzen, benutzen selten Zufallszahlen. Sie nehmen Zahlen, die ihnen etwas bedeuten, an die sie sich erinnern, wenn sie an einen bedeutsamen Vorfall oder ein wichtiges Datum oder dergleichen denken. Was wissen wir über Weber?«

Aber Race hörte nicht mehr zu.

Während Renée sprach, hatte etwas an seinen Gedanken gezupft und das hatte mit dem zu tun, was sie gerade sagte.

»Na schön«, dachte Renée gerade laut. »Im Zweiten Weltkrieg war er Nazi. Er hat Experimente an menschlichen Objekten durchgeführt.«

Aber Race dachte an etwas völlig anderes.

*Sie nehmen Zahlen, die ihnen etwas bedeuten, Zahlen, an die sie sich erinnern, wenn sie an einen bedeutsamen Vorfall oder ein wichtiges Datum oder dergleichen denken ...*

Da fiel es ihm endlich ein.

Der Artikel in der *New York Times*, den er gestern Morgen auf dem Weg zur Arbeit gelesen hatte, vor seiner Ankunft in der Universität, wo das Team der Special Forces in seinem Büro auf ihn gewartet hatte!

Darin hatte es geheißen, dass Diebe es relativ einfach



hatten, die Bankkonten der Bestohlenen gleich mit zu plündern, weil 85 % aller Menschen ihren Geburtstag oder ein anderes bedeutendes Datum als Geheimnummer benutzen.

»Wann hatte er Geburtstag?«, fragte Race plötzlich.

»*Oh, das weiß ich*«, erwiderte Renée. »*Ich hab's in seiner Akte gesehen. Das war irgendwann 1914. Oh, wann denn noch mal? Richtig! Am 6. August. Am 6. August 1914.*«

00:00:30

00:00:29

00:00:28

»Was meinen Sie?«, schrie Race über das Prasseln des Sprinklerregens hinweg.

»*Ist eine Möglichkeit*«, entgegnete Renée.

Race überlegte eine Sekunde lang. Währenddessen durchsuchte er mit dem Blick den Raum und sah Ehrhardt mit dem Rücken an der Wand sitzen und kichern, wobei ihm Blut aus dem Mund troff.

»Nein«, sagte Race entschieden. »Das ist es nicht.«

»*Was?*«

00:00:21

00:00:20

00:00:19

Aus irgendeinem Grund waren Race' Gedanken jetzt von kristallener Klarheit.

»Es wäre zu einfach. Wenn er überhaupt ein Datum benutzt hat, dann ein besonderes. Es wäre auf die eine oder andere Weise knifflig oder selbstgefällig. Die übrige Welt hätte ganz schön daran zu knacken. Er würde

nicht etwas so Albernes wie seinen *Geburtstag* benutzen. Etwas Bedeutungsvolleres müsste es schon sein.«

»*Professor, uns bleibt nicht viel Zeit. Was gibt's sonst noch?*«

Race versuchte, sich alles ins Gedächtnis zurückzuführen, was er über Fritz Weber gehört hatte.

Er hatte Experimente an Menschen durchgeführt.

00:00:15

Er war in Nürnberg vor Gericht gestellt worden.

00:00:14

Zum Tode verurteilt worden.

00:00:13

Hingerichtet worden.

00:00:12

Hingerichtet.

*Hingerichtet ...*

*Das ist's*, dachte Race.

00:00:11

Aber wann war das gewesen?

00:00:10

»Renée, schnell, wie lautet das Datum von Webers mutmaßlicher Hinrichtung?«

»*Ab ... 16. Oktober 1946.*«

00:00:08

16. Oktober 1946.

00:00:07

*Tu's!*

00:00:06

Race beugte sich vor und hieb die Zahlen auf die Tastatur an der Supernova.

ENTSCHÄRFUNGSCODE HIER EINGEBEN:  
10161946

Während es nach wie vor aus dem Sprinkler regnete und der Zähler rasch auf null zulief, gab Race den Code ein und hieb auf die ›Enter‹-Taste.

\* \* \*

BIEP!

Ehrhardts Gekicher erstarb, als er das Piepen vernahm.

Race grinste breit.

*Mein Gott, ich hab's hingekriegt ...*

Da tauchte auf dem Bildschirm an der Supernova plötzlich etwas anderes auf:

ENTSCHÄRFUNGSCODE EINGEGEBEN
DETONATIONSCOUNTDOWN BEENDET BEI
00:00:04
SEKUNDEN
ALTERNATIVE DETONATIONSSEQUENZ
EINGESCHALTET

*Alternative Detonationssequenz?*

»Verdammt ...«, ächzte Race.

Sein Blick flackerte zu der anderen Uhr hinüber, die auf den Hydrazinbehältern auf der anderen Seite des Raums stand und auf 00:00:05 eingestellt gewesen war.

Sie hatte sich eingeschaltet und schlug jetzt klickend auf 00:00:04 um.

Vor Überraschung wurden Ehrhardts Augen groß.

Race' Augen sogar noch größer.

»O Mann«, sagte er.

Genau vier Sekunden später, am Ende des kurzen Countdowns, mischten sich die hypergolischen Brennstoffe in den Behältern und die Wände der Kontrollkabine barsten mit unglaublicher Heftigkeit.

Die Fensterscheiben zerbrachen, flogen in Millionen von Splittern zum Himmel hinauf, dicht gefolgt von einem brüllenden, sich aufblähenden Feuerball.

Trümmer schossen in alle Richtungen davon: Türen, Teile der Supernova, abgerissene Stücke von Holzbänken, vom Fußboden. Alles wurde mit so gewaltiger Kraft davongebblasen, dass einige Teile sogar über den Rand des Kraters flogen und in dem dichten Wald landeten, der die riesige Mine umgab. Die harmlosen Bruchstücke der beiden atomaren Sprengköpfe, aus denen die Supernova bestanden hatte, landeten am Grund des Kraters. Die hypergolische Explosion war bei weitem zu primitiv, um die Atome darin zu spalten.

Einen Augenblick später war von der Kontrollkabine nichts weiter übrig als ein geschwärzter, skeletthafter Rahmen, der zur Unkenntlichkeit verkohlt war und schwankend über der Mine hing. Wände, Fenster, sogar Fußboden und Decke waren verschwunden.

William Race war ebenfalls verschwunden.

# SECHSTE KONFRONTATION

Dienstag, 5. Januar, 19.10 Uhr



DIE BEIDEN FAHRZEUGE glitten gemächlich über den Fluss.

Das eine war ein langes, schlankes Speedboat, das andere ein mitgenommen aussehendes, kleines Wasserflugzeug mit lediglich einem Schwimmer, und zwar dem an der rechten Tragfläche.

Die Welt war still, der Fluss ruhig.

Leonardo Van Lewen und Doogie Kennedy schauten aus ihren Cockpits zu der verlassenen Mine hinüber. Langsam lenkten sie ihre Fahrzeuge zum Ufer und ließen sie sacht auf Grund laufen.

Sie hatten gehört, wie die hypergolischen Flüssigkeiten explodiert waren, und jetzt sahen sie den gewaltigen braunen Erdkrater vor sich. Eine Rauchwolke stieg von der verkohlten, schachtelähnlichen Hütte im Zentrum empor.

Niemand war zu sehen.

Nichts regte sich.

Ganz gleich, was hier geschehen war, es war vorüber.

Die beiden Green Berets sprangen aus ihren Fahrzeugen und gingen, die Gewehre in der Hand, vorsichtig zu den alten, wie Lagerhallen aussehenden Gebäuden am Rand des Kraters hinüber.

Da tauchte plötzlich Renée in einer der Türen auf. Sie sah die beiden sofort und kam zu ihnen. Die drei stellten sich an den Rand des Kraters und starrten zu den

schwärzlichen Überresten der Kontrollkabine hinüber.

»Was ist denn hier passiert?«, fragte Van Lewen.

»Ehrhardt hat das Idol benutzt, um die Supernova zu schärfen. Dann hat er sie aktiviert«, erwiderte Renée leise und traurig. »Professor Race ist es gelungen, die Detonationssequenz abzuschalten, aber kaum hatte er die Supernova entschärft, ist die ganze Kabine in die Luft geflogen.«

Van Lewen drehte sich um und sah zu der Stelle hinüber, wo William Race zum letzten Mal lebend gesehen worden war.

»Der Apparat war da drin?«, fragte er.

»Ja«, entgegnete Renée. »Sie hätten es nicht für möglich gehalten. Er hat den Countdown gestoppt. Es war erstaunlich.«

»Was ist mit dem Götzenbild?«

»Vermutlich bei der Explosion vernichtet, zusammen mit der Supernova und Professor Race.«

Da erklang rechts von ihnen ein Rascheln.

Van Lewen und Doogie fuhren mit erhobenen Gewehren herum, sahen allerdings lediglich Bäume und Laubwerk.

Plötzlich fiel ein trommelähnlicher, zylindrischer Gegenstand – eine Art Behälter etwa von der Größe einer normalen Mülltonne – aus den oberen Ästen eines Baums und schlug sanft auf dem dichten Blattwerk in etwa zwanzig Metern Entfernung auf.

Stirnrunzelnd gingen Van Lewen, Renée und Doogie hinüber.

Der Behälter musste sich bei der Explosion in der



Kontrollkabine befunden haben und dann von der Druckwelle hierher geschleudert worden sein.

Er rollte weiter und blieb schließlich im Gebüsch stecken. Doch dann begann er merkwürdigerweise, hin und her zu wackeln, als ob sich jemand darin befände und versuchte, irgendwie herauszukommen.

Plötzlich sprang der Deckel des Behälters auf. Race taumelte heraus und plumpste mit dem Allerwertesten auf den nassen, schlammigen Boden.

Auf Renées Gesicht erstrahlte ein Tausend-Watt-Lächeln. Sie und die Green Berets eilten zu Race hinüber, der unter den Bäumen lag.

Triefend nass und vollkommen erschöpft lag der Professor auf dem Rücken im Schlamm. Noch immer trug er seine Baseballkappe und die schwarze Schutzweste.

Er blickte zu seinen drei Kameraden auf und schenkte ihnen ein müdes, halbes Lächeln.

Daraufhin zog er die rechte Hand hinter dem Rücken hervor und stellte einen Gegenstand vor sich auf den Boden. Er war über und über von glitzernden Wassertropfen bedeckt, aber man konnte sich in dem schimmernden, schwarz-purpurfarbenen Stein und den grimigen Zügen des darin eingeschnitzten Rapakopfs unmöglich täuschen.

Es war das Götzenbild.

\* \* \*

ANMUTIG SCHWANG SICH die Goose über den Amazonas-Regenwald.

In der frühen Abenddämmerung flog sie Richtung Westen. Zu den Bergen und nach Vilcafor zurück.

Doogie saß vorn im Cockpit und steuerte das Flugzeug, während Van Lewen, Race, Renée sowie der verwundete Uli hinten saßen.

Race dachte über seine Flucht aus der Kontrollkabine nach.

In den fünf Sekunden, die ihm zwischen dem Entschärfen der Supernova und dem Zusammenfließen der hypergolischen Flüssigkeiten geblieben waren, hatte er die Kabine verzweifelt nach einem Fluchtweg abgesucht.

Da war sein Blick zufällig auf einen der Behälter für die atomaren Sprengköpfe gefallen. Er würde einem immensen Druck widerstehen, da er für den Schutz der explosiven atomaren Sprengköpfe bestimmt war.

Weil Race nichts anderes zur Verfügung stand, suchte er darin Deckung – mit dem Götzenbild, das er sich rasch von der Werkbank geschnappt hatte. Anschließend ließ er den Deckel der Kapsel zuknallen und da war der fünfsekündige Countdown auch schon beendet.

Die Flüssigkeiten vermischten sich, die Kontrollkabine explodierte und er wurde samt Kapsel hoch in die Luft geschleudert. Zum Glück landete sie auf den Bäumen relativ weich.

Er lebte und mehr zählte nicht.

Während er jetzt im Heck des Wasserflugzeugs saß, hielt Race ein abgenutztes, ledergebundenes Buch in den Händen, das er nach seiner spektakulären Flucht im Bootsschuppen gefunden hatte. Es hatte auf einem Regal in dem Büro gestanden.

Er hatte darauf bestanden, nach diesem Buch zu suchen, ehe sie nach Vilcafor zurückflogen.

Es war das Santiago-Manuskript.

Das *Originalmanuskript*, geschrieben von Alberto Santiago im sechzehnten Jahrhundert, aus der Abtei San Sebastian gestohlen von Heinrich Anistase im zwanzigsten Jahrhundert und nicht lange danach von Uli Pieck vom Bundeskriminalamt kopiert.

Race blickte das Manuskript mit einer Art verhaltener Ehrfurcht an.

Das war Alberto Santiagos Handschrift. Die Striche und Schnörkel waren ihm vertraut, doch sah er sie jetzt auf wunderschön beschaffenem Papier und geschrieben in reicher blauer Tinte, nicht auf einer harten, zerkratzten Fotokopie.

Am liebsten hätte er es sofort gelesen, aber er musste sich gedulden. Zunächst hatte er einige andere Dinge klarzustellen.

»Van Lewen«, sagte er.

»Ja.«

»Erzählen Sie mir was über Frank Nash.«

»Wie bitte?«

»Ich habe gesagt, erzählen Sie mir was über Frank Nash.«

»Was wollen Sie wissen?«

»Haben Sie früher schon für ihn gearbeitet?«

»Nein, das ist das erste Mal. Meine Einheit ist von Bragg zu dieser Mission abgezogen worden.«

»Ist Ihnen klar, dass Nash Colonel der Special Projects Unit der Army ist?«

»Ja, natürlich.«

»Also haben Sie gewusst, dass Nash mich angelogen hat, als er gestern Morgen mit einem DARPA-Ausweis in mein Büro gekommen ist und erzählt hat, er sei ein *pensionierter* Army-Colonel und arbeite jetzt für die Defense Advanced Research Projects Agency?«

»Ich habe nicht gewusst, dass er das gesagt hat.«

»Sie haben das *nicht* gewusst?«

Van Lewen blickte Race aufrichtig und ehrlich an. »Professor Race, ich bin bloß ein einfacher Soldat, okay? Man hat mir gesagt, dass ich zum Schutz einer Person abkommandiert sei. Man hat mich angewiesen, *Sie* zu beschützen. Also tue ich das. Wenn Colonel Nash Sie angelogen hat, so tut es mir Leid, aber davon habe ich nichts gewusst.«

Race biss die Zähne zusammen. Es war zum Kotzen. Er war stinksauer – weil er durch einen faulen Trick zur Teilnahme an dieser Mission veranlasst worden war.

Doch trotz seines Ärgers war er entschlossen, alles zu erfahren. Denn wenn Nash *nicht* von der DARPA war, zog das eine Vielzahl von Fragen nach sich. Zum Beispiel, was war mit Lauren und Copeland? Waren sie ebenfalls Mitglieder der Special Projects Unit?

Noch näher liegend waren die Fragen, bei denen es um Race selbst ging – beispielsweise wie seine Teilnahme an der Mission zustande gekommen war. Schließlich hatte Nash behauptet, über Marty auf ihn gekommen zu sein. Race hatte seinen Bruder seit fast zehn Jahren nicht mehr gesehen.

Seltsamerweise ertappte Race sich dabei, dass er über Marty nachdachte.

Als Kinder hatten sie einander sehr nahe gestanden. Obgleich Marty gut drei Jahre älter war als er, hatten sie immer zusammen gespielt – Football, Baseball, Fangen. Aber Will war im Sport stets besser gewesen, trotz des Altersunterschieds.

Marty andererseits war der Gewitztere der beiden. Er glänzte in der Schule und wurde deswegen verachtet. Er sah nicht gut aus und schon als Neunjähriger war er das Ebenbild ihres Vaters – die Schultern gekrümmt, die Augenbrauen buschig. Er hatte ständig einen finsternen Gesichtsausdruck, der an Richard Nixon erinnerte.

Im Gegensatz zu ihm hatte Race die Attraktivität ihrer Mutter geerbt – sandbraunes Haar und himmelblaue Augen.

Als Jugendlicher ging Will mit seinen Freunden in die Stadt, während Marty daheim bei seinen Computern und seiner preisgekrönten Sammlung von Elvis-Presley-Platten blieb. Mit 19 hatte Marty noch immer keine Freundin. Das einzige Mädchen, an dem er je Gefallen gefunden hatte – eine hübsche, junge Cheerleaderin namens Jennifer Michaels –, war ausgerechnet in Will verknallt. Marty war am Boden zerstört gewesen.

Dann kam die Collegezeit, und während sich seine Quälgeister aus der Highschool davonmachten, um Bankkassierer oder Grundstücksmakler zu werden, arbeitete Marty zielstrebig auf die Computerlaboratorien des MIT hin – mit der Unterstützung seines Vaters, eines Computerfachmanns.

Race dagegen – ganz gewiss intelligent, jedoch weniger zum Akademikerleben veranlagt – ging mit einem halben Sportstipendium zum USC. Dort begegnete er Lauren O'Connor. Er warb um sie, verlor sie, und währenddessen studierte er Sprachen.

Dann ließen sich ihre Eltern scheiden.

Es geschah vollkommen unerwartet. Eines Tages kam Race' Vater vom Büro nach Hause und sagte seiner Mutter, dass er sie verlassen werde. Wie sich herausstellte, hatte er seit fast elf Monaten eine Affäre mit seiner Sekretärin.

Die Familie zerbrach.

Marty, damals 25, besuchte den Vater regelmäßig – schließlich war er schon immer sowohl dem Aussehen als auch dem Verhalten nach sein Ebenbild gewesen.

Race jedoch vergab seinem Vater nie. Als er 1992 an einem Herzinfarkt starb, nahm Race nicht einmal an der Beerdigung teil.

Es war die klassische amerikanische Kernfamilie – mit verfaultem Kern.

Race riss sich aus seinen Gedanken los und kehrte in die Gegenwart zurück – in ein Wasserflugzeug, das über den Dschungeln Perus dahinflog.

»Was ist mit Lauren und Copeland?«, fragte er Van Lewen. »Sind sie auch bei der Special Projects Unit?«

»Ja«, erwiderte Van Lewen ernst.

*Schweinehund.*

»Na gut«, meinte Race und wechselte das Thema. »Was wissen Sie über das Supernova-Projekt?«

»Ich schwöre, ich weiß nichts darüber«, entgegnete Van Lewen.

Stirnrunzelnd biss sich Race auf die Unterlippe.

Er wandte sich an Renée. »Was wissen *Sie* über das amerikanische Supernova-Projekt?«

»Ein wenig.«

Race hob erwartungsvoll die Brauen.

Renée seufzte. »Das Projekt wurde in nichtöffentlicher Sitzung des Congressional Armaments Committee im Januar 1992 beschlossen. Budget: 1,8 Millionen Dollar, gebilligt vom Senate Appropriations Committee, erneut in nichtöffentlicher Sitzung, im März 1992. Das Projekt sollte ein Jointventure von Defense Advanced Research Projects Agency und United States Navy sein. Der Name des Projektleiters lautet ...«

»Warten Sie eine Sekunde«, unterbrach Race sie. »Die Supernova ist ein Projekt der Navy?«

»Das stimmt.«

Also hatte Frank Nash ihm mehr als eine Lüge aufgetischt, um ihn zur Teilnahme an der Mission zu veranlassen. Die Supernova war nicht einmal ein Projekt der Army.

Sondern der *Navy*.

Da fiel Race plötzlich etwas ein, das er in der Nacht zuvor gehört hatte, als er in dem Humvee eingesperrt gewesen war, und zwar vor dem Angriff der Großkatzen auf das BKA-Team.

Er entsann sich, die Stimme einer Frau gehört zu haben – vielleicht Renées Stimme –, die über Funk etwas auf Deutsch gesagt hatte, einen Satz, den er zu diesem Zeitpunkt verwirrend gefunden und Nash und den anderen *nicht* übersetzt hatte.

*Was ist mit dem anderen amerikanischen Team? Wo sind die gegenwärtig?*

*Das andere amerikanische Team ...*

»Tut mir Leid, Renée, ich habe Sie unterbrochen«, sagte er. »Wer war der Leiter des Supernova-Projekts?«

»Sein Name ist Romano. Dr. Julius Michael Romano.«

\* \* \*

DA WAR ER WIEDER.

Der mysteriöse Romano. Endlich erfuhr Race, wer er war.

Das andere amerikanische Team. Ein Team der Navy.  
*Mein Gott ...*

»Also, lassen Sie mich die Dinge mal klarstellen«, sagte Race. »Die Supernova ist ein Projekt der Navy unter Leitung eines Mannes namens Julius Romano, ja?«

»Stimmt«, erwiderte Renée.

»Und Romano und sein Team sind gerade in Peru und suchen das Thyrium-Götzenbild?«

»Ja.«

»Aber Frank Nash hat ein Team der Army hier, das *auch* hinter dem Götzenbild her ist?«

»Richtig«, entgegnete Renée.

»Warum? Warum versucht ein Team, das von einem Colonel der US Army's Special Projects Unit kommandiert wird, ein Team von *Navy-Leuten* bei der Suche nach einem Götzenbild auszustechen, das der Schlüssel zu einer Waffe der Navy ist?«



»Die Antwort auf diese Frage«, sagte Renée, »ist ein wenig komplizierter, als es den Anschein haben mag, Professor Race.«

»Versuchen Sie's!«

»Na gut«, meinte Renée und holte tief Luft. »Während der vergangenen sechs Jahre haben die deutschen Geheimdienste schweigend zugesehen, wie die Abteilungen der US-amerikanischen Streitkräfte – Army, Navy und Air Force – einen erbitterten, geheimen Kleinkrieg gegeneinander geführt haben.

Dabei geht es ums nackte Überleben. Jede der drei Abteilungen kämpft darum, der bedeutendste Zweig der US-Streitkräfte zu sein, damit es nicht sie trifft, wenn der amerikanische Kongress eine auflöst – was für das Jahr 2010 beabsichtigt ist. Sie wollen sich unersetzlich machen.«

»Der Kongress hat vor, im Jahre 2010 eine Abteilung der Streitkräfte aufzulösen?«, fragte Race.

»Laut eines Geheimentwurfs des Verteidigungsministeriums vom 6. September 1993, unterzeichnet sowohl vom Verteidigungsminister als auch vom Präsidenten, empfiehlt das Pentagon dem Präsidenten, im Jahr 2010 eine Abteilung der amerikanischen Streitkräfte für überflüssig zu erklären.«

»Na gut ...«, meinte Race zweifelnd. »Und woher wissen Sie das alles?«

Renée lächelte ihn schief an. »Kommen Sie schon, Professor. Die US Navy ist nicht die einzige Marine der Welt, die insgeheim die Unterwasser-Kommunikationsleitungen anderer Länder anzapft.«

»Oh ...«

»Die Entscheidung des Ministeriums basiert darauf, dass sich der Charakter des Krieges geändert hat. Die alte Aufteilung in Land-, See- und Luftstreitkräfte entspricht nicht mehr der modernen Welt. Sie ist ein Anachronismus aus zwei Weltkriegen und eintausend Jahren des Kampfes von Mann zu Mann. Die Frage wird dann sein, *welche Abteilung aufgelöst wird*.

Seit dieser Zeit«, fuhr Renée fort, »hat jede Abteilung der Streitkräfte ihren Wert zu beweisen versucht, und zwar auf Kosten der anderen.«

»Beispielsweise?«, fragte Race skeptisch.

»Beispielsweise nimmt die Air Force für sich den Tarnkappenbomber sowie eine einzigartige Sachkenntnis auf dem Gebiet des Luftkampfes in Anspruch. Die Navy kontert mit ihren Trägerkampfverbänden. Darüber hinaus kehrt sie hervor, dass ihre regulären Kampffjets und Bomber nicht nur so tarnkappenfähig sind wie der B-3, sondern dass sie im Besitz transportabler Landebahnen ist. Wer braucht eine Air Force, wenn die Navy ein Dutzend Trägerkampfverbände hat?

Die Army wiederum erklärt, sie habe spezielle Bodentruppen und Panzerdivisionen. Sowohl die Navy als auch die Air Force setzen dagegen, dass der moderne Krieg in der Luft und auf den Ozeanen der Welt stattfindet, nicht an Land. Sie sagen, seht euch doch den Golfkrieg und den Kosovo-Konflikt an – Schlachten, die am Himmel ausgetragen wurden, nicht am Boden.

Nehmen Sie die enge Verbindung der Navy mit dem United States Marine Corps hinzu. Da die Existenz des

Marine Corps durch die amerikanische Verfassung garantiert ist, *kann* es nicht abgeschafft werden. Und beide haben sowohl Bodentruppen als auch Panzerdivisionen, wodurch sie die Army noch mehr unter Rechtfertigungsdruck setzen.

Teufel, denken Sie an die Interkontinentalraketen! *Alle drei* Abteilungen der Streitkräfte unterhalten Raketenabschussrampen: Die Navy hat unterseebootgestützte Systeme, die Air Force luft- und landgestützte Systeme und die Army landgestützte und mobile Systeme. Braucht eine Nation ernstlich *drei* voneinander unabhängige Raketenabschussysteme, wenn es zwei – oder gar eines – auch täten?«

»Wer ist also der Verlierer?«, fragte Race, um auf den ausschlaggebenden Punkt zurückzukommen.

»Die Army«, erwiderte Renée schlicht. »Zweifelsohne. Insbesondere, wenn man die verfassungsrechtliche Garantie des Marine Corps in Rechnung stellt. In jeder Analyse, die ich bislang gesehen habe, hat die Army stets an dritter Stelle gestanden.«

»Also muss sie ihren Wert beweisen«, meinte Race.

»Sie muss *alles daransetzen*, ihren Wert zu beweisen. Oder den Wert der anderen Abteilungen herabzusetzen.«

»Was meinen Sie damit?«

»Professor«, erwiderte Renée, »haben Sie gewusst, dass Ende des vergangenen Jahres in der Air-Force-Basis in Vandenberg eingebrochen worden ist?«

»Nein.«

»Einige Pläne von höchster Geheimhaltungsstufe für

den neuen W-88-Atomsprengkopf sind gestohlen worden. Der W-88 ist ein miniaturisierter Sprengkopf, brandneue Technik. Sechs Wachleute sind während des Raubs getötet worden. Der offizielle Untersuchungsbericht über den Einbruch – und die nachfolgende Berichterstattung der Medien – behauptete, es seien chinesische Agenten am Werk gewesen. Der *inoffizielle* Bericht besagte jedoch, dass aufgrund der Tötungs- und Eindringtechniken nur eine Einheit für das Verbrechen infrage kam: eine Spezialeinheit der Green Berets.«

Race warf Van Lewen einen Blick zu. Der Green Beret hob lediglich hilflos die Schultern. Das war neu für ihn.

»Die *Army* ist in eine Basis der *Air Force* eingebrochen?«, fragte Race ungläubig.

»Sehen Sie, Professor«, sagte Renée, »die *Army* arbeitet an einem eigenen neuen, miniaturisierten Sprengkopf. Der erfolgreiche Abschluss des W-88 hätte ihr Projekt ernsthaft gefährdet – und einen weiteren Grund für ihre Abschaffung um das Jahr 2010 herum geliefert.«

Race runzelte die Stirn. »Und wie hängt das mit dem Supernova-Projekt zusammen?«

»Ganz einfach«, sagte Renée. »Die Supernova ist die ultimative Waffe. Egal, welche Abteilung der Streitkräfte ihre Anwendung kontrolliert, sie wird ihr Überleben im Jahr 2010 gesichert haben. Obgleich die Supernova offiziell ein Projekt der Navy ist, hat die *Army* ganz offensichtlich Anstrengungen unternommen, einen eigenen Apparat zu bauen – aller Wahrscheinlichkeit nach auf

der Basis von Informationen, die sie von einer Quelle innerhalb des Navy-Teams erhalten hat.«

»Aber bisher hat noch niemand Thyrium«, sagte Race.

»Deswegen sind alle hier und suchen nach dem Götzenbild.«

»Lassen Sie mich das auf die Reihe bekommen«, meinte Race. »Obgleich die Supernova offiziell ein Projekt der Navy ist, hat die Army insgeheim einen eigenen Apparat gebaut. Dann, nach der Entdeckung, dass es hier draußen eine Thyriumquelle geben könnte, erteilt sie Frank Nash und der Special Projects Unit die Aufgabe, dieses Thyrium zu finden, ehe das der Navy gelingt.«

»Stimmt genau.«

»Verdammt ...«, sagte Race. »Wie weit hinauf reicht das?« Er dachte an den Wagenkonvoi in New York. Jemand, der *das* zustande brachte, musste in der Hierarchie schon ziemlich weit oben angesiedelt sein.

»Bis *ganz* hinauf«, erwiderte Renée leise. »Bis hinauf zu den höchsten Offizieren der US Army. Und das verursacht mir wirklich eine Scheißangst. Ich habe die Army nie so verzweifelt erlebt. Ich meine, sehen Sie sich mal diese Mission an! Das ist der Jackpot! Wenn die Army dieses Ding bekommt« – sie nickte zu dem Götzenbild auf dem leeren Sitz neben Race –, »ist das die *Garantie* für ihre weitere Existenz. Was bedeutet, dass Frank Nash alles tun wird, um es zu bekommen. *Alles*.«

Race nahm das Götzenbild auf. Es glitzerte in seinen Händen und der Kopf des Rapas knurrte böseartig.

Traurig starrte er es an. Sein Blick fiel auf die frisch ausgehöhlte Stelle an der Basis.

»Dann gibt es vermutlich nur ein Problem«, meinte er.  
»Und das wäre?«, fragte Renée.  
»Dieses Götzenbild.«  
»Was ist damit?«  
»Sehen Sie«, erwiderte Race, »dieses Götzenbild besteht nicht aus Thyrium. Es ist eine Fälschung.«

\* \* \*

»IST EINE WAS?«, rief Renée.  
»Es ist eine Fälschung?«, echote Van Lewen.  
»Es ist eine Fälschung«, bekräftigte Race. »Hier, werfen Sie einen Blick darauf.« Er schob Van Lewen das schimmernde schwarze Götzenbild zu. »Was sehen Sie?«  
Der große Sergeant zuckte die Schultern. »Ich sehe das Götzenbild der Inka, wegen dem wir hergekommen sind.«  
»Wirklich?« Race beugte sich vor und nahm die Feldflasche an sich, die an Van Lewens Gürtel hing. »Darf ich mir die ausleihen?«

Rasch schraubte er den Verschluss auf und goss den Inhalt der Flasche über das Götzenbild.

Wasser bespritzte den Rapakopf, lief ihm übers Gesicht und tropfte auf den Boden des Flugzeugs.

»Und?«, fragte Van Lewen.  
»Dem Manuskript zufolge«, erwiderte Race, »soll das Götzenbild, wenn es nass wird, ein tiefes Summen von sich geben. Dieses hier bleibt mucksmäuschenstill.«  
»Also?«  
»Also besteht es nicht aus Thyrium. Wenn es aus

Thyrium bestünde, würde der Sauerstoff im Wasser es zum Klingen bringen. Das ist nicht das echte Götzenbild. Es ist eine Fälschung.«

»Wann haben Sie das erkannt?«, fragte Renée.

»Als ich das Götzenbild wenige Sekunden, bevor die Kabine in die Luft flog, von der Werkbank genommen habe, hatte die Sprinkleranlage der Kontrollkabine den ganzen Raum bereits unter Wasser gesetzt. Es ist über das Götzenbild gespritzt, aber seitdem hat es kein einziges Mal gesummt.«

»Also hätte die Supernova der Nazis die Welt *nicht* vernichtet?«, fragte Van Lewen.

»Nein«, entgegnete Race. »Nur uns und vielleicht einige hundert Hektar Regenwald, und zwar wegen der Kernexplosion. Aber nicht die Welt.«

»Wenn es nicht aus Thyrium besteht«, fragte Van Lewen, »woraus besteht es dann?«

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Race. »Aus irgendeiner Art vulkanischen Gesteins, vermute ich.«

»Aber wenn das eine Fälschung ist«, sagte Renée und nahm Van Lewen das Götzenbild ab, »wer hat sie dann hergestellt? Wer hätte sie herstellen *können*? Sie ist in einem Tempel gefunden worden, den seit über vierhundert Jahren niemand mehr betreten hat.«

»Ich glaube, ich weiß, wer die Kopie gemacht hat«, meinte Race.

»Tatsächlich?«

Er nickte.

»Wer?«, fragten Renée und Van Lewen gleichzeitig.

Race hielt das ledergebundene Buch in die Höhe – das

Original des Santiago-Manuskripts, an dem Alberto Santiago persönlich vor einer sehr, sehr langen Zeit gearbeitet hatte.

»Die Antwort auf Ihre Frage«, sagte er, »steht auf den Seiten dieses Buches.«

\* \* \*

RACE ZOG SICH in das Heck des kleinen Wasserflugzeugs zurück.

Sie würden bald in Vilcafor eintreffen. Doch vorher wollte er das Manuskript lesen, und zwar bis zum Schluss.

Es gab so viele Fragen, die er beantwortet haben wollte. Wie zum Beispiel, *wann* Renco das echte Götzenbild durch ein falsches ersetzt hatte oder wie er die Rapas wieder in den Tempel zurückbekommen hatte.

Doch eine Frage war noch interessanter – und viel wichtiger.

Wo befand sich das echte Götzenbild?

Race ließ sich auf seinem Sitz im Flugzeugheck nieder. Als er jedoch das Manuskript öffnen wollte, fiel sein Blick auf den Smaragdanhänger, der ihm vom Hals herabbauelte – Rencos Halsband –, und er nahm ihn in die Hand. Er ließ die Finger über die glitzernden grünen Kanten des Steins laufen. Dabei dachte er an das Skelett, dem er den Lederriemen abgenommen hatte – an das schmutzige, beschädigte Skelett, das er im Tempel gefunden hatte.

*Renco ...*

Race versuchte, diese Überlegungen zu verscheuchen.



Er ließ den Smaragd los und sammelte seine Gedanken. Dann fand er die Stelle im Manuskript wieder, wo er aufgehört hatte zu lesen.

Alberto Santiago hatte gerade Rencos Schwester Lena vor den Rapas gerettet. Anschließend hatte Lena Renco berichtet, dass die Spanier bei Tagesanbruch in Vilcafor eintreffen würden ...



# VIERTE LEKTÜRE



RENCO SAH LENA einen langen, langen Augenblick an.

»Bei Tagesanbruch«, wiederholte er.

Draußen war es noch dunkel, aber in wenigen Stunden würde der Morgen anbrechen.

»Das stimmt«, sagte Lena.

In dem schwachen Feuerschein der Zitadelle erkannte ich an Rencos Gesichtszügen, in welchem Konflikt er sich befand. Auf der einen Seite war da seine Mission zur Rettung des Götzenbildes, auf der anderen sein Verlangen, den Menschen von Vilcafor in Zeiten äußerster Not beizustehen.

Renco blickte über das Innere der Zitadelle hinweg.  
»Bassario«, sagte er scharf.

Ich wandte mich um und sah Bassario im Schneidersitz auf dem Fußboden in einer abgedunkelten Ecke der Zitadelle sitzen, wie üblich mit dem Rücken zum Raum.

»Ja, o weiser Prinz«, erwiderte der Verbrecher, ohne von seiner Tätigkeit aufzuschauen.

»Wie weit bist du?«

»Ich bin fast fertig.«

Renco schritt zu dem verschlagenen Verbrecher hinüber. Ich folgte ihm.

Bassario wandte sich um, als Renco neben ihn trat, und ich sah neben ihm das Götzenbild liegen, dessen Schutz unsere heilige Mission war. Daraufhin bot der Verbrecher dem Prinzen etwas zur Begutachtung dar.

Bei dessen Anblick blieb ich wie angewurzelt stehen.  
Ich blinzelte zweimal und sah erneut hin, denn ich war mir sicher, dass mir meine Augen einen Streich spielten.  
Aber das taten sie nicht.  
Nein, ganz gewiss nicht.  
Denn in Bassarios Händen, direkt vor meinen Augen, lag eine exakte Kopie von Rencos Götzenbild.

Natürlich hatte Renco alles so geplant, vom allerersten Augenblick an.

Ich entsann mich unseres kurzen Aufenthalts am Steinbruch in Colco, ganz zu Beginn unserer Reise. Renco hatte von dort einen Sack voller scharfkantiger Gegenstände mitgenommen. Und ja, ich hatte mich die ganze Zeit über gefragt, warum wir unsere Zeit mit dem Einsammeln von Felsbrocken verschwendeten!

Jetzt verstand ich.

Renco hatte eine Sammlung von Felsbrocken aus dem Steinbruch mitgenommen, die dem seltsamen, schwarzpurpurfarbenen Stein am ähnlichsten waren, aus dem das Götzenbild geschnitzt war.

Dann hatte er diese Brocken dem Verbrecher Bassario übergeben und ihn mit der Anfertigung einer identischen Kopie des Götzenbildes beauftragt. Damit wollte er vermutlich Hernando hinters Licht führen.

Es war brilliant.

Nun ging mir auch auf, was Bassario während unserer Flucht getan hatte, wenn er sich in eine Ecke unseres Lagers davongestohlen und sich, den Rücken zu uns, über ein kleines Feuer gekauert hatte.

Er hatte an der Kopie des Götzenbildes gearbeitet.

Wahrlich, es war eine bemerkenswerte Kopie! Das knurrende Maul der Großkatze, die messergleichen Zähne. Alles aus einem prächtigen, schwarz-purpurfarbenen Stein geschnitzt.

Einen Augenblick lang konnte ich lediglich das falsche Götzenbild anstarren und überlegen, welche Art von Verbrecher Bassario wohl gewesen war.

»Wann wirst du fertig sein?«, wollte Renco von Bassario wissen. Bei diesen Worten bemerkte ich, dass die Kopie noch einige letzte Schliffe um die Kinnlinie der Großkatze erforderte.

»Bald«, erwiderte der Verbrecher. »Zur Morgendämmerung wird es fertig sein.«

»Du hast halb so viel Zeit«, sagte Renco, wandte sich von Bassario ab und sah die Gruppe Überlebender an, die in der Zitadelle versammelt war.

Ein ziemlich hoffnungsloser Anblick.

Vor ihm standen Vilcafor – alt, hochmütig und gebrechlich – und die sieben Inkakrieger, die das Glück gehabt hatten, beim ersten Angriff der Rapas in der Zitadelle gewesen zu sein. Darüber hinaus sah Renco lediglich ängstliche ältere Männer, Frauen sowie einige Kinder vor sich.

»Renco«, flüsterte ich. »Was tun wir jetzt?«

Mein tapferer Gefährte schürzte nachdenklich die Lippen. Dann sprach er folgendermaßen: »Wir werden diesem Leiden ein Ende bereiten. Ein für alle Mal.«

Mit diesen Worten machte sich Renco daran, die überlebenden Mitglieder des Hauses Vilcafor zu organisieren, während Bassario fieberhaft an der Vollendung seiner Kopie des Götzenbildes arbeitete.

»Hört zu«, sagte Renco, als sie sich in einem engen Kreis um ihn scharten, »die Goldesser werden bei Sonnenaufgang hier sein. Meiner Schätzung nach bleiben uns daher weniger als zwei Stunden, um uns auf ihre Ankunft vorzubereiten.

Die Frauen, Kinder und Älteren gehen unter Leitung meiner Schwester in das Labyrinth und entfernen sich so weit wie möglich von der Stadt. Die Krieger«, sagte er, sich an die sieben überlebenden Kämpfer des Ortes wendend, »werden mit mir zu dem Tempel gehen, den Vilcafor erwähnt hat. Wenn die Rapas dort herauskommen, werden wir sie wieder hineinbringen müssen. Wir werden sie mit dem Lied des nassen Götzenbildes in den Tempel locken und dann werden wir sie darin einschließen. Jetzt geht und sammelt alles an Waffen, was ihr finden könnt.«

Die Krieger eilten davon.

»Lena«, sagte Renco.

»Ja, mein Bruder?« Seine wunderschöne Schwester erschien an seiner Seite. Sie lächelte mich an und ihre Augen glänzten.

»Ich brauche die größte Blase, die du finden kannst«, sagte Renco. »Gefüllt mit Regenwasser.«

»Es wird geschehen«, erwiderte Lena und hastete davon.

»Was ist mit Hernando?«, wollte ich von Renco wissen.



»Was, wenn er eintrifft, während wir noch damit beschäftigt sind, die Rapas in ihren Bau zurückzubringen?«

»Wenn er uns, wie meine Schwester berichtet, mit Chanca-Fährtenlesern folgt«, sagte Renco, »dann wird er gleich nach seinem Eintreffen wissen, wohin wir verschwunden sind. Vertraue mir, mein guter Alberto, das habe ich in Rechnung gezogen. Wenn er mich stellt, wird er ein Götzenbild bei mir finden ... und, bei meinem Wort, ich werde ihm dieses Götzenbild übergeben.«

»Hernando ist ein kalter, gefühlloser Mann, Renco«, sagte ich, »böseartig und gnadenlos. Du kannst kein ehrbares Verhalten von ihm erwarten. Sobald du ihm das Götzenbild übergibst, wird er dich gewiss töten.«

»Ich weiß.«

»Aber warum ...«

»Mein Freund, welches ist das größere Gut?«, fragte Renco leise. Sein Gesichtsausdruck war freundlich, seine Stimme ruhig. »Dass ich lebe und Hernando das Götzenbild meines Volkes bekommt? Oder dass ich sterbe und er eine wertlose Kopie erhält?«

Er lächelte mich an. »Natürlich würde ich lieber am Leben bleiben, aber ich fürchte, hier steht mehr auf dem Spiel als bloß mein Leben.«

\* \* \*

DIE ZITADELLE WURDE ZU einem wimmelnden Ameisenhaufen, als die Menschen von Vilcafor sich auf das Kommende vorbereiteten.

Renco selbst machte sich auf, um die Krieger des Or-

tes vollständiger zu unterweisen. Währenddessen ergriff ich die Gelegenheit, setzte mich eine Weile zu Bassario und sah ihm bei der Herstellung seiner Idol-Kopie zu. Um die Wahrheit zu sagen – Gott möge mir verzeihen! –, hatte ich ein darüber hinausgehendes Motiv für ein Gespräch mit ihm.

»Bassario«, flüsterte ich zögernd, »hat ... hat Lena einen Gatten?«

Bassario schoss mir ein koboldhaftes Grinsen zu. »Nun, Mönch, du alter Schlingel ...«, sagte er mit volltönender Stimme.

Ich bat ihn unterdrückt, nicht so laut zu sprechen. Bassario amüsierte sich köstlich, wie man es von einem solchen Schurken erwarten sollte.

»Sie hatte einmal einen Gatten«, sagte er schließlich. »Aber ihre Ehe endete vor vielen Monden, vor der Ankunft der Goldesser. Der Name von Lenas Mann war Huarca. Er war ein vielversprechender, junger Krieger und ihre Ehe wurde ebenfalls als äußerst vielversprechend erachtet, insoweit eine arrangierte Ehe das sein kann. Doch da wusste man noch nicht, dass Huarca zu Wutanfällen neigte. Nach der Geburt ihres Sohnes begann Huarca, Lena heftig zu schlagen. Es hieß, dass Lena diese Schläge erduldet, um Mani vor der Wut seines Vaters zu schützen. Offensichtlich hatte sie Erfolg. Huarca hat den Knaben nicht einmal geschlagen.«

»Warum hat sie ihn nicht verlassen?«, wollte ich wissen. »Schließlich ist sie eine Prinzessin eures Volkes ...«

»Huarca hat gedroht, den Knaben zu töten, wenn Lena irgendjemandem von den Schlägen erzählte.«

*Lieber Gott*, dachte ich.

»Was ist dann geschehen?«

»Das alles ist zufällig herausgekommen«, erwiderte Bassario. »Eines Tages hat Renco Lena unerwartet einen Besuch abgestattet – und sie in einer Ecke ihres Hauses vorgefunden, ihren Sohn in den Armen wiegend. Sie hatte Tränen in den Augen und ihr Gesicht war blutig und zerschrammt.

Huarca wurde sogleich gefangen genommen und zum Tode verurteilt. Ich glaube, schließlich ist er in eine Grube mit zwei hungrigen Dschungelkatzen geworfen worden. Sie haben ihm die Gliedmaßen einzeln herausgerissen.« Bassario schüttelte den Kopf. »Mönch, der Mann, der sein Weib schlägt, ist die niederste Form eines Feiglings – die niederste. Meiner Ansicht nach hat Huarca ein ihm gebührendes Ende gefunden.«

Ich überließ Bassario seiner Arbeit und zog mich in einen Winkel der Zitadelle zurück, wo ich mich auf die kommende Mission vorbereiten wollte.

Nach kurzer Zeit trat Renco zu mir, um das Gleiche zu tun. Er trug noch immer die spanische Kleidung, die er vor vielen Wochen in der Gefängnishulk gestohlen hatte – die braune Lederweste, die weißen Pantalons, die kniehohen Lederstiefel. Sie war, hatte er mir einmal erklärt, während unseres mühseligen Marschs durch den Regenwald für ihn von immensem Wert gewesen.

Er schob sich einen Köcher über die Schulter und legte sich den Schwertgurt um die Taille.

»Renco?«

»Ja?«

»Warum war Bassario im Gefängnis?«

»Ach, Bassario ...«, seufzte er traurig.

Ich wartete auf seine Antwort.

»Ob du es glaubst oder nicht, Bassario war einstmals ein Prinz«, sagte Renco schließlich. »Ein geachteter, junger Prinz. Sein Vater war nichts Geringeres als der königliche Steinmetz, ein hervorragender Erbauer und Gestalter, der am meisten geehrte Baumeister im Reich. Bassario war sein Sohn und Schützling, und bald wurde er ebenfalls ein brillanter Steinmetz. Im Alter von sechzehn Jahren übertraf er seinen Vater bereits an Kenntnissen und Geschick, trotz der Tatsache, dass sein Vater der königliche Steinmetz war, der Zitadellen für den Sapa Inka errichtete!

Aber Bassario war leichtsinnig. Er war ein exzellenter Sportler – als Bogenschütze reichte ihm niemand das Wasser –, doch wie viele seinesgleichen war er dem Trunk, dem Spiel und den hübschen jungen Mädchen aus Cuscos eher rauerer Stadtvierteln zugeneigt. Zu seinem Unglück entsprach sein Erfolg bei den Frauen nicht dem in den Spielhöllen. Er häufte riesige Schulden bei Männern von weniger als zweifelhaftem Ruf an. Als seine Schulden zu hoch wurden, um sie zu begleichen, beschlossen diese Wüstlinge, dass Bassario sie auf andere Weise bezahlen sollte, nämlich mit seinen beträchtlichen Talenten.«

»Wie?«

»Bassario beglich seine Schulden bei ihnen, indem er sein brillantes Können als Steinmetz dazu benutzte, Fälschungen von berühmten Statuen und wertvollen Schät-

zen anzufertigen. Smaragd oder Gold, Silber oder Jade, gleich, was es war, Bassario konnte sogar das komplizierteste Kunstwerk nachmachen.

Sobald er eine berühmte Statue kopiert hatte, brachen seine schändlichen Kumpane in das Haus des Besitzers des echten Kunstschatzes ein und ersetzten es durch Bassarios Fälschung.

Fast ein Jahr lang war dieses Vorgehen von Erfolg gekrönt und die Verbrecher profitierten gewaltig davon, bis Bassarios ›Freunde‹ eines Tages im Haus des Vettters des Sapa Inka ertappt wurden. Sie waren gerade dabei, ein echtes Götzenbild gegen ein falsches auszutauschen.

Bassarios Rolle kam bald ans Licht. Er wurde ins Gefängnis geworfen und seine ganze Familie fiel in Ungnade. Sein Vater verlor seinen Posten als königlicher Steinmetz sowie seine sämtlichen Titel. Mein Bruder, der Sapa Inka, verkündete, dass Bassarios Familie aus ihrem Haus im königlichen Viertel ausziehen müsse und sich in eines von Cuscos rohesten Armutsvierteln zu begeben habe.«

Ich nahm dies alles schweigend zur Kenntnis.

»Ich hielt die Strafe für zu hart«, fuhr Renco fort, »und sagte dies meinem Bruder, aber er wollte an Bassario ein Exempel statuieren und beachtete meine Bitten nicht.«

Renco blickte zu Bassario hinüber, der weiterhin im Korridor der Zitadelle arbeitete.

»Bassario war einmal ein sehr edler, junger Mann. Gewiss hatte er Fehler, aber im Wesentlichen war er edel. Als ich die Pflicht auferlegt bekam, das Götzenbild aus Coricancha zu retten, entschloss ich mich deswegen, seine Talente zu nutzen, sodass sie mir bei meiner Auf-

gabe helfen würden. Ich fand, wenn die kriminellen Elemente Cuscos seine Fähigkeiten zu ihren Zwecken nutzen konnten, konnte ich dies auf meiner Mission zur Rettung des ›Geistes des Volkes‹ ebenfalls tun.«

Schließlich vollendete Bassario seine Kopie des Götzenbildes.

Anschließend brachte er es zusammen mit dem echten zu Renco.

Renco hielt beide Götzenbilder vor sich. Ich blickte ihm über die Schulter – und wahrlich, Bassarios Geschick war so groß, dass ich nicht zu entscheiden vermochte, welches das echte und welches das falsche Idol war.

Bassario zog sich in seine Ecke der Zitadelle zurück und sammelte seine Sachen zusammen – das Schwert, den Köcher, den Langbogen.

»Wohin willst du?«, fragte Renco, als er ihn aufstehen sah.

»Ich verlasse dich«, erwiderte Bassario schlicht.

»Aber ich benötige deine Hilfe«, sagte Renco. »Vilcafor sagt, dass sie einen großen Felsbrocken vom Eingang des Tempels entfernen mussten und dazu zehn Männer brauchten. Ich werde ebenso viele benötigen, wenn ich ihn wieder zurückwälzen will. Du musst mir helfen.«

»Ich habe das Gefühl, dass ich mehr als genug für deine Sache getan habe, edler Prinz«, erwiderte Bassario. »Die Flucht aus Cusco, die Überquerung der Berge, die blinde Jagd durch die gefährlichen Wälder. Und die ganze Zeit über habe ich an deinem Götzenbild gearbeitet. Nein, ich habe meinen Anteil geleistet und jetzt gehe ich.«

»Verspürst du gar keine Loyalität deinem Volk gegenüber?«

»Mein Volk hat mich ins Gefängnis gesteckt, Renco«, gab Bassario hart zurück. »Dann hat es meine Familie für *mein* Verbrechen bestraft – sie in das schmutzigste, raueste Viertel Cuscos verbannt. Meine Schwester wurde dort geschändet, mein Vater und meine Mutter wurden zusammengeschlagen und ausgeraubt. Die Räuber haben meinem Vater sogar die Finger gebrochen, sodass er keinen Stein mehr schneiden konnte. Er musste betteln gehen – um Abfälle betteln, damit er seine Familie ernähren konnte. Ich hege keinen Groll über meine Bestrafung, nein, überhaupt nicht. Aber ich empfinde keinerlei Loyalität einer Gesellschaft gegenüber, die meine Familie für ein Verbrechen bestrafte, das allein das meine war, nur das meine.«

»Das tut mir Leid«, entgegnete Renco leise. »Von all dem habe ich nichts gewusst. Aber bitte, Bassario, das Götzenbild, der ›Geist des Volkes‹ ...«

»Es ist deine Sache, Renco. Nicht meine. Ich habe genug für dich getan, mehr als genug. Ich denke, ich habe mir meine Freiheit verdient. Folge du deinem Schicksal und gestatte mir, dem meinen zu folgen.«

Mit diesen scharfen Worten schulterte Bassario seinen Langbogen, stieg in das Labyrinth hinab und verschwand in der Dunkelheit.

Renco versuchte nicht, ihn daran zu hindern. Er blickte ihm lediglich nach und sein Gesicht zeigte tiefe Traurigkeit.

Wir hatten unsere Vorbereitungen für den Kampf gegen die Rapas getroffen. Nur eines blieb noch zu tun.

Ich nahm die kleine Blase mit dem Affenurin, die der zahnlose alte Mann mir früher am Abend geschenkt hatte, und öffnete den Stopfen.

Sogleich drang mir ein äußerst übler Gestank in die Nase. Ich zuckte zusammen und verzweifelte geradezu bei der Aussicht, mir diese furchtbar riechende Flüssigkeit über den Körper zu schütten.

Aber ich tat es. Oh, was für ein entsetzlicher Gestank! Kein Wunder, dass die Rapas ihn verabscheuten.

Renco kicherte angesichts meines Unbehagens. Daraufhin nahm er mir die kleine Blase ab und besprühte sich selbst mit der stinkenden gelben Flüssigkeit. Die Blase wurde an die übrigen Krieger weitergereicht, die sich mit in die Berge hinaufwagten, und sie trankten sich gleichfalls mit dem faulig riechenden Urin.

Nachdem wir so gut wie bereit waren, kehrte Lena mit einer weitaus größeren Tierblase zurück, vermutlich der Blase eines Lamas, die ebenfalls mit Flüssigkeit gefüllt war.

»Das Regenwasser, das du haben wolltest«, sagte sie zu Renco.

»Gut«, meinte Renco und nahm sie ihr ab. »Dann können wir gehen.«

\* \* \*

RENCO GOSS ETWAS Regenwasser über das echte Götzenbild.



Sogleich erwachte es summend zum Leben und sang sein melodiöses Lied.

Das Innere der Zitadelle war leer. Lena hatte die Frauen, Kinder und alten Leute des Ortes bereits in das Labyrinth hinabgeschickt, damit sie ihren Gang durch die Tunnel antraten, der sie schließlich zu dem Wasserfall am Rand des Tafellands führen würde. Lena selbst war in der Zitadelle zurückgeblieben und hielt sich bereit, den Türstein hinter uns zu schließen.

»Also gut«, sagte Renco und nickte den beiden Inkakriegern zu. »Jetzt.«

Sogleich wälzten sie den großen Türstein beiseite. Draußen zeigte sich die Nacht.

Direkt vor der Tür standen die Rapas.

Sie erwarteten uns!

In einem weiten Halbkreis standen sie unmittelbar vor dem steinernen Türrahmen der Zitadelle.

Ich zählte ihrer zwölf – zwölf gewaltige schwarze Kreaturen mit dämonenhaften gelben Augen, hohen, spitzen Ohren und mächtigen Schultermuskeln.

Renco hielt das singende Götzenbild vor sich und die Rapas starrten es wie versteinert an.

Auf einmal erlosch der Gesang und ebenso plötzlich wurden die Rapas aus ihrer Trance gerissen und knurrten leise.

Rasch tränkte Renco das Götzenbild wieder mit Wasser aus der Blase. Das Idol setzte sein Lied fort und die Rapas fielen erneut in eine Art bewusstseinslosen Zustands.

Mein Herz schlug wieder.

Dann setzte Renco, das Götzenbild in den Händen

und die sieben Inkakrieger und mich selbst im Schlepptau, den Fuß über die Schwelle und trat hinaus in die kalte Nachtluft.

Der Regen hatte aufgehört – für den Augenblick zumindest –, die Wolken hatten sich etwas geteilt und wir sahen den sternенübersäten Nachthimmel sowie einen strahlenden Vollmond.

Die Fackeln hoch über unsere Köpfe haltend, durchquerten wir den Ort und erreichten einen schmalen Pfad, der am Flussufer verlief.

Die Rapas folgten uns mit langsamen, zielgerichteten Bewegungen. Sie hielten den Körper tief am Boden und den Blick auf das singende Götzenbild in Rencos Händen gerichtet.

Meine Furcht war außergewöhnlich. Nein, man muss sagen, dass ich noch nie im Leben solches Entsetzen verspürt hatte.

Von einem Rudel so gewaltiger, so gefährlicher Kreaturen umgeben zu sein, denen es vollkommen an Mitleid oder Erbarmen mangelte und die ohne das geringste Zögern töteten!

Sie waren so riesig! In dem flackernden, orangefarbenen Schein unserer Fackeln kräuselten sich Schultern und Flanken. Sie gaben ein lautes Keuchen von sich – eine Art Stöhnen, das tief aus der Brust kam, nicht unähnlich dem eines Pferdes.

Während wir den Pfad am Flussufer entlangschritten, schaute ich mich um. Lena stand am Rand des Ortes, eine Fackel in der Hand, und sah uns nach.

Nach wenigen Augenblicken verschwand sie jedoch

aus meinem Blickfeld. Sie hatte sich wohl entschlossen, in die Zitadelle zurückzukehren und dort ihre Pflicht zu erfüllen. Wir setzten unseren Marsch zu dem geheimnisvollen Tempel fort.

Wie schritten den Pfad entlang. Neun Männer – Renco, ich und die sieben Inkakrieger –, umgeben von dem Rudel Rapas.

Bald erreichten wir die Bergwand mit einem schmalen Durchgang darin. Einer der Krieger sagte Renco, dass der Tempel am anderen Ende dieses Durchbruchs zu finden sei.

Erneut tränkte Renco das Götzenbild. Es sang laut und das schrille Lied schnitt durch die Luft des frühen Morgens. Daraufhin betrat er den Durchbruch, die Katzen dicht hinter sich wie Kinder, die einem Lehrer folgten.

Während wir im Licht unserer brennenden Fackeln die schmale Passage entlangschritten, versuchte einer der Inka törichterweise, einen der benommenen Rapas mit seinem spitzen Speer zu stechen. Als er jedoch dem Untier seine Waffe in die Flanke treiben wollte, wandte der Rapa sich um und knurrte grimmig, und der Krieger hielt mitten in der Bewegung inne. Anschließend sah die große Katze wieder nach vorn und nahm verzückt die Verfolgung des singenden Götzenbildes wieder auf.

Der Krieger wechselte einen Blick mit einem Gefährten. Die Rapas mochten vielleicht in Trance gefallen sein, aber sie waren nicht völlig wehrlos.

Jetzt verließen wir den schmalen Durchgang und tra-

ten in eine Art weiten, kreisrunden Canon. Wie Vilcafor gesagt hatte, schoss mitten darin ein schier unglaublich hoher Felsfinger in den nächtlichen Himmel auf.

Links war ein Pfad in die Felswand gehauen – der Fluchtweg, dessen Bau Vilcafor seinem Volk befohlen hatte. Er wand sich in einer Spirale um den Canon und den steinernen Finger in dessen Mitte herum.

Renco setzte den Fuß darauf und schritt langsam in die Höhe, das nasse Götzenbild in Händen. Die Katzen folgten ihm. Die Inkakrieger und ich selbst gingen langsam hinterher.

Hinauf und weiter hinauf stiegen wir, der stetigen Krümmung des Pfades folgend.

Schließlich erreichten wir eine Lianenbrücke, die sich über den großen Canon erstreckte und den Pfad mit dem steinernen Finger verband.

Über den Abgrund hinweg blickte ich zu dem Felsenturm hinüber.

Obenauf, umgeben von ein wenig niedrigem Laubwerk, erblickte ich eine prächtige Stufenpyramide, ähnlich denen, die man in den Ländern der Azteken findet. Ein schachtelähnliches Heiligtum war auf dem imponierenden dreieckigen Bau errichtet.

Renco überquerte die Brücke als Erster. Die Katzen folgten ihm, eine nach der anderen. Sie tappten mit schlafwandlerischer Sicherheit über die lange, schwankende Hängebrücke. Die Krieger gingen als Nächste. Ich folgte als Letzter.

Sobald ich die andere Seite erreicht hatte, erstieg ich eine Reihe breiter, steinerner Stufen, die sich auf eine

Lichtung öffneten, an deren Ende das Portal des Tempels lag, der Eingang.

Breit und dunkel, viereckig und bedrohlich stand er gähnend weit offen, als wollte er jedermann auffordern einzutreten.

Mit dem nassen Götzenbild in den Händen näherte sich Renco dem Portal. »Krieger«, sagte er fest. »Stellt euch an den Felsen!«

Die sieben Inka und ich eilten zu dem Felsbrocken hinüber, der neben der gähnenden Öffnung des Tempels stand.

Renco trat auf die Schwelle des Portals und tränkte das Götzenbild erneut mit Regenwasser, woraufhin es sein Lied fortsetzte.

Die Katzen stellten sich vor ihm auf und starrten das singende Götzenbild wie hypnotisiert an.

Renco ging einen Schritt weit in den Tempel.

Die Katzen hinterher.

Ein weiterer Schritt und die erste Katze folgte ihm ins Innere.

Noch ein Schritt.

Eine zweite Katze, dann eine dritte, eine vierte.

Da goss Renco das restliche Wasser aus der Lamasblase über das Götzenbild. Dann, nach einem letzten, ernststen Blick auf den kostbarsten Besitz seines Volkes, schleuderte er es in die dunklen Tiefen des Tempels hinab.

Die Katzen sprangen dem Bildnis nach. Alle zwölf.

»Rasch, der Felsen!«, schrie Renco und eilte wieder ins Freie. »Schiebt ihn vor!«

Wir schoben gemeinsam.

Polternd glitt der Brocken auf die Schwelle.

Ich lehnte mich mit aller Kraft dagegen und kämpfte mit dem Gewicht des großen Steins. Renco tauchte neben mir auf und schob mit.

Langsam rutschte der Felsen in das Portal zurück. Nur noch wenige Schritte.

Fast hatten wir es geschafft ...

Nur ein paar ... weitere ...

»Renco«, sagte auf einmal eine Stimme aus nächster Nähe.

Es war die Stimme einer Frau.

Renco und ich drehten uns um.

Wir sahen Lena am Rand der Lichtung stehen.

»Lena?«, fragte Renco. »Was tust du hier oben? Ich hatte dich doch gebeten ...«

In diesem Moment wurde Lena grob beiseite gestoßen, zu Boden geworfen, und plötzlich sah ich einen Mann auf den Steinstufen hinter ihr. In diesem einen, einzigartigen Augenblick gefror mir jede einzelne Unze Blut in den Adern.

Ich blickte auf Hernando Pizarro.

\* \* \*

ETWA ZWANZIG SOLDATEN ergossen sich aus dem Laubwerk hinter Lena und verteilten sich über die Lichtung. Sie hatten die Musketen gehoben und auf unsere Gesichter gerichtet. Der Schein ihrer Fackeln erhellte die gesamte Umgebung.

Begleitet waren sie von drei olivhäutigen Eingeborenen, aus deren Wangen lange, scharfe, spitze Knochen hervorstachen. Chancas. Die Chanca-Fährtenleser, die Hernando angeheuert hatte, um uns bis Vilcafor auf der Spur zu bleiben.

Als Letzter – nein, als Bedrohlichster – kam ein weiterer olivhäutiger Mann. Er war größer als die anderen und sein langer, verfilzter schwarzer Haarschopf reichte ihm bis auf die Schultern. Auch ihm ragte ein spitzer Knochen aus der linken Wange.

Es war Castino. Das Scheusal Castino, der ganz zu Beginn unseres Abenteuers zusammen mit Renco in der Gefängnishulk gesteckt und seine Worte mitgehört hatte, dass das Götzenbild in der Coricancha von Cusco war.

Die Konquistadoren und die Chancas bildeten einen weiten Kreis um Renco, mich und die sieben Inkakrieger.

Da erst fiel mir auf, wie dreckig sie aussahen. Bis auf den letzten Mann waren die Konquistadoren von Schmutz bedeckt und wirkten abgerissen und über alle Maßen erschöpft.

Da begriff ich – das war alles, was von Hernandos hundert Mann starker Legion übrig war. Auf ihrem Marsch durch die Berge und Wälder waren seine Männer einer nach dem anderen gestorben. An Krankheit, Hunger oder einfach an Erschöpfung.

Mehr waren ihm nicht geblieben. Zwanzig Männer.

Hernando trat vor und riss Lena hoch. Er zog sie hinter sich her, während er zum Tempel ging. Dann baute

er sich vor Renco auf und sah gebieterisch auf ihn herab. Er war einen vollen Kopf größer als der Prinz und doppelt so breit. Grob stieß er Lena in Rencos Arme.

Von Furcht erfüllt, warf ich einen Blick auf das Portal des Tempels.

Es stand noch immer teilweise offen. Der Spalt zwischen dem Felsbrocken und der großen steinernen Türschwelle war bestimmt breit genug, dass ein Rapa hindurchgepasst hätte.

Das war gar nicht gut.

Wenn das Wasser auf dem Götzenbild trocknete, würde es nicht mehr singen, und dann wäre der Bann, der über den Rapas lag, gebrochen, und ...

»Endlich begegnen wir uns«, sagte Hernando auf Spanisch zu Renco. »Viel zu lange konntest du vor mir fliehen, mein junger Prinz. Du wirst langsam sterben.«

Renco sprach kein Wort.

»Und du, Mönch«, sagte Hernando, sich an mich wendend. »Du bist ein Verräter an deinem Land und an deinem Gott. Du wirst sogar noch langsamer sterben.«

Ich schluckte meine Furcht hinunter.

Hernando wandte sich wieder an Renco. »Das Götzenbild. Gib es mir!«

Renco zuckte nicht mit der Wimper. Er griff langsam in den Beutel an seinem Gürtel und zog das falsche Götzenbild hervor.

Bei dessen Anblick bekam Hernando glänzende Augen. Wenn ich es nicht besser gewusst hätte, so hätte ich geschworen, dass er zu sabbern begann.

»Gib es mir!«, befahl er.



Renco trat vor.

»Auf den Knien!«

Langsam und trotz der Demütigung, die damit einherging, kniete Renco nieder und bot dem stehenden Hernando das Götzenbild dar.

Hernando nahm es ihm ab. Mit schimmernden Augen voller Habgier starrte er seine Beute an, nach der er so lange gesucht hatte.

Nach einigen Augenblicken schaute er auf und wandte sich an einen seiner Männer.

»*Sargento*«, sagte er.

»Ja, Herr?«, entgegnete der *Sargento* neben ihm.

»Exekutiere sie.«

Mir wurden die Hände mit einem langen Seil gebunden, ebenso wie Renco. Zwei spanische Soldaten rissen ihm Lena aus den Armen und bedachten sie mit üblen Bemerkungen, was sie mit ihr taten, sobald Renco und ich tot wären – Äußerungen, die ich mich hier und jetzt nicht zu wiederholen getraue.

Der spanische *Sargento* stand mit gezogenem Säbel neben mir.

»Da, Chanca«, sagte Hernando und warf Castino ein Schwert zu. Seit seiner Ankunft auf der Lichtung hatte der schändliche Chanca Renco mit reinem, unverfälschtem Hass beäugt. »Du darfst den Prinzen ins Jenseits befördern.«

»Gerne«, erwiderte Castino auf Spanisch, fing das Schwert auf und marschierte rasch zu dem Altarstein hinüber.

»Schneidet ihnen zuerst die Hände ab«, befahl Hernando wohl überlegt. »Ich möchte sie gern vor ihrem Tod kreischen hören.«

Unsere beiden Henker nickten. Zwei weitere Konquistadoren zerrten Renco und mich in eine entsprechende Stellung – sie rissen an unseren Fesseln, sodass unsere Arme weit ausgestreckt über dem breiten Altar lagen. Unsere Handgelenke waren völlig entblößt, sodass die Hände leicht vom Körper abgehackt werden konnten.

»Alberto«, sagte Renco leise.

»Ja.«

»Mein Freund, ehe wir sterben, möchte ich dich wissen lassen, dass es eine Ehre und eine Freude gewesen ist, dich gekannt zu haben. Was du für mein Volk getan hast, daran wird man sich viele Generationen lang erinnern. Ich danke dir.«

»Mein tapferer Freund«, erwiderte ich, »wenn es die Umstände erforderten, würde ich alles noch einmal genauso tun. Möge der Herr im Himmel mit dir sein.«

»Und mit dir«, entgegnete Renco. »Und mit dir.«

»Meine Herren«, sagte Hernando zu unseren Henkern. »Entfernt ihnen die Hände!«

Der *Sargento* und der Chanca hoben gleichzeitig ihre blitzenden Schwerter hoch über ihren Kopf.

»Wartet!«, rief da jemand auf einmal.

Einer der Konquistadoren rannte zum Altar. Er war älter als seine Kameraden, ein listiger, ergrauter alter Fuchs. Er lief direkt zu Renco.

Er hatte das Smaragdhalsband erspäht, das mein Gefährte umhängen hatte.

Rasch streifte der alte Soldat das Lederhalsband mit einem habgierigen Grinsen über Rencos Kopf.

»Vielen Dank, Wilder«, sagte er höhnisch, legte es sich selbst um den Hals und huschte zurück zum Portal.

Unsere beiden Henker blickten in Erwartung des Zeichens zu Hernando hinüber.

Aber merkwürdigerweise sah Hernando sie nicht an.

Er schaute auch nicht mehr auf Renco oder mich.

Mit weit offenem Mund starrte er nach rechts zum Tempel hinüber.

Ich fuhr herum, weil ich wissen wollte, was es da zu sehen gab.

»O mein Gott ...«, flüsterte ich.

Einer der Rapas stand in der halb offenen Mündung des Portals und blickte neugierig auf die Menschenmenge.

Groß und bedrohlich, die mächtigen vorderen Gliedmaßen weit gespreizt, die Muskeln unter den Schultern gewölbt, wirkte er im Augenblick allerdings seltsam komisch, und zwar hauptsächlich deswegen, weil er etwas mit dem Maul festhielt.

Das Götzenbild.

Das *echte* Götzenbild.

Die große schwarze Katze, zuvor so entsetzenerregend und böseartig, sah jetzt aus wie ein bescheidener Retriever, der seinem Besitzer ein Stöckchen zurückbringt. Tatsächlich, der Rapa trug das Götzenbild einfach stumm im Maul, als ob er jemanden suchte, der es wieder befeuchtete und somit zum Singen brächte.

Hernando hatte lediglich Augen für die Katze – oder

vielmehr für das Götzenbild, das sie zwischen den mächtigen Kiefern hielt. Ganz plötzlich sah er vom Rapa und dem Götzenbild in dessen Maul zu dem Götzenbild, das er selbst in Händen hielt, und von dort aus zu Renco und mir. Auf seinem Gesicht zeigte sich jähes Verständnis.

Er wusste es.

Er wusste, dass er getäuscht worden war.

Das Gesicht des großen Spaniers wurde rot vor Wut und er sah Renco und mich mit funkelndem Blick an.

»Tötet sie!«, brüllte er unseren Henkern zu. »Tötet sie auf der Stelle!«

\* \* \*

IN DIESEM AUGENBLICK geschahen tausend Dinge gleichzeitig.

Unsere Henker hoben erneut die Schwerter, zielten jetzt auf unsere Hälse, holten weit aus und schwangen gerade die Klingen herab, da pfiff plötzlich etwas scharf und schneidend über mir durch die Luft.

Keinen Moment später bohrte sich mit einem mächtigen Klatschen ein Pfeil in die Nase meines Henkers und schleuderte ihn zu Boden! Eine üppige Blutfontäne spritzte explosionsartig aus seinem Gesicht.

Der Rapa im Portal andererseits – nachdem er sich die Menge auf der Lichtung betrachtet und ein weiteres leckeres Mahl aus Menschenfleisch gewittert hatte – ließ das Götzenbild fallen und sprang wild die ihm am nächsten stehenden Spanier an. Kaum einen Augenblick später ka-

men, einer nach dem anderen, die anderen elf Rapas aus dem Tempel gelaufen und stürzten sich auf die Soldaten.

Castino hatte den anderen Henker neben sich zu Boden stürzen sehen, von einem Pfeil getroffen, und kurz innegehalten, einen Ausdruck verblüffter Verständnislosigkeit auf dem Gesicht.

Ich wusste, was ihm durch den Kopf ging.

*Wer hatte den Pfeil abgeschossen? Und von woher?*

Doch er schien entschlossen, die Beantwortung dieser Frage auf später zu verschieben – wenn er Renco getötet hatte.

Rasch hob er die Klinge erneut und ließ sie mit entsetzlicher Kraft hinabsausen ...

... da traf ein weiterer Pfeil den Knauf seines Schwerts und riss es ihm aus der Hand.

Sogleich zischte ein dritter Pfeil von irgendwo herab und traf das Seil, das Rencos Hände zusammenband, schnitt es in zwei Hälften und befreite ihn.

Renco sprang sofort auf. Im gleichen Moment wollte ihm der jetzt schwertlose Castino einen Hieb mit den riesigen Fäusten versetzen. Schnell riss der Prinz den Soldaten herum, der ihn am Altar festgehalten hatte, so dass dieser zwischen ihm und dem heransausenden Hieb stand, und Castinos mächtige Faust traf den Konquistadoren voll ins Gesicht, zerschmetterte ihm augenblicklich die Nase, drückte sie ihm in den Kopf und tötete ihn also mit einem einzigen Schlag!

Da richtete ein anderer Konquistador seine Muskete auf den Prinzen und schoss. Genau im selben Moment drehte Renco sich auf dem Absatz um, zog den toten

Konquistadoren vor sich und benutzte ihn gewissermaßen als Schild. Die Kugel öffnete ein zerfranstes rotes Loch mitten in der Brust des toten Soldaten.

Nun stürmte Renco davon, um sich dem Kampf anzuschließen. Da zog der Konquistador, der meine Handgelenke über dem Altar festhielt, sein Schwert und funkelte mich in böser Absicht an.

Nun jedoch – rascher, als ein Mann blinzeln konnte – drang eine Pfeilspitze mitten aus seinem Gesicht. Der Soldat stürzte vor mir auf den Steinaltar – ein Pfeilschaft ragte ihm aus dem Hinterkopf.

Ich blickte in die Dunkelheit hinter ihm und suchte nach der Quelle der Pfeile.

Da sah ich ihn.

Einen Mann am Rand des Kraters oben.

Er zeigte sich als Silhouette vor dem Mond, hatte ein Knie in Schussstellung auf den Boden gesetzt und die Sehne eines Langbogens mit einem Pfeil darauf bis ans Ohr zurückgezogen.

Bassario!

Ich stieß ein Jubelgeschrei aus und machte mich sogleich daran, meine Fesseln zu lösen.

Das Gemetzel, das zu diesem Zeitpunkt im Gange war, war an Grausamkeit nicht zu überbieten. Es herrschte das reine und absolute Chaos. Die Lichtung vor dem Tempel war zu einem Schlachtfeld geworden – einem grimmigen, blutigen Schlachtfeld.

An einem Dutzend Stellen zugleich wurde erbittert gekämpft.

Drüben beim Tempel hatten die Rapas bereits fünf Konquistadoren getötet und jetzt stürzten sie sich gerade auf vier weitere Spanier und deren drei Fährtenleser, die Chancas.

Anderswo kämpften die sieben Inkakrieger – wegen des Affenurins auf ihren Körpern von den Rapas gemieden – mit den verbliebenen Soldaten. Einige fielen, als die Konquistadoren ihre Musketen auf sie abfeuerten, andere schlugen mit Felsbrocken, Steinen oder jeder anderen Waffe, derer sie habhaft werden konnten, auf ihre spanischen Gegner ein. Auf meinen Fahrten durch Neu-Hispanien hatte ich bereits viel Morden und Blutvergießen zu Gesicht bekommen, doch das hier war wirklich und wahrhaftig das brutalste und ursprünglichste Beispiel einer Schlacht, bei dem ich je Zeuge geworden war.

Renco und Castino hatten Schwerter aufgehoben und waren gerade in den grimmigsten aller Schwertkämpfe verstrickt.

Castino, deutlich größer als mein tapferer Gefährte, hielt sein Schwert beidhändig und ließ einen wahren Hagelschauer aus machtvollen Hieben auf Renco niederprasseln.

Aber Renco parierte gut – einhändig, genau wie ich es ihn gelehrt hatte –, tänzelte wie ein klassischer spanischer Fechter im Schlamm und wahrte das Gleichgewicht, während er sich auf das Laubwerk zurückzog.

Als ich endlich das Seil um mein linkes Handgelenk gelöst hatte und auf den Beinen stand, wurde mir klar, was für ein gewitzter Schüler Renco gewesen war. Ich

erkannte deutlich, dass der Schüler seinen Lehrer bei weitem übertraf.

Seine Fechtkunst war atemberaubend.

Bei jedem mächtigen Schlag, den Castino gegen ihn führte, brachte Renco rasch sein Schwert hoch – gerade rechtzeitig, um den Hieb aufzuhalten.

Die Schwerter der beiden Männer krachten heftig aufeinander.

Castino schwang, Renco parierte. Castino machte einen Ausfall, Renco tänzelte.

Da brachte Castino einen wahrhaft teuflischen Hieb an, der so hart und rasch war, dass er jedem gewöhnlichen Mann den Kopf abgeschlagen hätte.

Nicht jedoch Renco.

Seine Reflexe waren zu gut. Er duckte sich unter dem Hieb weg und in dem darauf folgenden, flüchtigen Augenblick sprang er auf einen niedrigen Felsbrocken und warf sich in die Luft, wodurch er die unterschiedliche Körpergröße zwischen sich und Castino ausglich. Rasend schnell zischte seine Klinge, und ehe ich auch nur wusste, was geschah, sah ich sein Schwert waagerecht im Baumstamm hinter Castinos Hals stecken.

Castino stand mit offenem Mund und großen Augen da. Einen Augenblick später entglitt seiner Hand das Schwert.

Dann fiel auf einmal *sein ganzer Körper* unter seinem hässlichen Gesicht weg.

Renco hatte ihm den Kopf von den Schultern getrennt!

Beinahe hätte ich gejubelt.



Was bedeuten soll, dass ich gejubelt hätte, wenn ich mich nicht um anderes hätte kümmern müssen.

Ich fuhr herum, um einen Überblick über das Schlachtfeld zu erhalten.

Überall auf der Lichtung waren noch kleinere Kämpfe im Gange – aber die einzigen offensichtlichen Sieger waren die Rapas.

Da sah ich das Götzenbild.

Das echte Götzenbild.

Es lag umgekippt auf der Schwelle des Portals, und zwar genau an der Stelle, wo es dem Rapa aus dem Maul gefallen war.

Meine Fessel hatte ich noch immer um die Handgelenke geschlungen – das Seil war etwa zwei Schritte lang. Ich schnappte mir ein Schwert und eine Fackel und rannte mitten durch die klirrenden Schwerter und das Gekreisch der übel zugerichteten Konquistadoren zum Tempel.

Ich erreichte das Portal, ließ mich neben dem Götzenbild zu Boden fallen, packte es ...

... und genau in diesem Moment warf sich einer der spanischen Soldaten von hinten auf mich und stieß uns beide durch das Portal!

Wir stolperten einige breite Steinstufen hinab in die Dunkelheit des Tempels, ein Gewirr aus Armen, Beinen, Götzenbild und Fackel.

Wir erreichten den Treppenabsatz und dort, in einem düsteren Tunnel mit Felswänden, trennten wir uns und fielen auseinander.

Mein Feind kam als Erster mühsam auf die Beine. Er

stand vor einer kleinen Nische. Ich saß noch auf dem Boden und hatte das Götzenbild im Schoß liegen.

Ich blickte auf, sah den spanischen Soldaten, der einen Smaragdanhänger um den Hals trug, und erkannte ihn sogleich wieder. Er war der verschlagene alte Soldat, der Renco zuvor seines kostbaren Halsbands beraubt hatte.

Der alte Fuchs zog sein Schwert und hob es hoch. Ich war wehrlos, völlig wehrlos.

In diesem Moment sprang etwas mit einem ekelhaft lauten Gebrüll erschreckend schnell von hinten über mich hinweg in den Konquistadoren hinein.

Ein Rapa.

Die Katze prallte mit derart gewaltiger Wucht auf den Spanier, dass er in die Nische hinter ihm geschleudert wurde. Sein Kopf knallte mit einem widerlichen Geräusch an die Mauer und explodierte, zerbarst wie eine Eierschale. Eine faulige Gischt aus Blut und Gehirnmasse schoss aus dem Loch, das sich sogleich im Hinterkopf aufgetan hatte.

Der alte Soldat brach in der Nische zusammen. Als er den Fußboden berührte, war er wirklich und wahrhaftig schon tot.

Auf der Stelle machte sich die Katze daran, ihn aufzufressen, wobei ihr Schwanz hin und her peitschte.

Ich nutzte den Augenblick, schnappte mir das Götzenbild und jagte die Treppe hinauf und aus dem Tempel hinaus.

Dankbar darüber, erneut dem Tod entronnen zu sein, stürmte ich in die Nacht.

Aber mein Entzücken war nur von kurzer Dauer. Kaum war ich aus dem Portal, da vernahm ich ein scharfes *Klick-Klick* irgendwo hinter mir, rasch gefolgt von dem heiseren Ruf: »Mönch!«

Ich fuhr herum.

Und sah Hernando Pizarro vor mir stehen, eine Pistole in der Hand, die direkt auf meine Brust gerichtet war.

Ehe ich mich auch nur hätte rühren können, sah ich einen Feuerblitz aus der Pistole schießen, vernahm einen lauten, widerhallenden Knall und spürte, wie mir ein entsetzliches Gewicht gegen die Brust schlug. Ich wurde nach hinten geschleudert.

Ich brach zusammen und sah nichts mehr außer Wolken, dunklen Gewitterwolken, die sich am sternenübersäten, nächtlichen Himmel dahinwälzten. In diesem Moment wurde mir zu meinem äußersten Entsetzen klar, dass ich gerade erschossen worden war.

\* \* \*

AUF DEM RÜCKEN liegend, die Zähne vor Qual zusammengebissen, blickte ich zum wolkenverhangenen Himmel auf, während mir ein sengender, brennender Schmerz durch die Brust schoss.

Hernando beugte sich zu mir herab und nahm mir das Götzenbild aus den Händen. Er schlug mir lustvoll ins Gesicht und sagte: »Stirb langsam, Mönch.« Dann war er verschwunden.

Ich lag auf den Steinstufen vor dem Tempel und wartete darauf, dass das Leben aus mir entwich und der Schmerz unerträglich würde.

Doch da kehrte aus einem mir unerfindlichen Grund meine Kraft allmählich zurück, statt zu schwinden.

Der sengende Schmerz ließ nach und sogleich setzte ich mich auf und klopfte mir dort auf die Brust, wo die Kugel ein Loch in meinen Mantel gerissen hatte.

Ich spürte etwas.

Etwas Weiches, Dickes, Viereckiges. Ich zog es heraus.

Es war meine Bibel.

Meine dreihundert Seiten starke, handgeschriebene, ledergebundene Bibel.

In der Mitte hatte sie ein ausgefranstes rundes Loch, das aussah wie ein Wurmloch. Ganz tief unten sah ich die platt gedrückte Kugel aus mattgrauem Blei.

Hernandos Kugel.

Meine Bibel hatte sein Geschoss aufgehalten!

Gelobet sei das Wort des Herrn!

Augenblicklich wieder guten Mutes, sprang ich auf und schaute mich nach meinem Schwert um. Da ich es nicht fand, blickte ich über die Lichtung.

Auf der anderen Seite kämpfte Renco mit zwei Schwertern gegen zwei Säbel schwingende Konquistadoren.

Zwei Inka rangen nicht weit davon mit zwei Spaniern – anscheinend die einzigen weiteren überlebenden Männer auf dem Felsenturm.

Dann sah ich Hernando mit dem Götzenbild in den

Händen in das Laubwerk rechts hineinstürmen und die steinerne Treppe hinabjagen.

Ich bekam große Augen.

Er wollte zur Hängebrücke!

Wenn er sie erreichte, würde er sie sicher abschneiden und uns auf dem Felsenturm zurücklassen, zusammen mit den Rapas.

Ich eilte ihm über die Lichtung nach, wich einem Rapas aus, der am Leichnam eines gefallenen Konquistadoren riss, und flog die Steintreppe hinab, zwei Stufen auf einmal nehmend. Mein Herz raste, in meinen Beinen pochte es. Als ich um eine Biegung in der Treppe kam, sah ich Hernando etwa zehn Schritte vor mir die Hängebrücke betreten.

Er war groß und muskulös und bewegte sich auch so. Ich war kleiner, schwächlicher, dafür schneller. Ich holte rasch auf, rannte ihm auf die Brücke nach und warf mich ihm, da mir keine Waffe zur Verfügung stand – mein Schwert hatte ich ja verloren –, in den Rücken.

Heftig prallte ich mit ihm zusammen und wir stürzten auf die dünnen Bohlenbretter der Hängebrücke hoch über dem Grund des Canons.

Wie Zweige zerbrachen die Bretter unter uns und zu meinem äußersten Schrecken stürzten wir in den Abgrund ...

Aber unser Fall war kurz.

Jäh und ruckartig kamen wir zum Stehen. Voller Entsetzen über den Sturz hatte Hernando die Hand nach etwas ausgestreckt, an dem er sich festhalten

konnte, hatte nach etwas gegriffen, das unseren Sturz aufhielte.

Was er fand, war das freie Ende des Seils, das mir noch immer ums Handgelenk geschlungen war. Jetzt hatte sich dieses Seil um ein einzelnes Bohlenbrett der Hängebrücke gewickelt und Hernando und ich hingen an jeweils einem Ende herab!

Wir schwangen dort wie Gegengewichte an einem Flaschenzug hin und her, an den Enden desselben Seils, und um uns her baumelten die Stricke der teilweise zerstörten Brücke.

Wie das Glück – in meinem Fall jedoch eher das Pech – es bestimmt hatte, hing ich tiefer als Hernando, den Kopf nahe seinen Knien. Er befand sich etwas höher, knapp unter den restlichen Bohlenbrettern.

Das Götzenbild hatte er in der linken Hand, während er sich mit der rechten an meinem Seil festhielt. Verzweifelt versuchte er, das Götzenbild auf die verbliebenen Bretter zu schieben und sich anschließend festen Halt zu verschaffen.

Sollte ihm das gelingen, befände er sich in Sicherheit und könnte mich fallen lassen, so viel war mir klar. Im Augenblick war mein Gewicht – obwohl im Vergleich zu dem seinen gering – das Einzige, das ihn hielt.

Ich musste etwas unternehmen, und zwar rasch.

»Warum tust du das, Mönch?«, brüllte Hernando und streckte weiterhin die Hand nach oben. Er hatte die Bretter fast erreicht. »Was bedeutet *dir* das Götzenbild? Ich würde dafür töten!«

Während er so wütete, fiel mein Blick auf eine der

dünnen Schnüre, die von der Hängebrücke herabbau-  
melten und zuvor das Geländer gehalten hatten.

Wenn ich einfach ...

»Du würdest dafür töten, Hernando?«, fragte ich im Versuch, ihn abzulenken, während ich mich bemühte, das Seil aufzuknüpfen, das um mein rechtes Handgelenk geschlungen war und mich mit Hernando verband.

»Das ist mir gleichgültig!«

»Ja?«, rief er. Es war jetzt ein Wettrennen darum geworden, wer von uns beiden sein Vorhaben als Erster in die Tat umsetzen konnte: Hernando wollte das Bohlenbrett erreichen, ich wollte das Seil lösen, das uns miteinander verband.

»Ja!«, rief ich zurück. Gerade war es mir gelungen, das Seil aufzuknoten.

»Warum, Mönch?«

»Weil *ich dafür sterben würde*, Hernando!«

Mit diesen Worten, und nachdem ich mich von dem Strick um mein Handgelenk befreit hatte, griff ich nach der dünnen Leine, die von der Brücke über mir herabbauelte, und bekam sie zu fassen. Gleichzeitig ließ ich das Seil los, das mich mit Hernando verband.

Da das Gegengewicht am anderen Ende jetzt verschwunden war, fiel Hernando. Senkrecht hinab.

Er stürzte an mir vorüber, ein verwischter Fleck eines kreischenden Menschen. Als passende, letzte Demütigung streckte ich, als er an mir vorübersauste, die Hand aus und entriss ihm das Götzenbild.

»*Neiiiiiin!*«, kreischte Hernando.

Während ich über dem Abgrund hing, an einer Hand

an der Leine herabbaumelte und in der freien Hand das geheiligte Götzenbild hielt, sah ich den Ausdruck des absoluten Entsetzens auf seinem Gesicht immer kleiner und kleiner werden, bis es schließlich in dem dunklen Abgrund unter mir verschwand, und bald vernahm ich bloß noch sein Kreischen.

Einen Augenblick später hörte es auf und genau zur gleichen Zeit vernahm ich ein fernes, ekliges Klatschen.

\* \* \*

EINIGE ZEIT SPÄTER traf ich mit dem Götzenbild in der Hand wieder auf der Lichtung ein.

Die Aussicht, die mich dort begrüßte, war wie ein Blick in die Unterwelt.

In dem flackernden Schein der über die Lichtung verstreuten Fackeln sah ich die Rapas über den toten Konquistadoren hocken und sich an frischem Menschenfleisch mästen. Ringsumher lagen spitze Silberhelme, die im Feuerschein glänzten.

Da erblickte ich Renco und Lena sowie einige Inkakrieger drüben beim Portal. Sie hielten Schwerter und Musketen in den Händen und waren die einzigen Überlebenden des Gemetzels, und zwar zum größten Teil wegen ihres Kampfgeschicks und des Affenurins, der sie bedeckte. Offenbar suchten sie etwas. Zweifelsohne das Götzenbild.

»Renco!«, rief ich. »Lena!«

Ich bereute es sogleich, gerufen zu haben.

Denn auf der Stelle blickte einer der Rapas auf dem



Boden, durch meinen Ruf gestört, von seinem Festschmaus auf.

Das gewaltige Tier erhob sich und funkelte mich an.

Eine weitere Katze tat es ihm nach.

Dann noch eine und noch eine.

Das Rudel riesiger Katzen formierte sich zu einem weiten Kreis um mich. Sie hielten die Köpfe gesenkt und hatten die spitzen Ohren angelegt.

Renco wandte sich um und erkannte wohl meine missliche Lage. Aber für Hilfe war er zu weit entfernt.

Ich überlegte, weshalb der Affenurin an mir die Katzen nicht mehr auf Distanz hielt. Vielleicht war er bei meinem Zweikampf mit dem alten Konquistadoren im Tempel abgekratzt worden oder vielleicht war er abgerieben worden, als ich zu Boden gestürzt war, nachdem Hernando auf mich geschossen hatte.

Wie dem auch sei, ich dachte, dies wäre es – dies wäre das Ende.

Der Rudelführer der Rapas spannte den ganzen Körper an, bereit zum Sprung. Da jedoch ...

\* \* \*

... TRAF LAUT KLATSCHEND der erste Wassertropfen meine Scheitelspitze, dicht gefolgt vom zweiten, dann vom dritten, vierten.

Nun teilte sich der Himmel und der Regen stürzte herab. Es war wie eine Gabe Gottes.

Oh, wie es regnete! Es goss in Strömen – große, fette Wassertropfen hämmerten mit entsetzlicher Gewalt auf

den Felsenturm ein, klatschten mir auf den Kopf, auf das Götzenbild.

Und in diesem Augenblick begann das Götzenbild – Gott sei gedankt! – zu singen.

Sein Lied beruhigte die Katzen auf der Stelle.

Sie hatten nur noch Augen für das triefende Idol in meinen Händen. Als Reaktion auf das melodische, hohe Summen hielten sie die Köpfe schief.

Renco, Lena und die drei Krieger kamen zu mir herüber. Sie schirmten ihre Fackeln gegen den Regen ab und umgingen vorsichtig das Rudel der verzauberten Rapas.

Mir fiel auf, dass Renco Bassarios falsches Götzenbild in der Hand hielt.

»Vielen Dank, Alberto«, sagte er und nahm mir die singende Statue ab. »Ich denke, dass ich das jetzt übernehme.«

Lena lächelte mir zu und ihre wunderschöne, olivfarbene Haut glitzerte in dem Gewitterregen. »So, du hast den großen Goldesser geschlagen, um unser Götzenbild zu retten«, sagte sie. »Gibt es eigentlich etwas, das du nicht zuwege bringst, tapferer, kleiner Held?«

Mit diesen Worten beugte sie sich plötzlich vor und küsste mich sanft auf die Lippen. Mir wäre fast das Herz stehen geblieben, als ihre Lippen sich fest auf die meinen drückten. Mir wurden die Knie schwach. Beinahe wäre ich umgefallen, so entzückend war die Berührung.

Während Lena mich so wunderbar küsste, sagte von

irgendwo hinter mir eine Stimme: »He, Mönch, ich war der Ansicht, so etwas wäre solchen wie dir nicht gestattet.«

Ich wandte mich um und sah Bassario auf der steinernen Treppe hinter mir stehen. Den Langbogen hatte er um die Schulter gelegt und das Gesicht zu einem breiten Lächeln verzogen.

»Wir behalten uns das Recht vor, Ausnahmen zu machen«, erwiderte ich.

Bassario lachte.

Renco wandte sich an ihn. »Vielen Dank, dass du zurückgekehrt bist und uns geholfen hast, Bassario. Deine Pfeile haben uns das Leben gerettet. Was hat dich zur Rückkehr veranlasst?«

Bassario zuckte die Schultern. »Als ich den Wasserfall am Ende des *quenkos* erreichte, sah ich die Goldesser vom anderen Flussufer herankommen. Daraufhin nahm ich an, dass die Menschen Lieder über dich singen werden, solltest du das Ganze wie durch ein Wunder überleben. Ich kam zu der Ansicht, dass ich gern Teil dieser Lieder wäre. Dass man sich meiner wegen etwas anderem erinnerte als der Entwürdigung meiner Familie. Gleichzeitig wollte ich die Ehre dieses Namens wiederherstellen.«

»Du hast in beidem Erfolg gehabt«, sagte Renco. »Wirklich und wahrhaftig. Jetzt darf ich dich jedoch noch einmal um deine Nachsicht ersuchen und dich um einen letzten Gefallen bitten.«

Bei diesen Worten kehrte uns Renco – der eine Fackel im einen Arm und beide Götzenbilder im anderen hielt –

den Rücken zu und schritt zum Portal. Unterwegs hob er die Lamablase von dort auf, wo sie während der Schlacht hingefallen war, und ließ sie erneut vom Regen füllen.

Sogleich folgten ihm die Katzen – oder vielmehr, sie folgten dem singenden Götzenbild in seinen Händen.

»Sobald ich im Tempel bin«, sagte Renco, »sollt ihr den Felsbrocken hinter mir schließen.«

Ich blickte von Renco zu den drei übrig gebliebenen Inkakriegern.

»Was hast du vor?«, fragte ich.

»Ich werde sicherstellen, dass niemand mehr dieses Götzenbild in die Hand bekommt, zu keiner Zeit«, entgegnete Renco. »Ich werde die Katzen damit in den Tempel locken. Wenn alle drin sind, sollt ihr den Felsbrocken in das Portal zurückschieben.«

»Aber ...«

»Vertraue mir, Alberto«, sagte er ruhig, während er langsam auf das Portal zuing und das Rudel Rapas hinter ihm herschlich. »Wir werden einander Wiedersehen, das verspreche ich dir.«

Mit diesen Worten trat Renco in die offene Mündung des Tempels. Die Katzen scharten sich um ihn, ungeachtet des strömenden Regens.

Lena, Bassario, die drei Krieger und ich eilten zum Felsen hinüber.

Renco stand im Eingang und warf mir einen letzten Blick zu.

Er lächelte traurig. »Mach's gut, mein Freund«, sagte er.

Dann war er fort, verschwunden in der Dunkelheit zwischen dem Felsen und dem großen steinernen Portal.

Die Katzen folgten ihm eine nach der anderen in den Tempel hinein.

Nachdem die letzte im Portal verschwunden war, rief Bassario: »Also gut, schiebt!«

Wir sechs stemmten uns gegen den gewaltigen Felsen und schoben mit aller Kraft.

Der große Brocken glitt laut polternd über den steinernen Boden. Ein Glück, dass wir ihn nur wenige Schritte weit zu schieben hatten, ansonsten wäre es uns vielleicht unmöglich gewesen, den Tempel zu schließen.

Aber Bassario und die Inkakrieger waren stark, und Lena und ich schoben mit aller Kraft, die uns zur Verfügung stand. Langsam, sehr langsam, füllte der Felsbrocken das viereckige Portal.

Während wir den Tempel mit dem großen Stein versiegelten, vernahm ich das Lied des Götzenbildes im Innern, das immer leiser und leiser wurde.

Dann füllte der Felsen das Portal plötzlich gänzlich aus, erstickte das Lied des Götzenbildes völlig, und mit dessen Verschwinden überkam mich eine große Traurigkeit, denn nun wusste ich, dass ich meinen guten Freund Renco nie mehr wiedersehen würde.

Ehe ich diesen furchtbaren Felsenturm verließ, tat ich ein Letztes.

Ich nahm einem der gefallenen Konquistadoren den Dolch ab und kratzte eine Botschaft in die Oberfläche des großen Felsens, der jetzt vor dem Portal lag. Ich

schrieb eine Warnung für all jene ein, die vielleicht daran dachten, den Tempel erneut zu öffnen.

Ich schrieb:

*No entrare assoluto  
Muerte asomarse dentro.*

AS

Um keinen Preis eintreten. Der Tod lauert im Innern.

\* \* \*

SEIT JENEN EREIGNISSEN sind viele Jahre vergangen.

Ich bin nun ein alter Mann, welk und gebrechlich, und ich sitze am Schreibpult eines Klosters und schreibe beim Licht einer Kerze. Schneebedeckte Gipfel umgeben mich in allen Richtungen. Die Berge der Pyrenäen.

Nachdem Renco mit den beiden Götzenbildern und den Rapas den Tempel betreten hatte, kehrten Bassario, Lena und ich nach Vilcafor zurück.

Es währte nicht lang, bis das Wort von unseren Taten im ganzen Reich Verbreitung gefunden hatte – das Wort von Hernandos Tod und dass das Götzenbild zusammen mit einem Rudel tödlicher Rapas in einem geheimnisvollen Tempel zur Ruhe gebettet worden war.

Typisch war, dass die spanische Kolonialregierung einige verschämte Berichte über den Tod des Bruders des Gouverneurs, Hernando, herausgab. Darin hieß es, dass er auf der Fahrt über einige nicht auf Karten verzeichnete Flüsse ehrbar und tapfer durch die Hände eines unbe-

kannten Eingeborenenstamms zu Tode gekommen sei.  
Wenn meine Landsleute nur die Wahrheit wüssten!

Ich weiß, dass die Inka Lieder über unsere Abenteuer singen – ja, diese Lieder erwähnen Bassarios Namen – und dass diese Balladen auch nach der Eroberung ihrer Länder durch die Spanier weitergesungen werden.

Die Goldesser, sagen sie, konnten ihnen ihr Land fortnehmen, ihre Häuser verbrennen, ihr Volk foltern und ermorden.

Aber sie konnten ihm nicht seinen Geist nehmen.

Bis auf den heutigen Tag weiß ich nicht, was Renco mit den beiden Götzenbildern im Tempel getan hat.

Ich kann lediglich vermuten, dass er in seiner Weisheit die Gerüchte vorausgeahnt hat, die sich nach unserem Sieg über Hernando verbreiten würden. Wie Solon wusste er, dass die Menschen, hörten sie von dem Götzenbild im Tempel, danach suchen würden.

Ich stelle mir vor, dass er das falsche Götzenbild an eine Stelle in der Nähe des Eingangs gelegt hat. Jemand, der den Tempel auf der Suche nach dem Götzenbild öffnet, wird daher zuerst auf das falsche Götzenbild stoßen.

Aber ich spekuliere. Sicher weiß ich es nicht.

Denn ich habe ihn nie wiedergesehen.

Ich meinerseits ertrug das Leben in der Hölle nicht mehr, zu der Neu-Hispanien geworden war, und entschloss mich zur Rückkehr nach Europa.

Nachdem ich von der wunderschönen Lena und dem

edlen Bassario Abschied genommen habe, bin ich mit Hilfe mehrerer Inkaführer zu einer Karawane Richtung Norden gestoßen, die durch die Berge Neu-Hispaniens zog.

Immer weiter ging ich, durch Dschungel, Berge und Wüsten, bis ich schließlich das Land der Azteken erreichte, das Cortez im Namen Spaniens einige Jahre zuvor erobert hatte.

Dort gelang es mir, durch Bestechung an Bord eines mit gestohlenem Gold beladenen Handelsschoners zu kommen, der nach Europa fuhr.

Einige Monate später traf ich in Barcelona ein und von dort aus reiste ich zu dieser Abtei hoch in den Pyrenäen, einem Ort, der weit entfernt ist von der Welt des Königs und seinen blutdürstigen Konquistadoren. Hier wurde ich alt. Jede Nacht träumte ich von meinen Abenteuern in Neu-Hispanien und wünschte mir einen jeden Augenblick, dass ich nur einen weiteren Tag mit meinem guten Freund Renco hätte verbringen dürfen.

\* \* \*

RACE WENDETE DIE Seite um.

Doch er war am Ende des Manuskripts angelangt.

Er blickte durch die Kabine der Goose nach vorn. Hinter der Windschutzscheibe des kleinen Wasserflugzeugs sah er die Gipfel der Anden scharf und spitz in den Himmel aufragen.

Bald würden sie wieder in Vilcafor eintreffen.

Race seufzte traurig, während er über die Geschichte



nachsann, die er gerade gelesen hatte. Er dachte an Alberto Santiagos Tapferkeit und an Rencos Opfer, an die Freundschaft, die sich zwischen den beiden entwickelt hatte. Und er dachte an die *beiden* Götzenbilder, die im Tempel ruhten.

Einen Augenblick lang geriet er ins Grübeln.

Etwas stimmte daran nicht.

Das Manuskript hatte so plötzlich, so abrupt geendet. Und wenn er es sich jetzt so überlegte, dann stimmte auch etwas an dem ersten Nukleotid-Resonanztest nicht, den Lauren gestern zur Bestimmung der Lage des echten Thyrium-Götzenbildes durchgeführt hatte – vielmehr am *Ergebnis*.

Der Gedanke an Lauren und Frank Nashs Expedition ließ eine ganze Anzahl weiterer Überlegungen in Race aufkeimen.

Dass Nash nicht von der DARPA war. Dass er in Wirklichkeit Kommandeur einer Einheit der Army war, die versuchte, das *richtige* Supernova-Team auf dem Weg zum Thyrium-Götzenbild auszustecken – ein Team der Navy. Und dass Nash Race durch Lug und Trug zur Teilnahme an dieser Mission bewogen hatte.

Race schüttelte diese Gedanken ab.

Er musste sich überlegen, wie er nach seiner Rückkehr nach Vilcafor mit Nash umging – sollte er den Colonel mit seinen Fragen konfrontieren oder wäre es besser für ihn, wenn er den Mund hielt und Nash nicht wissen ließ, wie viel er wusste?

Wie dem auch sei, er würde sich bald entscheiden müssen, denn kaum hatte er die Lektüre des Manu-

skripts beendet, da kippte das Wasserflugzeug sanft unter ihm weg und senkte die Nase.

Sie begannen den Sinkflug.

Kehrten nach Vilcafor zurück.

\* \* \*

DER FBI-BEAMTE John-Paul Demonaco untersuchte sorgfältig den höhlenartigen Raum, den Schauplatz des Verbrechens.

Nachdem der Captain der Navy, Aaronson, gegangen war, um für den Angriff auf die mutmaßlichen Verstecke der Freiheitskämpfer grünes Licht zu geben, hatte der andere Navy-Untersuchungsbeamte – Commander Tom Mitchell – Demonaco gefragt, ob er einen Blick auf den Schauplatz des Verbrechens werfen wolle. Vielleicht falle ihm etwas auf, das ihnen entgangen sei.

»Aaronson irrt sich, nicht wahr?«, fragte Mitchell, während sie durch den Tresorraum gingen.

»Was meinen Sie damit?«, fragte Demonaco zurück. Er fand das Labor beeindruckend. Eigentlich war es sogar das höchsttechnisierte Labor, das er je zu Gesicht bekommen hatte.

»Das war nicht das Werk der Freiheitskämpfer«, meinte Mitchell.

»Nein ... nein, bestimmt nicht.«

»Wer war es dann?«

Demonaco schwieg einen Augenblick lang.

Als er dann das Wort ergriff, beantwortete er die Frage jedoch nicht. »Berichten Sie mir von dem Apparat,

den die Navy hier konstruiert hat. Dieser Supernova.«

Mitchell holte tief Luft. »Ich sage Ihnen, was ich weiß. Die Supernova ist eine Atomwaffe der vierten Generation. Anstelle Atome irdischer radioaktiver Elemente wie Uran oder Plutonium zu spalten, erzeugt sie eine Megaexplosion durch die Spaltung einer subkritischen Masse des *nichtirdischen* Elements Thyrium.

Die dadurch hervorgerufene Explosion ist so gewaltig, dass sie nahezu ein Drittel der Erdmasse herausreißen würde. Einfach ausgedrückt ist die Supernova der erste von Menschenhand gefertigte Apparat, der den Planeten vernichten kann, auf dem wir leben.«

»Dieses Element Thyrium, sagen Sie, ist *nichtirdisch*?«, fragte Demonaco. »Wenn es nicht von der Erde stammt, woher kommt es dann?«

»Asteroideneinschläge, Meteoriten. Felsbrocken, die die Reise durch die Erdatmosphäre überleben. Aber soweit wir wissen, hat niemand jemals Thyrium auf der Erde gefunden.«

»Meiner Ansicht nach werden Sie bald herausfinden«, meinte Demonaco, »dass das nun geschehen ist. Und ich weiß vielleicht sogar, wer das Thyrium entdeckt hat.«

Demonaco erklärte das.

»Commander, während der letzten sechs Monate haben meine FBI-Leute Gerüchte über eine paramilitärische Auseinandersetzung zwischen den Oklahoma-Freiheitskämpfern und einer anderen terroristischen Gruppierung gehört, die sich die Republikanische Armee von Texas nennt.«

»Die Republikanische Armee von Texas – sind das nicht die Kerle, die diese Wildhüter droben in Montana gehäutet haben?«

»Alle Hinweise sprechen dafür«, bestätigte Demonaco. »Wir haben den Medien gesagt, dass die beiden Wildhüter über ein illegales Wald-und-Wiesen-Ballerspiel gestolpert sind, aber wir glauben, dass es in Wirklichkeit schlimmer gewesen ist. Wir glauben, dass sie ein geheimes Ausbildungslager der Texaner aufgestöbert haben.«

»Ein Ausbildungslager?«

»Ja. Die Texaner sind eine größere Gruppierung als die Freiheitskämpfer und bei weitem bessere Soldaten – man kann nicht Mitglied der Texaner werden, wenn man nicht Mitglied der bewaffneten Streitkräfte gewesen ist.

Für eine Terrorgruppe sind sie auch bemerkenswert gut organisiert, eher wie eine Elite-Militäreinheit als ein Wochenend-Jagdclub.

Sie haben eine rigoros definierte Befehlshierarchie mit schweren Strafen für jedes Mitglied, das sich Befehlen widersetzt. Dieses System wird dem Einfluss ihres Anführers zugeschrieben, Earl Bittiker, einem ehemaligen Navy-SEAL. 1986 wurde er wegen sexueller Übergriffe auf einen weiblichen Lieutenant unehrenhaft entlassen. Sie hatte ihm einen Befehl erteilt, der Bittiker nicht gepasst hat. Er hat sie sowohl vaginal als auch oral vergewaltigt.«

Mitchell zuckte zusammen.

»Anscheinend war Bittiker einer der besten Männer der SEALs – eine gnadenlose Killermaschine. Wie vielen

dieser Typen mangelte es ihm an gewissen sozialisierenden Fähigkeiten. 1983, drei Jahre vor der Sache mit der Vergewaltigung, ist er offenbar als klinisch psychotisch diagnostiziert worden, aber die Navy hat ihn dennoch im aktiven Dienst belassen. Solange seine Aggressionen auf unsere Feinde gerichtet blieben, war die Überlegung, spielte die Erkrankung keine Rolle. Großartige Logik.

Nach der Vergewaltigung wurde Bittiker aus der Navy entlassen und zu acht Jahren in Leavenworth verurteilt. Dort ist er 1994 herausgekommen und hat mit einigen anderen unehrenhaft entlassenen Soldaten, die er im Gefängnis kennen gelernt hatte, die Republikanische Armee von Texas gegründet.

Die Texaner trainieren pausenlos«, sagte Demonaco. »In der Wüste, in den Einöden von Texas und Montana und manchmal oben in den Bergen von Oregon. Sie sind der Meinung, dass sie, wenn die Zeit für einen totalen Krieg gegen die Vereinigten Staaten reif ist – oder gegen die Vereinigten Staaten in Verbindung mit den Vereinten Nationen –, zum Kampf auf jedem möglichen Territorium bereit sein müssen.

Was die Sache verschlimmert, ist, dass sie auch Geld haben. Nachdem die Regierung den texanischen Öltycoon Stanford Cole bei einem Ölgeschäft hintergangen hat, hat er Bittiker und den Texanern zirka zweiundvierzig Millionen Dollar hinterlassen, dazu eine Notiz mit den Worten: ›Schickt sie zum Teufel!‹ Nicht überraschend, dass Bittiker und seine Gefolgsleute oft auf Schwarzmärkten im Nahen Osten und Afrika zu sehen sind und dort Waffen einkaufen. Teufel, im vergangenen Jahr ha-

ben sie Australien acht ausrangierte Black-Hawk-Helikopter abgekauft.«

»Mein Gott!«, meinte Mitchell.

»Dennoch«, fuhr Demonaco fort, »hält sie das nicht davon ab, hier und da einiges an schwerem Gerät zu *stehlen*. Beispielsweise glauben wir – obgleich wir es nicht beweisen können –, dass die Texaner für den Diebstahl eines Abrams-M1A1-Gefechtspanzers verantwortlich sind, während er ...«

»Sie haben einen Panzer gestohlen?«, fragte Mitchell ungläubig.

»Von der Ladefläche eines Tiefladers auf dem Transport von der Firma Chrysler zu Tank and Automotive Command in Warren, Michigan.«

»Warum verdächtigen Sie sie?«, fragte Mitchell.

»Weil die Texaner vor zwei Jahren auf einem Waffenmarkt im Iran ein altes Antonow-An-22-Frachtflugzeug erworben haben. Die An-22 ist eine verdammt große Maschine, das russische Gegenstück zu unseren größten Frachtflugzeugen, der C-5 Galaxy und der C-17 Globemaster. Nun, wenn man ein normales Frachtflugzeug haben will, besorgt man sich eine kleinere An-12 oder eine C-130 Hercules, keine An-22. Man braucht eine '22 nur dann, wenn man vorhat, etwas wirklich Großes zu bewegen. Etwas *wirklich* Großes – wie einen 67-Tonnen-Panzer.«

Kopfschüttelnd hielt Demonaco inne. »Aber das ist jetzt unsere geringste Sorge.«

»Warum?«

»Weil uns vor kurzem einige sehr beunruhigende Ge-

rüchte über die Texaner zu Ohren gekommen sind. Anscheinend haben sie so etwas wie einen Seelenbruder in der japanischen Aum-Shinrikyo-Sekte gefunden, der Gruppierung, die 1995 das Sarin-Gas in der Untergrundbahn von Tokio losgelassen hat. Nach diesem Anschlag sind einige Mitglieder der Sekte nach Amerika gekommen und haben ein paar von unseren paramilitärischen Gruppen infiltriert. Wir haben Grund zu der Annahme, dass mehrere Mitglieder von Aum Shinrikyo den Texanern beigetreten sind.«

»Was bedeutet das für uns?«, fragte Mitchell.

»Es bedeutet, dass wir vor einem sehr großen Problem stehen.«

»Warum?«

»Weil die Aum-Shinrikyo-Sekte eine Weltuntergangssekte ist. Ihr einziges Ziel – ja, ihr einziger Existenzgrund – ist, die Weltläufte zu einem Ende zu bringen. Wir wissen von dem Vorfall in der Untergrundbahn von Tokio lediglich deswegen, weil den Fernsehanstalten Filme vorgespielt worden sind. Haben Sie gewusst, dass es Aum Shinrikyo Anfang 1994 gelungen ist, die Kontrolle über ein abgelegenes Raketensilo in China zu erringen? Beinahe hätten sie dreißig taktische Atomsprengköpfe auf die Vereinigten Staaten abgefeuert. Ein Versuch, einen totalen Atomkrieg in die Wege zu leiten.«

»Nein, das habe ich nicht gewusst«, entgegnete Mitchell.

»Commander, wir hatten in Amerika niemals eine echte Weltuntergangssekte. Wir hatten gewalttätige, antistaatliche Gruppierungen, Anti-UN-Gruppierungen,

Anti-Abtreibungs-Gruppierungen, antisemitische Gruppierungen und Anti-Farbige-Gruppierungen. Aber wir hatten *nie* eine Gruppierung, deren einziger Ehrgeiz darin besteht, die Massenvernichtung von Leben auf diesem Planeten herbeizuführen.

Nun, falls Earl Bittiker und die Texaner eine Weltuntergangsphilosophie übernommen haben, stehen wir vor einem riesigen Problem. Weil dann eine der gefährlichsten Gruppierungen Amerikas mit Todessehnsucht herumläuft.«

»Na gut«, meinte Mitchell, »aber in welchem Zusammenhang steht das mit diesem Raub?«

»Ganz einfach«, erwiderte Demonaco. »Die Gruppe, die den Raub durchgeführt hat, war eine erstklassig ausgebildete Angriffsschwadron. Die von ihnen benutzte Taktik war reine Special-Forces-Taktik – SEALs, ziemlich weit oben angesiedelt – und deutet eher auf eine Organisation wie die Texanische Republikanische Armee hin als auf die Freiheitskämpfer.«

»Stimmt.«

»Aber wer das auch getan hat, er hat uns ein Geschoss mit Wolframkern hinterlassen – um uns auf die Freiheitskämpfer zu lenken. Sollten die Texaner wirklich für die Sache verantwortlich sein, wäre es dann Ihrer Ansicht nach nicht sinnvoll, wenn sie uns von der Spur ablenken würden, indem sie die Sache ihren Feinden in die Schuhe schieben – den Oklahoma-Freiheitskämpfern?«

»Ja ...«

»Was mir jedoch eine Scheißangst einjagt«, sagte Demonaco, »ist die Frage, *hinter was die her sind*. Denn



wenn die Texaner wirklich mit Weltuntergangsphilosophien liebäugeln, entspricht Ihre Supernova genau dem, was sie brauchen.«

»Das andere, woran wir denken müssen«, fuhr Demonaco fort, »ist, wie sie reingekommen sind. Sie hatten jemanden drinnen, der die Codes von allen Sicherheitsschlössern kannte und an sämtliche Chipkarten dafür kommen konnte. Haben Sie eine Liste mit den Namen sämtlicher Personen, die an dem Projekt arbeiten?«

Mitchell zog einen Computerausdruck aus seiner Brusttasche und reichte ihn Demonaco.

»Das ist eine Liste aller Leute, die am Supernova-Projekt beteiligt sind – Navy und DARPA.«

Demonaco sah sich die Liste durch.

PROJEKTNAME: N23-657-K2 (SUPERNOVA)  
EINSTUFUNG: ROT (ABSOLUTE GEHEIMHALTUNG)  
DIENSTE: NAVY/DARPA

BETEILIGTE PERSONEN:

NAME	POSITION	BÜRO	SICHERHEITSNR.
ROMANO, Julius M.	Kernphysiker	NAVY	N/1005-A2
	PROJEKTLEITER		
FISK, Howard K.	Theoretischer Physiker,	DARPA	D/1546-77A
	PROJEKTLEITER		
BOYLE, Jessica D.	Kernphysikerin	DARPA	D/1788-82B
LABOWSKI, John A.	Controller	NAVY	N/7659-C7

MÄHER, Karen B.	Überwachung Sekundärsysteme	DARPA	D/6201-22
NORTON, Henry J.	Technische Unterstützung	NAVY	N/7632-C1
RACE, Martin E.	Konstrukteur Zündsystem	DARPA	D/3279-97A
SMITH, Martin W.	Waffen elektronik	DARPA	D/5900-35B

ZUSÄTZLICHES PERSONAL:

KAYSON, Simon F.	Projekt- sicherheit	NAVY	N/10009-A2
DEVEREUX, Edward G.	Sprachen- spezialist	HARVARD	N/A

»Wir haben alle überprüft«, sagte Mitchell. »Sie sind sauber, sogar Henry Norton, dessen Sicherheitskarte und Geheimnummern zum Eindringen benutzt wurden.«

»Wo war er in der Nacht des Einbruchs?«, fragte Demonaco.

»Im Leichenschauhaus Arlington«, erwiderte Mitchell lakonisch. »Die Aufzeichnungen der Sanitäter bestätigen, dass in der Nacht des Einbruchs um 5.36 Uhr – genau fünfzehn Minuten bevor die Diebe dieses Gebäude gestürmt haben – Henry Norton und seine Frau Sarah erschossen in ihrem Haus in Arlington aufgefunden worden sind.«

»5.36 Uhr«, meinte Demonaco. »Sie haben nach dem

Mord keine Zeit verschwendet. Sie wussten, dass im Krankenhaus bei seinem Namen die Flagge aufgezogen werden würde.«

Sowohl Demonaco als auch Mitchell war bekannt, dass es bei hochrangigen Regierungsangestellten üblich war, elektronische Fähnchen an die Namen zu heften, falls sie unerwartet ins Krankenhaus eingeliefert wurden. Sobald der Name der wichtigen Person in die Aufzeichnungen des Krankenhauses eingegeben wurde, würde eine Meldung auftauchen, die dem jeweiligen Arzt mitteilte, er solle die zuständige Regierungsstelle anrufen.

»Hatte Norton irgendwelche Verbindungen zu paramilitärischen Gruppierungen?«, fragte Demonaco.

»Keine. Ist sein ganzes Leben lang bei der Navy gewesen. Experte in technischem Support – Computer, Kommunikationssysteme, Navigationscomputer. Er hatte einen mustergültigen Lebenslauf. Teufel, der Mann war ein gottverdammter Pfadfinder. Der Allerletzte, der sein Land verraten würde.«

»Was ist mit den anderen?«

»Nichts. Keiner von ihnen hat Verbindungen zu einer paramilitärischen Organisation. Jedes Mitglied des Teams musste sich einer umfassenden Sicherheitsüberprüfung unterziehen, ehe es die Erlaubnis zur Mitarbeit an dem Projekt erhielt. Sie sind sauber. Kein Einziger von ihnen sollte ein Mitglied einer paramilitärischen Vereinigung auch nur *kennen*.«

»Nun, einer wohl doch«, sagte Demonaco. »Finden Sie heraus, wer die meiste Zeit mit Norton zusammen-

gearbeitet hat, suchen Sie alle, die ihn bei der täglichen Eingabe seiner Geheimzahlen beobachten konnten. Ich rufe einige meiner Leute an und sehe mal nach, was Earl Bittiker und die Texaner in letzter Zeit so getrieben haben.«

\* \* \*

BEIM AUFSETZEN AUF dem Alto Purus unweit der Basis des Wasserfalls, der vom Tafelland herabstürzte, erzeugte die Goose eine gewaltige Gischtfontäne.

Es war Nacht geworden und eingedenk der Rapas oben im Ort hatten Race und die anderen sich entschlossen, das Wasserflugzeug unten am Wasserfall zu vertäuen und Vilcafor über das *quenko* zu betreten.

Nachdem Doogie die Goose am Flussufer unter einem dichten Baldachin aus Blättern geparkt hatte, stiegen die vier aus. Den bewusstlosen Uli ließen sie zurück. Er hatte eine Dosis Methadon bekommen, das sie in einem Erste-Hilfe-Kasten im Heck des Flugzeugs gefunden hatten.

Ehe sie jedoch zum Pfad hinter dem Wasserfall aufbrachen, veranlasste Race sie dazu, etwas Ungewöhnliches zu tun.

Aus Holzkisten, die sie in der Goose gefunden hatten, zimmerten sie einige primitive Fallen. Als Köder dienten Müsliriegel, die Van Lewen und Doogie bei sich hatten. Sie wollten Affen fangen, die in den Bäumen raschelten.

Zehn Minuten später hatten sie zwei wütende Primaten in den beiden Holzkisten. Die beiden Affen quietschten und kreischten, als Van Lewen und Doogie sie den Pfad

hinter dem strömenden Wasserfall entlangtrugen und in die gähnende, steinerne Öffnung des *quenko* brachten.

Weitere zehn Minuten später stieg Race in die Zitadelle von Vilcafor hinauf.

Nash, Lauren, Copeland, Gaby Lopez und Johann Krauss waren in einer Ecke der Zitadelle versammelt. Lauren versuchte gerade, den Funkkontakt entweder zu Van Lewen oder zu Doogie herzustellen.

Alle wandten sich um, als Race mit dem falschen Götzenbild in der Hand aus dem *quenko* kam, gefolgt von Renée, Van Lewen und Doogie. Sie waren von oben bis unten mit Schmutz und Schlamm bedeckt. Race hatte noch immer Tröpfchen von Heinrich Anistases Blut im Gesicht.

Nashs Blick fiel sogleich auf das Götzenbild.

»Sie haben es!«, rief er aus, eilte zu Race und entriss es ihm.

Er blickte es bewundernd an.

Race beobachtete Nash kalt und in diesem Moment entschloss er sich, unausgesprochen zu lassen, was er wusste. Er würde abwarten und sehen, was der Colonel von jetzt an täte. Sie konnten das Götzenbild noch holen und Race würde ihnen vielleicht sogar helfen, aber er war fest entschlossen, dafür zu sorgen, dass es am Ende nicht bei Nash bliebe.

»Es ist wunderschön«, sagte Nash bewundernd.

»Es ist eine Fälschung«, meinte Race schlicht.

»Was?«

»Es ist eine Fälschung. Das Ding da besteht nicht aus

Thyrium. Wenn Sie Ihren Nukleotid-Resonanz-Imager wieder einschalten, werden Sie herausfinden, dass es hier noch immer eine Thyriumquelle gibt. Das ist allerdings nicht *dieses* Götzenbild.«

»Aber ... wie das?«

»Bei seiner Flucht aus Cusco hat Renco Capac den Verbrecher Bassario mit der Anfertigung einer Kopie des ›Geistes des Volkes‹ beauftragt. Renco wollte sich Hernando ergeben und ihm das falsche Götzenbild überreichen. Er wusste, dass Hernando ihn töten würde, aber er wusste auch, dass Hernando, wenn er erst einmal ein Götzenbild in Händen hielt, niemals auf den Gedanken käme, dass es eine *Fälschung* sein könnte.

Doch wie es das Schicksal wollte, haben Renco und Alberto Santiago Hernando und dessen Männer getötet, und der Prinz – so berichtet das Manuskript – hat *beide* Götzenbilder im Tempel versteckt.«

Nash drehte das Idol um und sah nun zum ersten Mal das kreisrunde Loch in dessen Basis. Er blickte zu Race auf.

»Also ist das echte Götzenbild immer noch irgendwo im Tempel?«

»Das schreibt Santiago in dem Manuskript«, erwiderte Race.

»Aber ...?«

»Aber ich glaube ihm nicht.«

»Sie glauben ihm nicht? Warum nicht?«

»Funktioniert dein NRI noch?«, fragte Race Lauren.

»Ja.«

»Schalt es ein und ich zeige euch, was ich meine.«

Sie gingen auf das offene Dach der Zitadelle. Dort stellte Lauren den Nukleotid-Resonanz-Imager auf.

Währenddessen sah Race über den Ort hinweg. Es war dunkel und regnete leicht. Hinter einem der kleineren Gebäude im Ort bekam er kurz einen großen, katzenhaften Schatten in den Blick, der zu ihm hinaufspähte.

Nach wenigen Augenblick war das NRI bereit. Lauren legte einen Schalter um und die silbrige Antenne auf der Konsole begann langsam zu rotieren.

Dreißig Sekunden später ertönte ein schrilles *Piep!* und die Antenne blieb abrupt stehen. Sie zeigte jedoch nicht auf das Götzenbild in Nashs Händen, sondern zu den Bergen hinauf.

»Ich erhalte eine Anzeige«, sagte Lauren. »Ein starkes Signal, eine hohe Resonanzfrequenz.«

»Wie lauten die Koordinaten?«, fragte Race.

»Position 270 Grad. Höhenwinkel 29 Grad, 58 Minuten. Entfernung 793 Meter. Genauso wie beim letzten Mal, wenn ich mich recht entsinne«, meinte sie und warf Race einen bedeutsamen Blick zu.

»Du erinnerst dich richtig«, sagte er. »Du wirst dich auch noch daran erinnern, dass wir der Ansicht waren, es stamme aus dem Tempel.«

»Ja ...«

Race sah Lauren hart an – härter als üblich. Er überlegte, ob sie ein Teil von Nashs Täuschungsmanöver war, und fand es ziemlich wahrscheinlich. »Erinnerst du dich, *warum* wir gedacht haben, es wäre im Tempel?«

Lauren runzelte die Stirn. »Nun, ich erinnere mich

daran, dass wir den Krater erstiegen und den Tempel gesehen haben. Daraufhin haben wir vermutet, dass die Lage des Tempels zur Trajektorie des NRI passt. Ergo war das Götzenbild im Tempel.«

»Stimmt«, sagte Race. »Das haben wir gedacht. Und genau da haben wir falsch gelegen.«

Sie kehrten in die Zitadelle zurück.

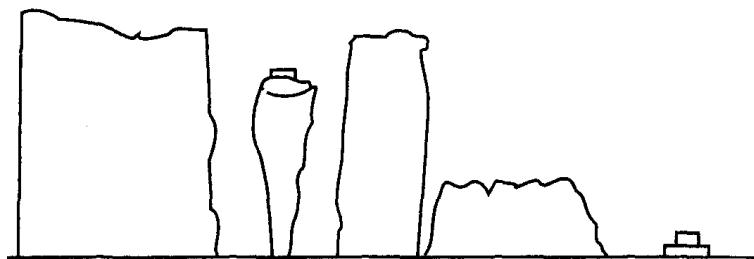
Race holte einen Kugelschreiber und ein Blatt Papier aus dem Geländefahrzeug, das noch immer vor dem Eingang zur Zitadelle parkte.

»Copeland«, sagte er zu dem großen, humorlosen Wissenschaftler. »Glauben Sie, Sie können in diesem ganzen Wust an technologischer Ausrüstung einen normalen Taschenrechner auftreiben?«

Copeland fand einen in einem der amerikanischen Behälter und reichte ihn Race.

»Also gut«, sagte der und wartete, bis die anderen sich um ihn geschart hatten.

Sie sahen ihm zu, wie er etwas auf das Blatt Papier zeichnete.

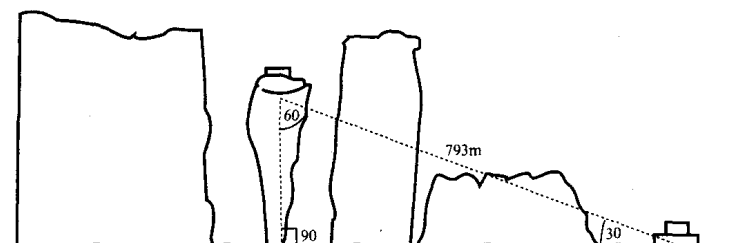




»Also«, sagte er. »Das ist eine Skizze von Vilcafor und dem Plateau im Westen, von der Seite gesehen. Okay?«

»Okay«, erwiderte Lauren.

Race zog einige Linien über die Zeichnung.



»Und das haben wir gestern aus den Anzeigen abgeleitet, die wir vom Nukleotid-Resonanz-Imager erhalten haben. 793 Meter zum Götzenbild. Neigungswinkel 29 Grad, 58 Minuten – zur Vereinfachung benutze ich dreißig Grad. Der springende Punkt ist, als wir den Krater hinaufgestiegen sind und den Tempel vor uns gesehen haben, da haben wir sofort gedacht, dass der Tempel der Anzeige entspricht. Stimmt's?«

»Stimmt«, bestätigte Nash.

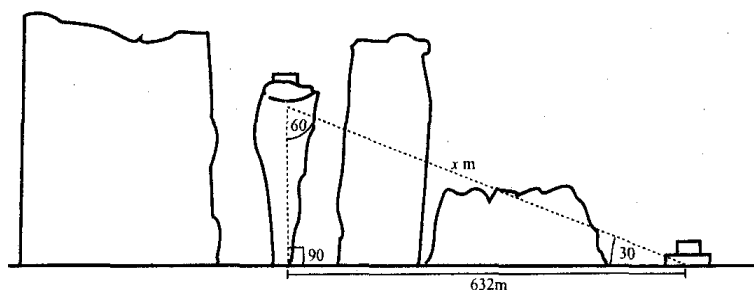
»Wir haben falsch gedacht«, meinte Race. »Erinnern Sie sich daran, was Lauren von ihrem Digitalkompass abgelesen hat?«

»Dunkel«, sagte Nash.

»Nun, ich weiß es noch genau. Als wir auf gleicher Höhe mit dem Felsenturm an der äußeren Kante der Hängebrücke standen, hat Lauren gesagt, dass wir genau 632 Meter horizontal vom Ort entfernt waren.«

Er fügte eine weitere Linie hinzu und veränderte die

Beschriftung »793 m« an der Hypotenuse – der längsten Seite des Dreiecks – zu » $x$  m«.



»Erinnert sich irgendwer an den Trigonometrie-Unterricht in der Schule?«, fragte er. Alle theoretischen Physiker zuckten verschämt die Schultern. »Trigonometrie ist ganz gewiss keine Kernphysik«, meinte Race, »aber ein bisschen von Nutzen ist sie schon.«

»Oh, ich seh's ...«, sagte Doogie auf einmal aus dem Hintergrund der kleinen Schar um Race. Die anderen erkannten es ganz eindeutig nicht.

»Wendet man einfache Trigonometrie an«, sagte Race, »so kann man, wenn man den Winkel eines rechtwinkligen Dreiecks sowie die Länge eines seiner Seiten kennt, die Längen der anderen beiden Seiten über Sinus, Kosinus und Tangens ermitteln.

Wisst ihr noch, was der Satz des Pythagoras ist? Der Sinus eines Winkels entspricht der Länge der dem Winkel *gegenüberliegenden* Kathete dividiert durch die Länge der Hypotenuse. Der Kosinus entspricht der Länge der dem Winkel *anliegenden* Kathete dividiert durch die Hypotenuse.

In unserem Beispiel benutzen wir, um  $x$  zu finden – die Entfernung zwischen uns und dem Tempel –, den Kosinus von dreißig Grad.« Daraufhin schrieb Race:

$$\cos 30^\circ = 632/x$$

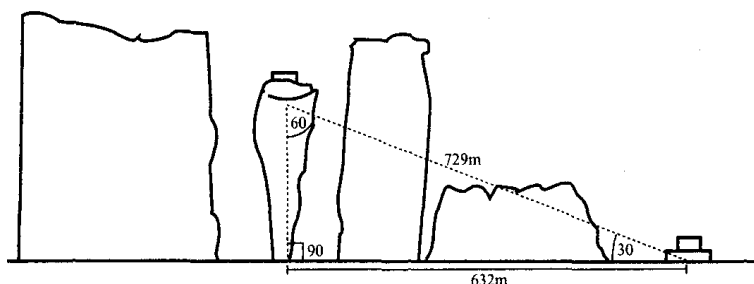
»Daraus folgt«, sagte er:

$$x = 632/\cos 30^\circ$$

Er drückte einige Zahlen auf dem Taschenrechner, den Copeland ihm gereicht hatte.

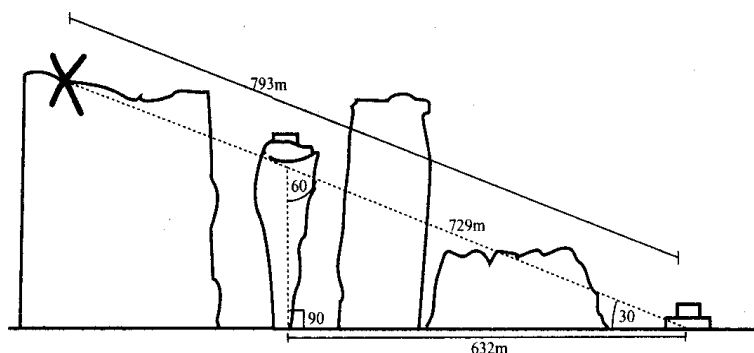
»Nun ist, diesem Taschenrechner zufolge, der Kosinus von dreißig Grad gleich 0,866. Was heißt, dass  $x$  gleich 632 dividiert durch 0,866 ist. Und das ist ... 729.«

Race kritzelte fieberhaft die entsprechende Zahl hin. Lauren beobachtete ihn erstaunt. Renée strahlte über das ganze Gesicht.



»Sieht jemand das Problem?«, fragte Race.  
Alle schwiegen.

Race fügte seiner Zeichnung ein letztes Mal etwas hinzu und schloss mit einem üppigen »X«.



»Wir haben einen Fehler begangen«, sagte er. »Aufgrund seiner Höhe vermuteten wir, dass der *Tempel* 793 Meter vom Ort entfernt ist und dass sich deswegen das Götzenbild im Innern befindet. Es war eine gute Annahme, aber leider falsch. Das echte Götzenbild liegt gar nicht im Tempel. Es ist *jenseits* davon, irgendwo auf dem Plateau.«

»Aber wo?«, fragte Nash.

»Ich könnte mir vorstellen«, entgegnete Race, »dass das Götzenbild in dem Dorf der Eingeborenen zu finden ist, die die Hängebrücke am Felsenturm errichtet haben. Im Besitz jenes Stammes, der unsere deutschen Freunde angegriffen hat, als sie den Tempel öffnen wollten.«

\* \* \*

»ABER WAS IST mit dem Manuskript?«, fragte Nash.  
 »Ich habe gedacht, darin steht, dass *beide* Götzenbilder im Tempel seien.«

»Das Manuskript erzählt nicht die ganze Geschichte«, erwiderte Race. »Ich kann lediglich vermuten, dass Alberto Santiago das Ende etwas zurechtgebogen hat, damit niemand, der es später liest, den wahren Aufenthaltsort des Götzenbildes erfährt.«

Race hielt das Blatt mit seiner Zeichnung hoch. »*Da* ist das Götzenbild. Das NRI sagt es, ebenso die Mathematik.«

Nachdenklich schürzte Nash die Lippen. Daraufhin meinte er: »Na gut. Dann holen wir es uns.«

Die beiden Affen, die Race und die anderen am Fluss gefangen hatten, hatten sie freudig – vielleicht auch wütend – mit einem großzügigen Vorrat an Urin versorgt. Urin, den die beiden kreischenden Primaten über sämtliche Plastikbeutel verspritzt hatten, die Race in den Kisten ausgelegt hatte.

Einfach ausgedrückt, stank Affenurin. Der scharfe, faulige Geruch nach Ammoniak legte sich über die Zitadelle. Kein Wunder, dass die Rapas einen großen Bogen darum machten, dachte Race, als er und die anderen sich mit der warmen, stinkenden Flüssigkeit einrieben.

Anschließend verteilte Van Lewen Waffen. Da er, und Doogie die einzigen verbliebenen Green Berets waren – soweit sie wussten, befand sich Buzz Cochrane noch oben auf der Kuppe des Felsenturms –, nahmen sie die beiden G-11 an sich. Nash, Race und Renée bekamen die M-16, komplett mit Greifhaken.

Race, der noch immer die schwarze Schutzweste der

Nazis und die blaue Baseballkappe trug, hängte sich den Greifhaken an den Gürtel.

Copeland und Lauren bekamen SIG-Sauer-P228-Halbautomatik-Pistolen. Krauss und Gaby, die einfachen Wissenschaftler, blieben unbewaffnet.

Sobald alle bereit waren, trat Van Lewen durch die Tür der Zitadelle in das Geländefahrzeug. Daraufhin ging er in das Heck des Fahrzeugs und öffnete die Luke.

Als Erstes kam sein G-11 heraus.

Dann schob sich Van Lewen langsam durch die offene Luke und musterte das Gelände. Er bekam große Augen.

Das achträdrige Fahrzeug war von Rapas *umzingelt*.

Die Schwänze an den gewaltigen Körpern peitschten hin und her. Die gelben Augen bohrten sich hart und kalt in die seinen.

Van Lewen zählte zwölf Großkatzen, die auf der Straße standen und ihn beobachteten.

Dann schnaubte plötzlich die nächststehende Katze – sie roch den Urin – und wich zurück.

Eine nach der anderen taten die übrigen es ihr nach. Sie entfernten sich von dem gepanzerten Fahrzeug und bildeten einen weiten Kreis darum.

Van Lewen trat mit erhobenem Gewehr auf die Straße. Die anderen, darunter Race, folgten ihm.

Wie alle bewegte er sich langsam, vorsichtig, den Finger am Abzug des M-16. Er starrte die Katzen an.

Es war eine wahrlich bizarre Situation, eine Art gegenseitiges In-Schach-Halten. Menschen, bewaffnet mit

Gewehren, und Katzen, bewaffnet mit blanker, natürlicher Aggressivität. Trotz ihrer Gewehre und Pistolen würden die Rapas sie leicht niedermachen, wenn sie es wagten, einen Schuss abzufeuern.

Aber die Katzen griffen nicht an.

Es war, als wären die Menschen durch eine unsichtbare Mauer vor ihnen geschützt, die die Rapas einfach nicht überqueren wollten. Vielmehr begleiteten sie Race und die anderen in sicherer Entfernung zum Flusspfad.

*Mein Gott, sind die riesig!*, dachte Race, während er durch die Reihen gewaltiger schwarzer Katzen schritt.

Als er sie das letzte Mal aus solcher Nähe gesehen hatte, war das auf der anderen Seite der Fenster des Humvees gewesen. Jetzt, da ihn keine Fenster oder Türen von ihnen trennten, wirkten sie doppelt so groß. Er hörte sie atmen. Es war genau, wie Alberto Santiago es beschrieben hatte – ein tief in der Brust liegendes Stöhnen, wie bei einem Pferd. Der Laut, den ein mächtiges Tier ausstieß.

»Warum erschießen wir sie nicht einfach?«, flüsterte Copeland.

»Damit wäre ich nicht so rasch bei der Hand«, entgegnete Van Lewen. »Im Augenblick ist ihr Abscheu vor dem Affenurin größer als ihr Verlangen zu töten. Wenn wir das Feuer auf sie eröffnen, wird ihr Verlangen *zu überleben* wahrscheinlich ihren Abscheu vor dem Affenurin überwältigen.«

Die neun gingen den Flusspfad entlang zu dem schmalen Spalt im Plateau und die Rapas folgten ihnen in einiger Entfernung.

Am Grund des Kraters kamen sie wieder heraus und erblickten den seichten Tümpel, aus dessen Mitte der Felsenturm in die Höhe stieg, sowie den schmalen, jedoch unglaublich hohen Wasserfall, der in der südwestlichen Ecke des Canons herabstürzte.

Endlich regnete es einmal nicht und der Vollmond schien mit aller Macht auf den Krater hinab und badete ihn in einem geheimnisvollen blauen Licht.

Angeführt von Van Lewen stiegen sie den spiralförmig verlaufenden Pfad in die Nacht hinauf.

Die Rapas schlichen hinter ihnen her. Mit ihren dunklen schwarzen Köpfen und den hoch aufgerichteten, spitzen Ohren wirkten sie wie Dämonen aus der Hölle, bereit, Race und seine Gefährten in die Tiefen der Erde zu ziehen, sollte einer von ihnen einen Schritt falsch setzen. Doch sie hielten Distanz, abgestoßen vom Gestank des Affenurins.

Schließlich erreichte die Gruppe die beiden Stützpfeiler, die einstmals die Hängebrücke gehalten hatten.

Die Brücke selbst lag jetzt flach an der Wand des Felsenturms auf der anderen Seite des Abgrunds an, genau so, wie die Nazis sie zurückgelassen hatten.

Race sah zur Kuppe des Felsenturms hinüber. Buzz Cochrane war nirgendwo zu entdecken.

Dann führte Van Lewen sie weiter, statt zum Felsenturm hinüberzugehen – was sie im Augenblick sowieso nicht hätten tun können.

Der Weg verlief an dem dünnen Wasserfall in der südwestlichen Ecke vorbei, ehe er nach einem steilen Anstieg den Rand des Kraters erreichte.



Von dort aus blickte Race nach Westen – und sah die majestätischen Gipfel der Anden, dunkle, dreieckige Schatten vor dem nächtlichen Himmel. Links lag der kleine Fluss, der den Wasserfall speiste, und an dessen Ufern verlief ein Abschnitt dichten Regenwalds.

Ein schmaler Trampelpfad – durch ständigen Gebrauch entstanden und weniger absichtlich angelegt – führte in das dichte grüne Laubwerk hinein.

Doch Race' Aufmerksamkeit erregte etwas anderes, das zu beiden Seiten des schmalen Pfades stand: zwei in den Schlamm getriebene Holzstangen.

Denn auf jeder Stange steckte ein abschreckend wirkender Schädel.

Race überlief eine Gänsehaut, als er mit seiner auf dem Gewehrlauf montierten Lampe dorthin leuchtete.

Die Schädel wirkten grauenerregend – ein Effekt, der durch die reichlichen Überreste von frischem Blut und verfaulendem Fleisch, das an den Seiten herabbaumelte, verstärkt wurde. Er war darüber hinaus seltsam geformt und ganz bestimmt nicht menschlich.

Vielmehr waren beide Schädel merkwürdig gestreckt, hatten scharfe Hundezähne, Nasenflügel in Gestalt eines umgekehrten Dreiecks und große Augenhöhlen.

Race schluckte heftig.

Das waren Schädel von *Großkatzen*.

Rapaschädel.

\* \* \*

»EIN PRIMITIVES ›Eintritt verboten‹-Schild«, meinte Krauss angesichts der beiden verrotteten, aufgespießten Schädel.

»Ich glaube nicht, dass das für *Menschen* gilt«, sagte Gaby Lopez, die an einem der Schädel schnüffelte. »Sie sind mit Affenurin getränkt. Sie sollen die Katzen fern halten.«

Van Lewen ging weiter in das dichte Laubwerk hinein. Race und die Übrigen folgten ihm, geführt von den Strahlen ihrer Taschenlampen.

Etwa dreißig Meter jenseits der beiden Schädel erreichten Van Lewen und Race einen breiten Graben, ähnlich dem um Vilcafor.

Die einzigen Unterschiede zwischen den beiden Gräben bestanden zum einen darin, dass dieser Graben nicht trocken, sondern vielmehr mit Wasser gefüllt war, dessen Oberfläche etwa fünf Meter unterhalb des Rands lag. Außerdem war er von einer Familie sehr großer Kaimane bevölkert.

»Prächtig«, sagte Race mit einem Blick auf die großen Reptilien. »Schon wieder Kaimane.«

»Ein weiterer Verteidigungsmechanismus?«, fragte Renée.

»Kaimane sind die einzigen Lebewesen in dieser Gegend mit der wenn auch nur geringen Chance, einen Rapa im Kampf zu besiegen«, sagte Krauss. »Primitive Stämme haben keine Gewehre oder Stolperdrähte, also suchen sie nach anderen Methoden, ihre Tierfeinde in Schach zu halten.«

Jenseits dieses Grabens – völlig davon umschlossen –

erblickte Race einen weiteren Abschnitt niedrigen Blattwerks. Dahinter lag eine kleine Ansammlung von Strohhütten, die sich unter eine Gruppe hoher Bäume drängten.

Es war eine Art Dorf.

Die kurze Strecke von Laubwerk zwischen dem Dorf und dem Graben verlieh den primitiven Hütten einen wunderlichen, fast mystischen Anschein. Einige Fackeln brannten auf hohen Stöcken und badeten den kleinen Ort in einem unheimlichen, orangefarbenen Licht. Ansonsten erschien das Dorf jedoch völlig verlassen.

Ein Zweig knackte.

Race fuhr herum und sah das Rudel Rapas etwa zehn Meter hinter seiner Gruppe auf dem Trampelpfad stehen – beobachtend, abwartend. Irgendwie war es ihnen gelungen, an den uringetränkten Schädeln vorüberzukommen.

Eine schmale Bohlenbrücke lag auf der Dorfseite des Grabens. An einem Ende war ein Seil befestigt, das über den Graben bis auf Race' Seite lief, wo es an einem Pfahl im Boden verknotet war. Die Anlage war ähnlich wie bei der Hängebrücke unten am Felsenturm.

Van Lewen und Doogie zogen die Bohlenbrücke so zurecht, dass sie den Graben überspannte. Sie gingen hinüber.

Sobald alle die Brücke überquert hatten, holten Van Lewen und Doogie sie rasch auf die Dorfseite des Grabens zurück, damit die Rapas ihnen nicht folgen konnten.

Sie betraten eine weite, dorfplatzähnliche Lichtung

und ließen die Strahlen ihrer Taschenlampen über die Strohhöhlen und hohen Bäume kreisen, die um den öden, staubigen Platz standen.

Am nördlichen Ende befand sich ein Bambuskäfig, dessen vier Ecken aus dicken Stämmen gefertigt waren. Hinter dem Käfig – in die schlammige Wand des Grabens geschnitten – lag eine große Grube von etwa zehn Metern Durchmesser und fünf Metern Tiefe. Ein Bambusgitter trennte sie vom Graben.

Im Zentrum des Dorfplatzes jedoch stand der fesselndste Gegenstand.

Es war eine Art Schrein, ein großes, altarähnliches Gebilde, das aus dem Stamm des umfangreichsten Baums im Dorf geschnitzt worden war.

Es wies Unmengen von kleinen und großen Nischen auf. Darin erblickte Race eine Sammlung von Relikten, die wahrhaft spektakulär waren: eine goldene, mit Saphiren verzierte Krone, silberne und goldene Stauen von Kriegerinnen und Jungfrauen der Inka, verschiedene steinerne Götzenbilder und einen riesigen Rubin, der bestimmt die Größe einer Männerfaust hatte.

Selbst in dem Halbdunkel glänzte der Schrein, funkelten seine Schätze im Mondlicht. Das dichte Laubwerk der Bäume ringsherum rahmte ihn ein wie Theatervorhänge.

In der Mitte des hölzernen Schreins befand sich die kunstvollste Nische. Sie barg offensichtlich das Herzstück des ganzen Altars. Ein kleiner Vorhang war davor gezogen und versperrte den Blick auf das, was darin lag.

Nash schritt schnurstracks hinüber. Race wusste, was

er dachte. Mit einem scharfen Ruck zog Nash den Vorhang beiseite.

Und sah es. Race erkannte es gleichfalls.

Es war das Götzenbild.

Das *echte* Götzenbild.

Der »*Geist des Volkes*«.

Der Anblick raubte Race den Atem. Merkwürdigerweise kam ihm der Gedanke, was für eine ausgezeichnete Arbeit Bassario mit der Kopie geleistet hatte – sein falsches Götzenbild war eine perfekte Reproduktion. Aber so viel Mühe er sich auch gegeben hatte, er war außerstande gewesen, die *Aura* wiederzugeben, die das echte Götzenbild umgab.

Es war die personifizierte Majestät.

Die Wildheit des Rapakopfs erregte Entsetzen. Das Glitzern des purpurfarbenen und schwarzen Thyriumsteins veranlasste zur Bewunderung. Vor dem schimmernden Götzenbild insgesamt empfand man einzig und allein Ehrfurcht.

Wie bezaubert wollte Nash es herausheben – da erschien eine geschärfte, steinerne Pfeilspitze neben seinem Kopf.

Sie gehörte zu einem sehr wütend aussehenden Eingeborenen, der aus dem vorhanggleichen Laubwerk rechts vom Schrein getreten war. Der Mann hatte den Pfeil auf seinen Langbogen gelegt und dessen Sehne bis ans Ohr zurückgezogen.

Van Lewen machte Anstalten, das G-11 zu heben, aber da wurde der ganze Wald ringsumher lebendig und heraus traten nicht weniger als fünfzig Eingeborene.

Fast alle hatten Pfeil und Bogen – und die Pfeilspitzen waren auf Race und die anderen gerichtet.

\* \* \*

VAN LEWEN HATTE noch immer sein Gewehr angelegt, im Gegensatz zu Doogie, der nur wenige Meter entfernt wie erstarrt dandand.

Ein unbehagliches gegenseitiges Belauern folgte. Van Lewen – mit einem Gewehr bewaffnet, das auf einen Schlag zwanzig Männer töten konnte – gegen etwas über fünfzig Eingeborene mit Pfeil und Bogen, die nur allzu bereit waren, davon Gebrauch zu machen.

*Es sind zu viele*, dachte Race. Selbst wenn Van Lewen es fertig brächte, einige Schüsse abzugeben, hätte das nicht gereicht. Die Eingeborenen würden sie dennoch alle töten, waren sie doch zahlenmäßig haushoch überlegen.

»Van Lewen«, sagte Race. »Nicht ...«

»Sergeant Van Lewen«, sagte Nash, einen Pfeil gleich neben dem Kopf, vom Altar aus. »Senken Sie die Waffe!«

Van Lewen gehorchte. Sogleich nahmen die Eingeborenen den Amerikanern die modernen Waffen ab.

Ein älterer Mann mit langem grauem Bart und runzlicher olivfarbener Haut trat vor. Er machte sich nicht die Mühe, einen Langbogen zu tragen. Offenbar war er das Stammesoberhaupt.

Ein weiterer Mann schritt an seiner Seite und bei dessen Anblick trat ein Ausdruck der Ungläubigkeit auf Race' Gesicht.

Der zweite Mann war kein Eingeborener, sondern ein stämmiger Lateinamerikaner. Er war tief gebräunt und nach Art und Weise der Indios gekleidet, aber sogar die großzügige zeremonielle Bemalung auf dem Gesicht konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass seine Züge eindeutig städtisch waren.

Das Stammesoberhaupt blickte Nash, der vor dem Schrein wie ein Dieb stand, den man mit der Hand in der Börse ertappt hatte, funkelnd an und knurrte etwas in seiner Sprache.

Der Lateinamerikaner an seiner Seite hörte aufmerksam zu und gab dann einen Ratschlag zur Antwort.

»Hrrrrmm«, grunzte der Häuptling.

Race stand gleich neben Renée. Sie waren von fünf Indios mit Pfeil und Bogen umzingelt.

In diesem Augenblick trat seltsamerweise einer der Indios vor und berührte Race an der Wange, als wollte er überprüfen, ob seine weiße Haut echt war.

Ruckartig fuhr Race zurück.

Der Indio kreischte erstaunt, sodass alle sich umwandten. Er eilte zum Oberhaupt und rief: »*Rumaya! Rumaya*«

Der Häuptling kam sogleich zu Race hinüber, den weißen Ratgeber im Schlepptau. Der alte Mann baute sich vor Race auf und taxierte ihn kalt, während der Indio, der Race' Gesicht berührt hatte, auf dessen linkes Auge zeigte und sagte: »*Rumaya. Rumaya.*«

Abrupt fasste das Stammesoberhaupt Race beim Kinn und drehte es hart nach links.

Race leistete keinen Widerstand.

Schweigend musterte der alte Mann sein Gesicht, insbesondere das dreieckige braune Muttermal unter Race' linkem Auge. Daraufhin befeuchtete er seinen Finger mit Speichel und rieb an dem Muttermal, wie um zu prüfen, ob es abginge.

»*Rumaya* ...«, flüsterte er.

Er wandte sich an seinen Ratgeber und sagte etwas auf Quechua. Der Lateinamerikaner flüsterte leise und respektvoll eine Antwort, woraufhin das alte Stammesoberhaupt den Kopf schüttelte und nachdrücklich auf die viereckige Grube in der Wand des Grabens zeigte.

Daraufhin machte er auf dem Absatz kehrt und brüllte seinen Leuten einen Befehl zu.

Rasch drängten die Indios alle außer Race in den Bambuskäfig zwischen den Bäumen.

Race seinerseits wurde auf die schlammige Grube zugeschoben, die an den Graben grenzte.

Der Lateinamerikaner ging neben ihm her.

»Hallo«, sagte er zu Race' völliger Überraschung auf Englisch mit schwerem Akzent.

»Tag auch«, erwiderte Race. »Sie, äh, wollen mir gewiss sagen, was hier los ist?«

»Diese Leute sind direkte Nachkommen eines entlegenen Inkastammes. Ihnen ist aufgefallen, dass Sie das Sonnenzeichen haben, dieses Muttermal da unter Ihrem linken Auge. Sie halten Sie für den zweiten Spross ihres Erlösers, eines Mannes, den sie den Auserwählten nennen. Zunächst jedoch wollen sie Sie prüfen, um sicherzugehen.«

»Wie werden sie mich prüfen?«



»Sie werden Sie in die Grube bringen, das Gatter öffnen, das sie vom Graben trennt, und dann einen der Kaimane zu Ihnen hinschicken. Dann werden sie zusehen, wer die Auseinandersetzung überlebt, Sie oder das Reptil. Sehen Sie, der Prophezeiung zufolge ...«

»Ich weiß«, sagte Race. »Ich habe sie gelesen. Der Prophezeiung zufolge wird der Auserwählte das Sonnenzeichen tragen und imstande sein, mit großen Echsen zu kämpfen und ihren Geist zu retten.«

Der Mann sah Race von der Seite an. »Sind Sie Anthropologe?«

»Sprachwissenschaftler. Ich habe das Santiago-Manuskript gelesen.«

Der andere runzelte die Stirn. »Sie sind auf der Suche nach dem ›Geist des Volkes‹?«

»Ich nicht. Die da«, erwiderte Race und nickte zu Nash und den anderen hinüber, die gerade in den Bambuskäfig gesetzt wurden.

»Aber warum? Finanziell gesehen ist er völlig wertlos ...«

»Er ist aus einem Meteoriten geschnitzt«, entgegnete Race. »Und jetzt haben sie herausgefunden, dass dieser Meteorit aus einer sehr speziellen Gesteinsart bestand.«

»Oh«, meinte der Mann.

»Wer sind Sie eigentlich?«, fragte Race.

»Oh, ja, tut mir Leid. Ich habe völlig vergessen, mich vorzustellen.« Der Mann richtete sich auf. »Mein Name ist Dr. Miguel Moros Marquez. Ich bin Anthropologe an der Universität von Peru und habe die letzten neun Jahre bei diesem Stamm verbracht.«

EINE MINUTE SPÄTER wurde Race einen schmalen, gewundenen Pfad hinabgeschoben, der in den Schlamm hinunterführte.

Zu beiden Seiten war der Weg von hohen Erdwällen begrenzt und er endete an einem kleinen, hölzernen Gatter. Sobald Race dort eintraf, glitt es nach oben – zwei Indios, die zu ebener Erde standen, zogen es hoch –, und er trat zögernd in die Grube hinaus, die an den von Kaimanen verseuchten Graben grenzte.

Von der Form her war sie etwa viereckig und sie war groß – etwa zehn mal zehn Meter.

An drei Seiten säumten nackte, schlammige Wände die Grube. Die gesamte vierte Wand nahm ein gewaltiges Gatter ein, das aus einem Netzwerk von Bambusstämmen bestand. Dahinter erblickte Race das dunkle Wasser des Grabens.

Um die Angelegenheit noch schlimmer zu machen, war der Boden etwa knietief von schwarzem Wasser bedeckt, das frei durch die Stämme des Bambusgatters hereinschwappte. Wie tief die Grube an anderen Stellen war, war unmöglich zu entscheiden.

*Das ist was Neues, Will. Wie, zum Teufel, hast du dich denn in diese Situation hineingeritten?*

In diesem Augenblick wurde ein rechteckiger Abschnitt des gewaltigen Bambusgatters – sozusagen eine Tür innerhalb des Gatters – von einigen Indios gehoben, die am Rand der Grube standen, und sogleich entstand eine breite Öffnung zwischen der Grube und dem kaimanverseuchten Graben.

Voller Entsetzen sah Race zu, wie das Gatter höher

und höher angehoben und dadurch die Öffnung immer größer wurde. Nach wenigen Augenblicken erreichte es seinen Zenit und blieb stehen. Daraufhin folgte eine lang anhaltende Stille.

Die Dorfbewohner standen jetzt an den Rändern der Grube und schauten hinab. Sie warteten auf die Ankunft der Kaimane.

Race klopfte sich die Taschen nach irgendwelchen brauchbaren Waffen ab. Er trug noch immer seine Jeans und das T-Shirt sowie die Schutzweste, die Uli ihm in der Mine gegeben hatte, dazu natürlich seine Brille und die Yankee-Baseballkappe.

Keine Waffen – außer dem Greifhaken, der an seinem Gürtel hing.

Race nahm ihn in die Hand. Ein Seil war daran befestigt, und im Augenblick waren die vier silbrigen Klauen eingezogen und lagen flach am Griff des Hakens an, wie bei einem geschlossenen Regenschirm.

Sinnierend betrachtete er ihn einen Augenblick lang. Vielleicht konnte er ihn zum Hinausklettern benutzen ...

Da glitt etwas sehr Großes vom Graben her durch das offene Gatter.

Race erstarrte.

Obleich sich volle drei Viertel seines Körpers *unter* Wasser befinden mussten, war es noch immer wahrhaft gewaltig.

Race sah die Nasenlöcher, die Augen und den abgerundeten, gepanzerten Rücken aus dem Wasser ragen – und alles bewegte sich mit derselben Geschwindigkeit, als das große Tier bedrohlich das Wasser durchquerte.

Der lange, schuppige Schwanz schwang hin und her und trieb das Tier voran.

Es war ein Kaiman. Ein riesiger Kaiman.

Wenigstens sechs Meter lang.

Sobald sich das gewaltige Reptil ganz innerhalb der Grube befand, wurde das Bambusgatter dahinter herabgelassen und geschlossen.

Jetzt galt es. Race und der Kaiman.

Eine Kraftprobe.

*Mein Gott ...*

Race wich dem großen Untier zur Seite aus, in eine Ecke der quadratischen Grube, wobei seine Füße durch das knietiefe Wasser klatschten.

Der Kaiman rührte keinen Muskel.

Tatsächlich sah es so aus, als wäre sich die gewaltige, krokodilähnliche Kreatur seiner Anwesenheit überhaupt nicht bewusst.

Race hörte sein Herz laut im Schädel hämmern.

*Poch-poch-poch.*

Der Kaiman rührte sich noch immer nicht.

Race stand wie erstarrt in seiner Ecke.

Dann, plötzlich, ohne Vorwarnung, regte sich der Kaiman.

Aber es war keine rasche Bewegung. Er schoss nicht vor. Auch sprang er Race nicht an. Vielmehr ließ er sich langsam und bedrohlich in das schlammige Wasser hinab.

Race bekam große Augen.

*Verdammt!*

Der Kaiman war völlig untergetaucht! Er sah ihn nicht mehr. In dem sanften blauen Licht des Monds sowie dem flackernden orangefarbenen Schein der Indio-Fackeln war nichts mehr außer den kleinen Wellen auf der Wasseroberfläche zu erkennen.

Stille.

Kleine Wellen klatschten gegen die Erdwände der Grube.

Am ganzen Körper angespannt, wartete Race auf das erneute Auftauchen des Kaimans. Er nahm den stähler-  
nen Greifhaken wie einen Knüppel in die Hand.

Das Wasser war absolut still.

Völliges Schweigen.

Race spürte, wie sich die Furcht in ihm aufbaute.

*Verdammt-verdammt-verdammt-verdammt-  
verdammt-verdammt.*

Er überlegte, wie lange das Reptil unter Wasser bleiben ...

Der Angriff erfolgte von links, gerade als Race nach rechts schaute.

Mit einem lauten Gebrüll explodierte der Kaiman förmlich neben ihm aus dem Wasser. Mit weit aufgesperrtem Maul wälzte er den zwei Tonnen schweren Körper durch die Luft.

Race sah das Reptil augenblicklich, wich reflexartig zur Seite und fiel klatschend ins Wasser, während der Kaiman an ihm vorüberschoss und wieder auf das Schlammwasser knallte.

Mühsam kam Race auf die Beine, fuhr herum und wich erneut aus, als der Kaiman blitzschnell auf ihn zu-

kam und die Kieferknochen mit einem lauten, fleischigen *Watsch!* vor seinem Gesicht zusammenschlugen.

Race war jetzt über und über mit Schlamm bedeckt, aber das war ihm gleichgültig. Er tauchte erneut aus dem Wasser – gleich neben der Erdwand der Grube – und drehte sich gerade rechtzeitig herum, dass er den Kaiman auf sein Gesicht zuschießen sah.

Er duckte sich, ließ sich geradewegs hinfallen, tauchte *unter* die Oberfläche, und der Kaiman fuhr über seine Scheitelspitze hinweg und schlug krachend mit der Schnauze voran gegen die schlammige Wand der Grube.

Unter den Jubelrufen der Indios am Rand der Grube kam Race wieder an die Oberfläche. Er watete nach rechts und fand sich in tieferem Wasser wieder. Jetzt löste er das am Greifhaken angebrachte Seil.

Fünf Meter, nicht gerade lang.

Er stand hüfhtief im Wasser und schaute sich rasch nach dem Kaiman um.

Aber er sah ihn nicht.

Der Kaiman war nirgendwo zu entdecken.

Die Grube schien leer zu sein.

*Er musste wieder untergetaucht sein ...*

*O Scheiße ...*, dachte er.

Plötzlich prallte etwas mit schrecklicher Geschwindigkeit gegen sein Bein und er spürte einen sengenden Schmerz durch seinen Fußknöchel schießen. Dann wurde er ins Wasser gerissen.

Race tauchte unter, öffnete die Augen und sah im tintenschwarzen Wasser, dass der Kaiman seinen linken Fuß im Maul hatte!

Aber er hatte ihn nicht gut zu fassen bekommen und für den Bruchteil einer Sekunde öffnete er das Maul, um besser zuzupacken.

Mehr benötigte Race nicht. Kaum hatte das große Reptil seinen Fuß losgelassen, riss er ihn heraus und der Kiefer des Kaimans schlug über nichts zusammen.

Verzweifelt nach Atem ringend, kam Race an die Oberfläche. Das Seil des Greifhakens schleifte im Wasser nach.

Der Kaiman kam ebenfalls hoch, jagte wild schnappend hinter ihm her, fing die Leine des Greifhakens im Maul auf und biss sie im Nu durch. Dabei verlor Race das Gleichgewicht und fiel unbeholfen ein wenig von dem Reptil entfernt ins seichtere Wasser.

Rasch wandte er sich um und sah genau im gleichen Augenblick den Kaiman von der Seite auf sich zuschießen, die Kieferknochen weit aufgesperrt. Das mit Zähnen gespickte Maul füllte sein Blickfeld aus, und da ihm nichts anderes einfiel, rammte er dem Kaiman einfach den Greifhaken samt rechtem Arm *in den weit aufgerissenen Rachen!*

Die Kieferknochen des großen Reptils krachten auf seinen Arm herab ...

... und im gleichen Moment drückte Race den Knopf am Griff des Greifhakens, der die Haken löste.

In diesem Augenblick, eine Nanosekunde, ehe die rasierrmesserscharfen Zähne des Kaimans über Race' rech-

tem Oberarm zusammenschlugen, sprangen die spitzen Stahlklauen des Greifhakens mit gewaltiger Kraft auf.

Woraufhin der Kopf des Kaimans förmlich explodierte.

Zwei der spitzen Stahlklauen schossen ihm aus den Augenhöhlen und in diesem einen ekligen Moment wurden dem Kaiman beide Augen von innen aus dem Kopf geschlagen und durch rasiermesserscharfe Spitzen ersetzt.

Die anderen beiden Klauen des Greifhakens brachen aus der Unterseite des Kaimankopfs hervor, rissen die weichere Haut dort auf, durchstachen sie mit Leichtigkeit.

Die beiden Klauen, die die Augen des großen Reptils herausgedrückt hatten, mussten bei ihrer Fahrt durch den Schädel des Kaimans dessen Gehirn durchdrungen haben. Daher töteten sie das gewaltige Tier auf der Stelle. Sein Kiefer erstarrte mitten in der Beißbewegung.

Race saß auf dem Boden der Grube und hatte einen gewaltigen, sechs Meter langen Kaiman am rechten Arm hängen.

Die Zähne in dem langen, dreieckigen Mal waren nur Millimeter von seiner Haut entfernt und der riesige schwarze Körper erstreckte sich weit hinaus in die Grube.

Die Eingeborenen am Rand der Grube standen entgeistert und benommen da.

Dann setzte langsam Beifall ein.

Unter dem Jubel der Indios verließ Race die Grube. Sie



schlugen ihm auf den Rücken und lächelten ihm durch schiefe gelbe Zähne zu.

Sogleich wurde der Käfig mit Nash und den anderen geöffnet und wenige Augenblicke später traten sie im Zentrum des Dorfes zu Race.

Van Lewen kam kopfschüttelnd auf ihn zu. »Was, zum Teufel, haben Sie da gerade getan? Wir haben vom Käfig aus überhaupt nichts sehen können.«

»Ich habe eine große Echse getötet«, erwiderte Race schlicht.

Der Anthropologe Marquez kam herüber und lächelte Race an. »Gut gemacht, Sir! Gut gemacht! Wie war gleich noch einmal Ihr Name?«

»William Race.«

»Jubeln Sie, Mr Race! Sie haben sich gerade zu einem Gott gemacht.«

\* \* \*

JOHN-PAUL DEMONACOS Handy klingelte.

Er und der Untersuchungsbeamte der Navy, Mitchell, saßen noch immer im Hauptquartier der DARPA in Virginia. Mitchell nahm gerade selbst einen Anruf entgegen.

»Sie meinen, er ist von Bittiker gekommen ...«, sagte Demonaco in den Apparat. Plötzlich wurde sein Gesicht aschfahl. »Rufen Sie die Polizei in Baltimore an! Die sollen sofort das Sprengkommando rüberschicken. Ich bin da, so schnell ich kann.«

Mitchell kam herüber, als Demonaco abschaltete.

»Das war Aaronson«, sagte der Mann von der Navy.  
»Sie haben gerade die Quartiere der Freiheitskämpfer  
ausgehoben. Nichts drin. Völlig leer.«

»Schon gut«, meinte Demonaco und ging zur Tür.

»Was ist los?«, fragte Mitchell und eilte ihm nach.

»Ich habe gerade einen Anruf von einem meiner Leute  
in Baltimore erhalten. Er sitzt in der Wohnung eines un-  
serer Informanten. Sagt, er hat was ganz Großes.«

Neunzig Minuten später trafen Demonaco und Mitchell  
an einer verfallenen alten Lagerhalle im Gewerbegebiet  
von Baltimore ein.

Drei Polizeiwagen, ein paar unscheinbare beigefarben  
Buicks vom FBI sowie ein großer marineblauer Laster  
der Navy mit der Aufschrift »SPRENGKOMMANDO«  
an der Seite parkten bereits vor dem Gebäude.

Demonaco und Mitchell betraten die Lagerhalle und  
stiegen einige Stufen empor.

»Das hier gehört einem Knaben namens Wilbur Francis  
James, besser bekannt als ›Bluey‹«, erklärte der FBI-  
Beamte. »Er war mal Funker bei der Army, ist aber ent-  
lassen worden, weil er Sachen mitgehen ließ – Frequenz-  
prüfer, M-16. Jetzt ist er ein Schmalspurgauner, der als  
Verbindungsglied zwischen den Texanern und gewissen  
kriminellen Elementen dient, die sie mit Waffen und In-  
formationen versorgen. Vor einigen Monaten haben wir  
ihn mit drei Kanistern geklautem VX-Nervengas erwischt,  
aber wir haben beschlossen, von einer Anklage abzuse-  
hen, wenn er uns bei der Informationsbeschaffung behilf-  
lich ist. In dieser Hinsicht ist er sehr zuverlässig gewesen.«

Auf der obersten Etage der Lagerhalle betraten sie eine kleine, voll gestopfte Wohnung, die von zwei Polizisten aus Baltimore bewacht wurde. Sie war heruntergekommen, hatte feuchte Dielenbretter und die Tapete löste sich von den Wänden.

Demonaco wurde von einem jungen schwarzen Beamten namens Hanson sowie dem Leiter des Sprengkommandos der Polizei von Baltimore begrüßt, einem kleinen, vierschrötigen Mann mit Namen Barker.

Bluey James selbst saß mit verschränkten Armen in einer Ecke des Raums. Trotzig nuckelte er an einer Zigarette. Er war ein kleiner, unrasierter Zwerg mit braunen Rastasträhnen und einem schmutzigen Hawaiihemd. An den Füßen trug er Sandalen – mit Socken.

»Was haben Sie?«, fragte Demonaco Hanson.

»Bei unserem Eintreffen haben wir nichts gefunden«, erwiderte der junge Beamte und beäugte Bluey James geringschätzig. »Aber eine genauere Durchsuchung hat das hier zutage gefördert.«

Hanson reichte Demonaco ein Päckchen von der Größe eines kleinen Buches. Es war in braunes Papier gewickelt und ungeöffnet. Dabei lag ein gewöhnlicher weißer Umschlag, der geöffnet worden war.

»War hinter einem falschen Wandpaneel versteckt«, sagte Hanson.

Demonaco wandte sich an Bluey. »Wie einfallsreich«, meinte er. »Du musst auf deine alten Tage schon ein bisschen cleverer werden, Bluey.«

»Fick dich ins Knie!«

»Durchleuchtet?«, fragte Demonaco Barker.

»Ist sauber«, erwiderte der Mann vom Sprengkommando. »Den Anzeigen zufolge sieht es aus wie eine CD oder so was.«

Bluey James schnaubte. »Ich hab nicht gewusst, dass es in diesem verdammten Land ein Verbrechen ist, wenn sich ein Mann eine CD kauft. Obgleich es vielleicht eines sein *sollte* bei dem Scheiß, den du hörst, Demonaco.«

»Was, dir gefällt ›Achy Breaky Heart‹ nicht?«, fragte Demonaco. Er betrachtete den weißen Umschlag und zog ein Blatt Papier heraus. Darauf stand:

WENN WIR DAS THYRIUM HABEN, WERDE  
ICH KONTAKT MIT DIR AUFNEHMEN. NACH-  
DEM DU MEINEN ANRUF ERHALTEN HAST,  
SCHICK DEN INHALT DIESER CD PER E-MAIL  
AN JEDE DER FOLGENDEN ORGANISATIO-  
NEN.

BITTIKER

Es folgte eine Liste mit etwa einem Dutzend Namen und Anschriften, und zwar alles Fernsehnetzwerke oder -kanäle – CNN, ABC, NBC, CBS, FOX.

Demonaco drehte das Päckchen in dem braunen Papier in den Händen. Was konnte Earl Bittiker allen größeren Fernsehnetzwerken im Land per E-Mail zuschicken wollen?

Er riss das Päckchen auf.

Und hatte eine silbern schimmernde CD vor sich.

Als Erstes fiel ihm auf, dass es keine gewöhnliche CD war.

Es war eine V-CD – eine Video-Compactdisc.

Er drehte sich um. »Bluey, was, zum Teufel, ist das?«

»The Best of Billy Ray Cyrus«. Nur für dich, Arschloch.«

»He, Demonaco«, meinte Mitchell und nickte zu einem V-CD-Player drüben neben Blueys Trinitron-Fernsehgerät hinüber. Gleich daneben stand ein schwarzer IBM-Computer. Die drei Gegenstände wirkten in der ansonsten so heruntergekommenen Wohnung völlig fehl am Platz.

Demonaco schob die CD in den V-CD-Player und drückte auf »PLAY«.

Sogleich erschien auf dem Bildschirm das Gesicht Earl Bittikers.

Es war ein eingefallenes, hässliches Gesicht, ein böses Gesicht, gezeichnet von Narben und Hass. Bittiker hatte hitzige Züge, strähniges blondes Haar und kalte graue Augen, die nichts außer der Wut zeigten, die dahinter pulsierte. Hinter dem Terroristen sahen Demonaco und Mitchell die Supernova.

Bittiker sprach direkt in die Kamera.

»Menschen der Welt. Mein Name ist Earl Bittiker und ich bin der Antichrist.

Wenn ihr diese Botschaft vernehmt, seid ihr dabei zu sterben. Heute, genau um zwölf Uhr mittags Eastern Standard Time, werdet ihr durch eine Waffe getötet, die von euren Steuergeldern erschaffen worden ist. Eine Waffe, die in wenigen Stunden diese ganze böse Welt dorthin schicken wird, wohin sie gehört.

Ihr Menschen – ich habe nichts gegen euch persönlich. Aber ich hasse die Welt, die ihr bewohnt – sie hat

es nicht verdient, weiter zu existieren. Sie ist ein kranker Hund, der eingeschläfert werden muss.

Ihr Regierungen der Welt – ihr seid schuld am gegenwärtigen Zustand. Kommunisten, Kapitalisten und Faschisten gleichermaßen, ihr alle werdet fett, während die von euch regierten Menschen verhungern. Ihr alle werdet reich, während sie verarmen. Ihr lebt in Prunkvillen, sie darben in Ghettos.

Die menschliche Natur besteht im Verlangen des einen, über den anderen zu herrschen. Es tritt in vielen Verkleidungen auf, in vielerlei Gestalten – von Schreibtischpolitik bis hin zu ethnischer Säuberung –, und wird von uns allen gleichermaßen ausgeübt, vom untersten Vorarbeiter bis hin zum obersten Machthaber der Vereinigten Staaten. Aber in seinem Charakter bleibt es sich gleich. Es geht um *Macht* und *Herrschaft*. Das ist das Krebsleiden dieser Welt und dieser Wucherung muss jetzt ein Ende gesetzt werden.

An die Fernsehnetzwerke, die diese Botschaft erhalten. Nehmen Sie Kontakt zur Navy oder zur Defense Advanced Research Projects Agency auf und fragen Sie nach, was mit deren Supernova geschehen ist. Fragen Sie nach Existenz und Zweck. Fragen Sie nach den siebzehn Wachleuten, die vor zwei Tagen gestorben sind, als meine Männer das Hauptquartier der DARPA in Virginia überfallen haben. Ich bin mir sicher, dass Sie niemand von diesem Vorfall informiert hat, denn so arbeiten die Regierungen heutzutage. Anschließend fragen Sie Ihre Regierung, ob *dies*« – er zeigte auf den Apparat hinter sich – »das ist, wonach sie suchen.«

Bittiker starrte in die Kamera.

»Menschen der Welt, ich verlange nichts von euch. Ich verlange kein Lösegeld. Ich möchte nicht, dass politische Gefangene aus ihren Zellen befreit werden. Es gibt *keine* Möglichkeit, mich daran zu hindern, diesen Apparat zu zünden. Jetzt nicht. Niemals mehr. Ihr könnt dieses Ereignis nicht mehr aufhalten. Heute Mittag um zwölf Uhr werden wir alle gemeinsam zum Teufel gehen.«

Auf dem Bildschirm erschien Schnee.

Ein langes Schweigen folgte, währenddessen ein jeder zu verdauen suchte, was Bittiker gerade gesagt hatte. Sogar Bluey James war völlig verblüfft.

»Verdammte Scheiße ...«, fluchte er.

»Sehr schlau«, meinte Demonaco. »Er hat nur die Uhrzeit der Zündung festgelegt. Zwölf Uhr mittags. Jetzt muss er lediglich das Thyrium finden, sich mit Bluey in Verbindung setzen, und sein Plan geht auf.«

Er wandte sich an Mitchell. »Ich glaube, wir haben gerade Ihre Supernova gefunden, Commander.« Dann sagte er zu Bluey: »Ich vermute, dass du diesen Anruf noch nicht erhalten hast?«

»Was meinst denn du, Arschgesicht?«

»Was weißt du von der Sache, Bluey?«, fragte Demonaco in einem anderen Tonfall.

»Was ich immer weiß, Mann. Einen Scheißdreck.«

»Wenn du mir nicht auf der Stelle was flüsterst, werde ich dich wegen Anstiftung und Beihilfe zum Mord an siebzehn Wachleuten einer Bundesbehörde ...«

»He, Mann, hast du nicht zugehört? Die Welt geht vor die Hunde. Was zählt da jetzt noch Beihilfe und Anstiftung?«

»Vermutlich hängt alles davon ab, auf wen du bei diesem kleinen Wettstreit setzt – auf uns oder auf Bittiker.«

»Auf Bittiker«, sagte Bluey ausdruckslos.

»Dann sieht es so aus, als müsstest du deine letzten paar Stunden auf dieser Erde im Gefängnis verbringen«, sagte Demonaco und nickte den beiden Polizisten an der Tür zu. »Bringt dieses kleine Wiesel weg.«

Die beiden Polizisten packten Bluey an den Armen.

»He, jetzt warte doch mal 'ne verdammte Minute!«, sagte Bluey.

»Tut mir Leid, Bluey.«

»Also gut, Mann, hör zu ... Ich habe nichts mit irgendwelchen Morden zu tun, ja? Ich bin bloß der Zwischenträger. Ich handle in Bittikers *Auftrag*. Wie ein Anwalt. Was, wie ich vielleicht erwähnen sollte, in letzter Zeit nicht so ganz einfach gewesen ist, da er allmählich völlig abgedreht ist.«

»Er ist völlig abgedreht?« Demonaco winkte die beiden Polizisten beiseite.

»Das kann man wohl sagen. Wo bist du denn gewesen, Mann? Zunächst lässt er 'ne ganze Bande beschissener Japse den Texanern beitreten. Japse, Mann! Beschissene Japse! Du hättest diese kleinen Arschgeigen mal sehen müssen. Beschissene Kamikazes. Sind von irgend so einer durchgeknallten Sekte in Japan. Wollen die Welt vernichten und all so 'n Scheiß. Aber Earl, er meint, das gefällt



ihm, was die zu sagen haben, und er lässt sie in die Bewegung rein. Aber dann – *verdammt* –, dann geht er hin und macht das Seltsamste von allem. Er geht hin und verbündet sich mit den beschissenen Freiheitskämpfern.«

»Was?«

»Er will an ihr technisches Know-how rankommen. Wenn du mich fragst, Mann, diese Freiheitskämpfer, das ist 'ne Bande von Schwanzlutschern, aber sie verstehen was von Technologie. Ich mein, Scheißdreck, Botschaften an die Welt auf V-CD. Meinst du etwa, *ich* hab mir diesen Player da besorgt?«

»Die Texaner haben sich mit den Freiheitskämpfern *verbündet*?«, sagte Demonaco. »Heilige Scheiße.«

Bluey quasselte noch immer. »Liegt alles an den Japsen, verstehst du? Seitdem die hier sind, haben sie Earl pausenlos bequatscht. Wenn er die Welt wegpusten will, haben sie gesagt, dann wird er richtig schweres Zeug brauchen. Keine Gewehre und so, sondern *Bomben* und so 'n Scheiß. Atombomben. Und als sie dann diese Sache mit der Supernova spitzgekreigt haben, na ja ...«

Aber Demonaco hörte nicht mehr zu.

Er wandte sich an Mitchell. »Die Texaner haben die Freiheitskämpfer *geschluckt*. Deswegen hat Ihr Boss Aaronson niemanden gefunden. Sie existieren nicht mehr. Mein Gott, kein Wunder, dass sie Wolframgeschosse verwendet haben. Sie haben Zeit geschunden, indem sie eine terroristische Gruppierung gespielt haben, die nicht mehr existiert. Die Texaner und die Freiheitskämpfer haben keinen Grabenkrieg geführt. Sie haben sich *vereinigt* ...«

»Was sagen Sie da?«, fragte Mitchell.

»Ich habe gerade gesagt, dass wir Zeuge der Vereinigung dreier der gefährlichsten Terrororganisationen der Welt geworden sind. Die eine ist eine brillant organisierte Kampfereinheit, die zweite die technologisch vielleicht fortschrittlichste paramilitärische Gruppierung in Amerika und die dritte eine Weltuntergangssekte aus Japan.

Wenn Sie das alles zusammenfügen«, sagte Demonaco, »dann haben Sie ein verteufeltes Problem vor sich, weil diese Burschen Ihre Supernova gestohlen haben, und dem Video nach zu urteilen, besorgen sie sich gerade Thyrium.«

\* \* \*

IM WEICHEN LICHT der Morgendämmerung fanden am Fuß der Berge die Vorbereitungen zu einem Festmahl statt.

Nach seinem Sieg über den Kaiman hatte sich Race höflich von den jubelnden Indios verabschiedet und darum gebeten, sich zur Ruhe begeben zu dürfen. Daraufhin war ein gesunder Schlaf gefolgt – meine Güte, er hatte ihn bitter nötig gehabt! Immerhin waren fast 36 Stunden vergangen, seit er zuletzt geschlafen hatte, und dementsprechend erwachte er erst kurz vor der Morgendämmerung.

Die Tafel, die für ihn angerichtet worden war, wäre eines Königs würdig gewesen. Eine Vielzahl roher Dschungelgerichte, gereicht auf großen grünen Blättern: Wurzeln, Beeren, Mais, sogar etwas rohes Kaimanfleisch. Ein leichter Regen fiel, doch das schien niemanden zu stören.

Race und die Leute von der Army saßen in einem weiten Kreis vor dem Schrein im Dorf und aßen unter dem wachsamen Blick des echten Götzenbildes, das stolz in seiner reich geschmückten hölzernen Nische saß.

Obleich ihnen die Eingeborenen die Waffen zurückgegeben hatten, lag noch immer eine leichte Aura des Argwohns in der Luft. Etwa ein Dutzend mit Pfeil und Bogen bewaffneter Indiokrieger stand bedrohlich außerhalb des Kreises und beobachtete Nash und seine Leute argwöhnisch – wie sie es die ganze Nacht über getan hatten.

Race saß mit dem Oberhaupt des Stammes und dem Anthropologen, Miguel Moros Marquez, zusammen an der Tafel.

»Häuptling Roa würde Ihnen gern seine Dankbarkeit für Ihr Kommen aussprechen«, übersetzte Marquez die Worte des alten Mannes.

Race lächelte. »Aus Dieben in der Nacht sind willkommene Gäste geworden.«

»Haben Sie eine Ahnung«, erwiderte Marquez. »Wenn Sie die Konfrontation mit dem Kaiman nicht überlebt hätten, wären Ihre Freunde den Rapas geopfert worden. Jetzt sonnen sie sich in Ihrem Ruhm.«

»Es sind nicht wirklich meine Freunde«, sagte Race.

Gaby Lopez saß dem kleinen Anthropologen gegenüber und ihre Aufregung darüber, eine lebendige Legende vor sich zu haben, war deutlich zu erkennen. Schließlich war es neun Jahre her, hatte sie Race an ihrem ersten Tag in Peru erzählt, dass Marquez zum Studium primitiver Amazonas-Stämme in den Dschungel gegangen und nie zurückgekehrt war. »Dr. Marquez«, sagte

sie, »erzählen Sie uns doch bitte von diesem Stamm. Ihre Erlebnisse hier müssen faszinierend gewesen sein.«

Marquez lächelte. »Allerdings. Diese Indios sind wirklich bemerkenswerte Leute. Dies ist einer der letzten von der Zivilisation unberührten Stämme in ganz Südamerika. Obgleich sie mir erzählt haben, dass sie seit Jahrhunderten dieses Dorf bewohnen, sind sie wie die meisten anderen Stämme dieser Region Nomaden. Oft zieht das ganze Dorf für sechs Monate oder gar ein ganzes Jahr woandershin – auf der Suche nach Nahrung oder einem wärmeren Klima. Aber sie kehren stets hierher zurück. Sie sagen, sie hätten eine Verbindung zu diesem Gebiet – zu dem Tempel im Krater und den darin lebenden Katzengöttern.«

»Wie sind sie in den Besitz des ›Geistes des Volkes‹ gekommen?«, warf Race ein.

»Bitte, ich verstehe nicht ganz?«

»Dem Santiago-Manuskript zufolge«, sagte Race, »hat Renco Capac mit Hilfe des Götzenbilds die Rapas wieder im Tempel eingeschlossen. Ist allerdings selbst auch darin geblieben. Haben diese Indios irgendwann den Tempel betreten und das Götzenbild herausgeholt?«

Marquez übersetzte dem Indiohäuptling Race' Frage. Das Stammesoberhaupt schüttelte den Kopf und sagte rasch einige Worte auf Quechua.

»Häuptling Roa sagt, dass Prinz Renco ein sehr schlauer und tapferer Mann gewesen ist, wie man vom Auserwählten erwarten sollte. Er sagt gleichfalls, dass die Mitglieder dieses Stammes besonders stolz darauf sind, seine direkten Nachkommen zu sein.«

»Seine direkten Nachkommen«, meinte Race. »Aber

das würde bedeuten, dass Renco den Tempel wieder verlassen hat ...«

»Genau«, erwiderte Marquez rätselhaft, die Worte des Häuptlings übersetzend.

»Aber wie?«, fragte Race. »Wie kam er heraus?«

Da bellte der Häuptling einem seiner Indiokrieger einen Befehl zu und der Krieger eilte in eine nahe gelegene Hütte. Augenblicke später kehrte er mit etwas Kleinem in den Händen zurück.

Als der Krieger an der Seite seines Häuptlings eintraf, sah Race, dass der Gegenstand ein kleines, ledergebundenes Notizbuch war. Der Einband wirkte wahrhaft uralt, die Seiten waren jedoch unzerknittert, unberührt.

Das Stammesoberhaupt sprach, Marquez übersetzte.

»Mr Race, Roa sagt, die Antwort auf Ihre Frage liegt in der Konstruktion des Tempels begründet. Nach Rencos und Albertos berühmtem Kampf mit Hernando Pizarro hat Renco den Tempel betreten – *mit* dem Götzenbild, ja. Aber es ist ihm auch gelungen herauszukommen – *mit* dem Götzenbild. Die vollständige Geschichte der Ereignisse, *nachdem* Renco den Tempel betreten hat, enthält dieses Notizbuch.«

Race sah auf das kleine Notizbuch in den Händen des Stammesoberhauptes. Er wollte unbedingt wissen, was darin stand.

Der Häuptling hielt es ihm hin.

»Roa bietet es Ihnen als Geschenk an«, erklärte Marquez. »Schließlich sind Sie seit vierhundert Jahren die erste Person, die durch dieses Dorf kommt und es tatsächlich lesen kann.«

Sogleich öffnete Race das Notizbuch und sah etwa ein halbes Dutzend cremefarbener Seiten, die von oben bis unten in Alberto Santiagos Handschrift beschrieben waren.

Er betrachtete es ehrfürchtig.

Hier war das *wirkliche* Ende von Santiagos Geschichte.

»Ich habe eine Frage«, sagte plötzlich Johann Krauss und beugte sich vor. »Wie konnten die Rapas so lange im Tempel überleben?«

Nachdem er sich mit dem Oberhaupt besprochen hatte, erwiderte Marquez: »Roa sagt, Sie werden die Antwort auf diese Frage in dem Notizbuch finden.«

»Aber ...«, setzte Krauss an.

Roa schnitt ihm mit einem scharfen Aufbellern das Wort ab.

»Roa sagt, Sie werden die Antwort auf Ihre Frage in dem Notizbuch finden«, wiederholte Marquez fest. Während sich Race bei dem Stammesoberhaupt einer offenbar unbeschränkten Gastfreundschaft erfreute, stieß Roas Wohlwollen seinen Gefährten gegenüber anscheinend schnell an Grenzen.

Der Regen fiel jetzt heftiger. Nach wenigen Minuten vernahm Race das Grollen eines fernen Donners. Doogie und Van Lewen wandten sich bei dem Geräusch ebenfalls um.

»Ein Gewitter zieht auf«, meinte Race.

Kopfschüttelnd schaute Doogie zum Himmel auf. Das Grollen wurde lauter.

»Nein, das ist es nicht«, sagte er und hob sein G-11 vom schmutzigen Boden auf.

»Was meinen Sie damit?«

»Das ist kein Donner, Professor.«

»Was ist es dann?«

In diesem Augenblick, und ehe Doogie ihm hätte antworten können, schoss ein gewaltiger Super-Stallion-Helikopter donnernd über sie hinweg.

Dicht darauf folgte ein weiterer, identischer Helikopter, der tief, mit laut hämmernden Rotoren, über das Dorf hereinflog, sodass die Bäume unter dem gewaltigen Fallstrom erzitterten.

Race, Doogie und Van Lewen sprangen auf, gleichzeitig griffen die Indios nach ihren Bogen.

Das Donnern der beiden Super Stallions war ohrenbetäubend, alles übertönend. Plötzlich fielen aus jedem Helikopter acht Strickleitern herab. Innerhalb einer Sekunde rutschten 16 Männer in voller Kampfmontur rasend schnell an den Tauen herunter. Sie hielten Gewehre in den Händen und sahen aus wie bedrohliche Schatten am frühmorgendlichen Himmel.

\* \* \*

DIE GEWEHRE DER Männer, die sich von den Helikoptern abseilten, spuckten Kugeln aus.

Menschen liefen in alle Richtungen davon und suchten Deckung. Die Indios eilten in das Laubwerk, das den Ort umgab, und hoben Pfeile und Bogen auf. Van Lewen und Doogie feuerten mit ihren G-11, während gleichzeitig das Gewehrfeuer von oben den Schlamm rings umher aufriss.

Race fuhr auf und bekam mit, wie Doogie zwei Treffer

ins linke Bein erhielt. Daraufhin wirbelte er herum und sah den deutschen Zoologen Krauss heftig zusammenzucken. Die ganze Vorderseite seines Körpers, Gesicht, Arme, Brustkasten, war zu einer einzigen Masse aus zerfetztem, blutigem Fleisch geworden, aufgerissen von ungefähr einer Million Kugeln eines verheerenden Maschinengewehrfeuers.

Die beiden Super Stallions schwebten in etwa sieben Metern Höhe und bestrichen das Dorf mit dem Feuer aus ihren Bordkanonen. Beim Aufspringen stach Race ein Wort auf der Seite der Hubschrauber ins Auge: NAVY.

*Das war Romanos Team.*

Es war schließlich eingetroffen.

Als er loslief, um Deckung vor den beiden gewaltigen Hubschraubern zu suchen, die bedrohlich über dem Dorf schwebten, schoss ihm ein merkwürdiger Gedanke durch den Kopf.

*Sollte Romano nicht mit drei Super Stallions kommen ...*

Unvermittelt bestrich Gewehrfeuer den Boden und Race flüchtete zu den Bäumen. Unterwegs wandte er sich um und sah Frank Nash vom Schrein weglaufen und in dem Laubwerk dahinter verschwinden, dicht gefolgt von Lauren und Copeland.

Race' Blick konzentrierte sich auf den Altar. Das Götzenbild saß noch stolz in seiner Nische.

Oder?

Während der Boden unter den Geschosseinschlägen explodierte, rannte Race zum Schrein hinüber, riss das Götzenbild aus der Nische und drehte es um.

Ein kreisrunder Abschnitt fehlte in der Basis.



Es war die Fälschung.

»Nein ...«, stöhnte Race.

Gewehrfeuer ertönte aus den Hubschraubern und der von ihren Fallströmen hervorgerufene Sturmwind peitschte ihm wie ein Tornado ins Gesicht.

Durch den gewaltigen Sturm jagte Race Nash und den anderen beiden in das Laubwerk nach.

»Wohin wollen Sie?«, schrie ihm Renée zu, die Deckung hinter einem Baum gesucht hatte.

»Nash hat das Götzenbild«, rief Race zurück. »Das echte ...«

In diesem Augenblick explodierte völlig ohne Vorwarnung einer der großen Super-Stallion-Helikopter mitten in der Luft. Es war eine erschütternde Explosion, gewaltig in ihrer Wucht, und das umso mehr, da sie so unerwartet erfolgte.

Sogleich schaute Race auf und sah den mächtigen Helikopter wie in entsetzlicher Zeitlupe zu Boden stürzen, *direkt auf die Männer – Navy SEALs –, die von ihm herabbingen.*

Sie berührten zuerst den Boden, den Bruchteil einer Sekunde später gefolgt von dem gewaltigen Hubschrauber, der sie auf der Stelle zerquetschte. Dann schlug der Ehrfurcht gebietende Rumpf mit einem schallenden *Wumm!* auf.

Race sah zu dem abgestürzten, brennenden Wrack des Super Stallion hinüber. In der Luft darüber löste sich eine horizontale Rauchfahne langsam auf.

Es war die Hinterlassenschaft einer Luft-Luft-Rakete. Race folgte ihr mit dem Blick bis zu ihrer Quelle.

### *Ein weiterer Helikopter!*

Nur dass dies kein Truppentransporter war wie die beiden Super Stallions, sondern ein Zweimann-Hubschrauber, ein schlanker, jedoch nicht hagerer Kampfvogel mit prismaförmigem Cockpit und umschlossenem Schwanzrotor. Er sah aus wie eine mechanische Gottesanbeterin.

Race wusste nicht, dass er einen AH-66 Comanche vor sich hatte, einen Kampfhubschrauber der US Army der kommenden Generation.

Nashs Luftunterstützung.

Auch sie war endlich eingetroffen.

Hinter dem ersten materialisierte sich im Morgenhimmel ein zweiter Comanche-Kampfhubschrauber und eröffnete das Feuer mit seiner doppelläufigen Gatlingkanone auf den verbliebenen Super Stallion.

Dieser erwiderte das Feuer mit einer Salve aus seinem Maschinengewehr. Damit deckte er die acht SEALs, die noch immer an ihren Leinen hingen.

Der erste SEAL berührte nun den Boden – und im selben Moment klatschte ihm ein Pfeil direkt in die Stirn und warf ihn von den Beinen.

Die übrigen sieben SEALs rutschten weiter ihre Leinen herab. Zwei wurden unterwegs von Pfeilen getroffen. Die anderen liefen gleich los, nachdem sie unten angekommen waren.

Ihr Super Stallion steckte ganz schön in Schwierigkeiten. Er drehte sich um die eigene Achse und stellte sich den beiden Comanches der Army entgegen, die ihn beschossen.

Plötzlich schoss mit einem *Wuschschsch!* eine Sidewinder-Rakete unter dem seitlich angebrachten Schacht des Super Stallion hervor. Sie zog eine perfekte horizontale Spur durch die Luft, ehe sie rasend schnell in das Cockpit eines der Comanches einschlug und den Kampfhubschrauber augenblicklich in einer gewaltigen Explosion vom Himmel fegte.

Aber es war ein Pyrrhussieg, der nichts weiter brachte, als dass er das Schicksal des Super Stallion besiegelte. Denn noch war ein Comanche übrig.

Kaum hatte der erste Army-Hubschrauber einen Treffer erhalten, da wendete der zweite rasch und feuerte seinerseits eine Hellfire-Rakete ab.

Sie schoss mit phänomenaler Geschwindigkeit auf den Super Stallion zu. Innerhalb von Sekunden fand sie ihr Ziel und jagte dem großen Navy-Helikopter mit voller Geschwindigkeit in die Seite.

Sofort barsten die Wände des Super Stallion, spritzten in alle Richtungen davon, und brennende Bruchstücke regneten auf den Boden nieder. Anschließend krachte der gewaltige Navy-Helikopter in die Bäume oberhalb des Dorfes, ein flammendes Wrack.

Nasses Farn schlug Race und Renée hart ins Gesicht, während sie Frank Nash durch das dichte, niedrige Blattwerk zum Süden des Dorfplatzes hinterherjagten.

Unterwegs kamen sie an Van Lewen vorüber. Er stand hinter einer der Hütten und feuerte mit seinem G-11 auf drei der fünf Navy-SEALs, die den Abstieg vom zweiten Super Stallion überlebt hatten.

Er hielt das Gewehr tief, versuchte zu verwunden,

nicht zu töten. Immerhin waren es seine Landsleute, und nachdem Renée im Flugzeug berichtet hatte, dass Frank Nash und die Army die Navy aushebeln wollten, waren ihm bezüglich seiner Verbündeten doch Zweifel gekommen. Er wollte keine Männer töten, die wie er selbst Frontschweine waren und lediglich Befehlen folgten. Es sei denn, er wäre dazu gezwungen.

Die drei SEALs hatten sich hinter einige Bäume in der Nähe des Schreins gekauert. Ihre MP-5 erwiesen sich, wenn zugleich abgefeuert, dem einsamen G-11 als ebenbürtig. Dann hörte das Feuer der SEALs abrupt auf, als sie von einer Gruppe Indios mit Äxten, Pfeilen, Stöcken und Knüppeln überwältigt wurden.

Van Lewen zuckte zusammen.

»Was macht *ihr* denn?«, schrie er, als er Race und Renée an sich vorüberrennen sah.

»Wir verfolgen Nash! Er hat das echte Götzenbild gestohlen!«

»Er hat *was* ...?«

Aber Race und Renée liefen bereits unter die Bäume weiter. Van Lewen folgte ihnen.

Gaby Lopez rannte gleichfalls. Nur rannte sie um ihr Leben.

Gleich beim Auftauchen der Navy Super Stallions war sie hinter die Bäume gelaufen. Aber sie hatte die falsche Richtung eingeschlagen. Alle anderen waren nach Süden gerannt, während sie sich nach Norden gewandt hatte, und jetzt jagte sie durch brusthohes Laubwerk zum nordöstlichen Rand des oberen Dorfes, und zwar allein.

Sie hielt den Körper tief und versuchte verzweifelt, den Kugeln auszuweichen, die gegen die Zweige über ihr klatschten.

Die beiden verbliebenen Navy-SEALs rannten irgendwo hinter ihr geräuschvoll durch das Unterholz und feuerten unablässig mit ihren MP-5.

Gaby sah sich beim Laufen voller Furcht nach ihren Verfolgern um. Als sie sich ein weiteres Mal umdrehte, gab der Boden unter ihr unvermutet nach.

Sie fiel wie ein Stein.

Eine Sekunde später schlug sie auf dem Wasser auf.

Überall schlammiges Nass. Nachdem es sich beruhigt hatte, öffnete Gaby die Augen und entdeckte, dass sie mit dem Hintern in dem Graben saß, der das obere Dorf umgab! Rasch sprang sie auf und merkte, dass sie in einem Abschnitt mit knöcheltiefem Wasser stand.

Plötzlich überfiel sie ein Gedanke: *Kaimane*.

Verzweifelt sah sie sich um. Der Graben war in etwa kreisförmig und bog in beiden Richtungen wie eine Straße ab, die um eine Kurve verschwand. Die nackten, schlammigen Wände ragten gut und gern drei Meter in die Höhe.

Plötzlich riss automatisches Maschinengewehrfeuer das Wasser auf. Instinktiv ließ sich Gaby nach vorn fallen. Die Kugeln pfiffen über sie hinweg und klatschten in die Erdwände des Grabens.

Dann vernahm sie weiteres Gewehrfeuer. Es hörte sich anders an, stammte von einem G-11. Sogleich verstummte das erste und alles war still. Noch immer lag Gaby auf der Brust in dem seichten Wasser des Grabens.

Stille folgte. Nach wenigen Sekunden hob sie vorsichtig den Kopf.

Und fand sich vor dem grinsenden Gesicht eines Kaimans wieder.

Gaby erstarrte.

Der Kaiman lag im Schlamm und beobachtete sie, während sein Schwanz langsam hin und her schlug. Er hatte sie. Sie war sein.

Dann griff das riesige Reptil mit einem lauten, ächzenden Gebrüll an, bleckte wild die Zähne, sprang ...

*Klatsch!* ... etwas landete direkt auf dem Kaiman. Gaby wusste nicht, was es war. Es hatte wie ein Tier ausgesehen und jetzt wälzte es sich mit dem Reptil im Schlamm und Wasser umher, dass es nur so spritzte.

Als ihr aufging, was das Tier war, fiel ihr die Kinnlade herab.

Es war ein Mann. Ein Mann in Kampfmontur. Er war vom Rand des Grabens herabgesprungen und hatte den Kaiman im gleichen Augenblick angegriffen, als er Gaby angesprungen hatte.

Die beiden wälzten sich im Zweikampf herum. Das Reptil bockte und schnappte und der Mann holte keuchend Luft, wann immer es möglich war.

Da sah Gaby, wer es war.

*Doogie.*

Doogie und der Kaiman kämpften, wälzten sich, rangen, knurrten und zappelten. Der Kaiman schnappte wild nach dem verwundeten Green Beret, während dieser verzweifelt versuchte, dem Reptil die Schnauze zuzuhalt-

ten, wie er es als Kind bei Alligatorkämpfern gesehen hatte.

Zwar hatte er noch sein G-11, aber es war nutzlos – die Munition war ihm ausgegangen. Mit seinen letzten paar Kugeln hatte er widerstrebend die beiden Navy SEALs niedergeschossen, die auf Gaby gefeuert hatten. Als dann der Kaiman vor ihr aufgetaucht war, hatte er das Einzige getan, was ihm eingefallen war – er war auf das Reptil gesprungen.

In diesem Moment riss der Kaiman die Schnauze aus Doogies Griff und warf sich mit weit aufgesperrtem Maul auf seinen Kopf. Aus schierer Verzweiflung schwang Doogie das G-11 herum und klemmte es dem großen Krokodil ins Maul, ohne weiter darüber nachzudenken, sodass es direkt vor seinem Gesicht sperrangelweit aufstand!

Der Kaiman ächzte überrascht.

Sein Maul stand weit offen, wie die Motorhaube eines Autos. Er konnte es nicht mehr schließen!

Doogie packte die Gelegenheit beim Schopf und zog rasch sein Bowiemesser aus der Scheide. Der Kaiman stand blöde vor ihm.

Doogie versuchte, hinter das große Reptil zu kommen, sodass er ihm das Messer in den Schädel treiben und es dadurch töten könnte, aber der Kaiman sah seine Bewegung, drehte sich rasch zur Seite, rannte in ihn hinein, warf ihn um und schickte ihn klatschend ins schlammige Wasser.

Daraufhin stapfte das Reptil heran und setzte die stämmigen Vorderpfoten auf Doogies Beine, sodass sie in den Schlamm einsanken.

»*Aaahhh!*«, kreischte Doogie, als der Kaiman sich mit seinem ganzen Gewicht auf seine Schienbeine legte. Das große Reptil tat einen weiteren langsamen Schritt und trat auf seinen verwundeten linken Oberschenkel. Doogie brüllte vor Schmerz, während seine Beine tiefer in den Schlamm sanken.

Das Maul des Kaimans stand gähmend weit offen, direkt vor seinem Gesicht, einen halben Meter vor seiner Nase, festgehalten von seinem G-11.

*Scheiß drauf*, dachte Doogie und mit einer raschen Bewegung griff er tief in das gewaltige Maul des Kaimans und klemmte sein Bowiemesser senkrecht hinter das G-11, sodass der Knauf auf der Zunge des Kaimans saß und die Klinge oben am Gaumen des großen Untiers ruhte.

»Friss das!«, sagte Doogie und fegte dem riesigen Reptil mit einer Armbewegung das G-11 aus dem Maul.

Die Reaktion erfolgte unmittelbar.

Ohne das Gewehr klappte das gewaltige Maul des Kaimans rasend schnell zusammen und der Unterkiefer schob das Bowiemesser durch den Gaumen direkt in das Gehirn des Reptils.

Die blutbeschmierte Messerklinge brach aus dem gewaltigen Kopf hervor und der Körper des Kaimans erschlaffte augenblicklich, während alles Leben aus ihm entwich.

Einen Augenblick lang starrte Doogie ihn an, erstaunt darüber, was er gerade getan hatte. Das gewaltige Tier stand noch immer halb auf ihm. Es stöhnte unwillkürlich und stieß große Mengen Luft aus, die es nicht mehr benötigte.

»Meine Güte ...«, ächzte Doogie.



Daraufhin schüttelte er den Kopf, zog sich unter dem Untier hervor und krabbelte zu Gaby, die noch immer im Schlamm lag, völlig verblüfft von seinem Akt der Ritterlichkeit.

»Kommen Sie«, sagte er und nahm ihre Hand. »Hau-  
en wir ab.«

\* \* \*

FRANK NASH RANNT durch das dichte Laub zwischen dem unteren Dorf und dem Krater, das Götzenbild wie einen Football unter den Arm geklemmt.

Lauren und Copeland folgten ihm, in den Händen SIG-Sauer-Pistolen.

Inmitten des Durcheinanders während des Luftan-  
griffs auf das obere Dorf hatten er, Lauren und Cope-  
land rasch eine der Bohlenbrücken über den Graben ge-  
legt und waren in das dichte Unterholz gejagt.

»Nash hier! Nash hier!«, schrie er beim Laufen in  
sein Kehlkopfmikrofon. »Luftteam, bitte kommen!«

Er blickte hinter sich zum Himmel auf und sah den  
zweiten Comanche-Helikopter der Army über den rau-  
chenden Überresten des Dorfes schweben. Dahinter er-  
kannte er einen weiteren Hubschrauber, einen dritten  
Helikopter, der fatter und gedrungener war als der Co-  
manche. Es war ein Black Hawk II, der dritte Hubschrau-  
ber der Army.

»Colonel Nash – hier Captain Hank Thompson –  
verstehe Sie«, sagte eine von statischem Rauschen unter-  
legte Stimme über seinen Ohrhörer. »Tut mir Leid – so

*lange gebraucht – habe. Ihr Signal verloren – in einem elektrischen Gewitter vergangene Nacht ...«*

»Thompson, wir haben die Beute. Ich wiederhole, wir haben die Beute. Ich bin zurzeit etwa fünfzig Meter östlich des Dorfes, laufe auf den Krater zu. Sie müssen mich auf der Stelle rausholen.«

*»Negativ, Colonel – kann hier oben nirgendwo landen – zu viele – Bäume.«*

»Dann treffen wir uns unten im anderen Dorf«, schrie Nash. »Dem mit der Zitadelle. Halten Sie sich einfach östlich, fliegen Sie über den Krater und schauen Sie nach unten. Sie können es nicht verfehlen. Da ist jede Menge Platz zum Landen.«

*»Verstanden, Colonel – bis gleich.«*

Sofort schwenkten die beiden verbliebenen Hubschrauber der Army ab und flogen donnernd über Nashs Kopf hinweg auf Vilcafor zu.

Keine Minute später erreichten Nash, Lauren und Copeland den Krater und eilten den spiralförmig verlaufenden Pfad hinab.

Race, Renée und Van Lewen jagten durch das dichte Laub zwischen dem oberen Dorf und dem Krater, verfolgten Nash und das Götzenbild.

Die Rapas waren nirgendwo zu erblicken.

Sie mussten sich bei Anbruch der Dämmerung in die Tiefen des Kraters zurückgezogen haben, dachte Race. Er hoffte inbrünstig, dass der Affenurin an seinem Körper immer noch wirkte.

Alle drei erreichten den Pfad am Krater.

Als Race, Renée und Van Lewen den Pfad noch hinab-liefen, trafen Nash, Lauren und Copeland an dessen Ba-sis ein.

Sie erreichten den Spalt und rannten hindurch, wobei sie bei jedem Schritt Wasser hochtraten. Sie bemerkten die dunklen Katzenköpfe nicht, die sich träge aus dem seichten See hoben.

Die drei stürmten auf den Flusspfad, wo sie von ei-nem dünnen, morgendlichen Dunst begrüßt wurden, aber sie hielten sich nicht damit auf, ihn zu bewundern. Sie rannten einfach weiter auf Vilcafor und die dröhnenden Hubschrauber zu.

Weitere Minuten verstrichen. Sie erreichten den Gra-ben an der westlichen Seite des Dorfes.

Und hielten inne.

Blieben wie angewurzelt stehen.

Vor ihnen, in Vilcafors Zentrum, stand eine Gruppe von etwa einem Dutzend Männer und Frauen, um deren Füße sich der weiche Dunst kräuselte. Alle hielten die Hände hinter dem Kopf verschränkt und rührten sich nicht, ungeachtet des *Wapp-Wapp-Wapp* der Helikop-terrotoren, das die morgendliche Luft erfüllte.

Einige von ihnen waren Navy-SEALs in vollständiger Kampfmontur. Aber sie waren entwaffnet worden. An-dere trugen blaue Navy-Uniformen oder gewöhnliche Zivilkleidung – die Wissenschaftler der DARPA.

Dann sah Nash ihren Helikopter. Er stand hinter der kleinen Gruppe von Menschen.

Ein einsamer Super Stallion.

Er hockte schweigend, reglos im Zentrum des Dorfes,

die sieben Rotorblätter völlig still. Das Wort NAVY stand in fetten weißen Buchstaben auf seiner Seite.

Dann schaute er nach oben, suchte nach der Quelle des lauten Wummerns, das die Luft über dem Dorf erfüllte.

Und sah sie.

Die beiden Helikopter der Army, den Comanche und den Black Hawk TT, die er vom oberen Dorf herabgeschickt hatte. Sie schwebten über Vilcafor und hielten die Gatlingkanonen mit den Zwillingsläufen sowie die Furcht erregenden Raketenschächte direkt auf das unseelige Navy-DARPA-Team am Boden gerichtet.

\* \* \*

EIN PAAR MINUTEN später traten Race und die anderen aus dem Wald hervor.

Als sie die Hauptstraße von Vilcafor erreichten, waren die beiden Hubschrauber der Army bereits gelandet und Nash stolzierte wie ein Pfau vor den Leuten der Navy einher. Er hielt das schimmernde Götzenbild in der einen und eine silberne SIG-Sauer-Pistole in der anderen Hand.

Die Besatzungen der Army-Hubschrauber – alles in allem sechs Männer, zwei aus dem Comanche, vier aus dem Black Hawk – hielten M-16-Gewehre auf die Navy- und DARPA-Leute gerichtet.

»Ah, Professor Race, nett, dass Sie zu uns stoßen«, sagte Nash, als er Race und die anderen auf die Hauptstraße treten und die seltsame Mischung aus Navy-

Männern und Zivilisten anstarren sah, die mit hinter dem Kopf verschränkten Händen dastanden.

Race gab Nash keine Antwort. Sein Blick glitt über die etwa ein Dutzend Menschen. Er suchte jemanden.

Wenn das Romanos Team war, überlegte er, das *echte* Supernova-Team, dann war vielleicht ...

Er erstarrte.

Erkannte ihn.

Einen Mann, einen Zivilisten inmitten der Navy-Männer, der gewöhnliche Wanderkleidung und Wanderstiefel trug. Trotz der Tatsache, dass er ihn seit beinahe zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte, erkannte Race die dunklen Augenbrauen und die gekrümmten Schultern auf der Stelle.

Er hatte seinen Bruder vor sich.

\* \* \*

»MARTY ...«, flüsterte Race.

»Professor Race ...«, sagte Nash.

Race beachtete ihn nicht. Er schritt zu seinem Bruder hinüber. Sie standen voreinander – umarmten sich nicht –, zwei Brüder, doch zwei sehr unterschiedliche Männer.

Race sah übel zugerichtet aus – er war schlammbespritzt und stank nach Affenurin, während Marty perfekt frisiert und seine Kleidung peinlich sauber war. Er sah Race mit großen Augen an – die dreckige Kleidung, die zerknitterte, schmutzige Kappe –, als wäre er eine Kreatur aus einem Horrorstreifen.

Marty war kleiner, stämmiger, und während Race'

Züge immer einen offenen, gelassenen Ausdruck zeigten, war Martys Gesicht zu einem toderntesten Stirnrunzeln erstarrt.

»Will ...«, sagte Marty.

»Marty, tut mir Leid. Das habe ich nicht gewusst. Sie haben mich angelogen, damit ich mitkomme. Sie haben gesagt, sie sind von der DARPA und kennen dich und ...«

Unvermittelt verstummte Race, weil er ein weiteres Mitglied des Navy-Teams wiedererkannte.

Er runzelte die Stirn.

Es war Ed Devereux.

Devereux war ein kleiner Schwarzer mit Brille, einundvierzig Jahre alt und einer der angesehensten Professoren für Alte Sprachen in Harvard. Manche behaupteten, er sei der beste Lateinkenner der Welt. Im Augenblick stand er stumm in der Reihe von Navy- und DARPA-Leuten, ein großes, ledergebundenes Buch unter dem Arm. Race vermutete, dass es die Navy-Kopie des Manuskripts war.

In diesem Augenblick fiel Race seine Begegnung mit Frank Nash in seinem Büro vor zwei Tagen ein. Da hatte er dem Colonel gegenüber geäußert, er solle sich lieber an Devereux wenden, weil der Harvard-Professor bedeutend besser in mittelalterlichem Latein sei als er.

Jetzt begriff Race, weshalb Nash darauf bestanden hatte, *ihn* mitzunehmen.

Weil Devereux bereits in Beschlag genommen war. Vom echten DARPA-Team.

»Sie kommen hier nie lebend raus, Nash«, sagte einer der älteren DARPA-Männer. Er hatte einen völlig kah-

len Kopf und benahm sich wie jemand, der das Sagen hatte – Dr. Julius Romano.

»Wie kommen Sie darauf?«, fragte Nash.

»Der Streitkräfte-Ausschuss wird von dieser Sache Wind bekommen«, erwiderte Romano. »Die Supernova ist ein Projekt der Navy. Sie haben hier nichts zu suchen.«

»Die Supernova ist seit dem Augenblick kein Projekt der Navy mehr, als sie vor zwei Tagen aus dem DARPA-Hauptquartier gestohlen wurde«, sagte Nash. »Was bedeutet, dass jetzt die *Army* die einzige militärische Abteilung der Vereinigten Staaten ist, die über eine Supernova verfügt.«

»Ihr Schweinehunde ...«, fluchte Romano.

In diesem Moment explodierte sein Kopf – platzte wie eine Tomate. Blutfontänen spritzten in alle Richtungen. Den Bruchteil einer Sekunde später fiel sein Körper zu Boden, schlaff, leblos, tot.

Beim Knall des Schusses fuhr Race herum. Er sah Nash vor sich, die SIG-Sauer-Pistole noch immer ausgestreckt von sich haltend. Nash ging einen Schritt weiter an der Reihe von Navy- und DARPA-Leuten entlang und hob dem nächsten die Pistole an den Kopf.

*Bumm!*

Die Waffe ging los, der Mann fiel um.

»Was *tun* Sie da!«, schrie Race.

»*Colonel!*«, rief Van Lewen ungläubig und wollte sein G-11 heben.

Aber er hatte kaum zu der Bewegung angesetzt, da tauchte eine weitere silbrige SIG-Sauer an *seinem* Kopf auf. An deren anderem Ende stand Troy Copeland.

»Lassen Sie das Gewehr fallen, Sergeant!«, befahl Copeland.

Mit zusammengebißenem Zähen ließ Van Lewen das G-11 los und funkelte den Wissenschaftler an.

Lauren hielt Renée auf die gleiche Weise in Schach.

Völlig durcheinander fuhr Race herum und wollte Marty ins Auge sehen, doch sein Bruder am Ende der Reihe starrte bloß stoisch vor sich hin. Seine einzige Regung war ein Blinzeln bei jedem Schuss.

»Colonel, das ist Mord«, sagte Van Lewen.

Nash stellte sich vor einen weiteren Navy-Mann und hob die Pistole.

*Bumm!*

»Nein«, meinte er. »Es ist bloß ein Prozess der natürlichen Auslese. Überleben des Tauglichsten.«

Nash erreichte Ed Devereux.

Der Harvard-Professor stand bebend vor ihm. Die Augen hinter der Brille mit Drahtbügelgestell waren groß geworden und er zitterte vor Furcht am ganzen Leib. Nash hob die SIG an den Kopf des kleinen Mannes.

»Nein ...!«, kreischte Devereux.

*Bumm!*

Der Schrei endete jäh und Devereux brach tot am Boden zusammen.

Race konnte nicht fassen, was hier geschah. Amerikaner brachten Amerikaner um. Es war ein Albtraum. Er zuckte zusammen, als er Devereux tot zu Boden stürzen sah.

Da fiel sein Blick auf das ledergebundene Buch, das



Devereux festgehalten hatte. Es lag aufgeschlagen im Schlamm und zeigte eine Reihe alter Blätter voller mittelalterlicher Ornamentkunst und Kalligraphie.

Es war das Santiago-Manuskript.

Oder vielmehr, korrigierte sich Race, die teilweise vollendete *Kopie* des Manuskripts, die ein anderer Mönch dreißig Jahre nach Alberto Santiagos Tod im Jahre 1599 angefertigt hatte.

»Colonel, was um Gottes willen tun Sie da?«, fragte Race.

»Ich eliminiere lediglich die Mitstreiter, Professor Race.«

Langsam schritt Nash die Reihe der Männer und Frauen ab und erschoss gelassen einen nach dem anderen aus nächster Nähe. Sein Blick war hart, kalt, bar jeglicher Emotion, während er völlig nüchtern seine Feinde – seine amerikanischen Landsleute! – exekutierte.

Einige der Navy-DARPA-Leute begannen zu beten, als Nash seine Pistole auf sie richtete. Ein paar der Zivilisten schluchzten. Race, ohne eine Möglichkeit, dem Morden ein Ende zu setzen, bemerkte, dass Renée Tränen in die Augen stiegen, während sie den furchtbaren Hinrichtungen zusah.

Bald war nur noch ein Mann übrig – der letzte in der Reihe.

Marty.

Race sah nur zu, wie Nash sich vor seinen Bruder stellte. Er fühlte sich völlig hilflos, ohnmächtig, außerstande, Marty beizustehen.

Aber merkwürdigerweise senkte Nash die Pistole. Er

wandte sich an Race und ließ ihn nicht aus den Augen, als er sagte: »Lauren, würden Sie mir bitte den Laptop aus dem Geländefahrzeug holen?«

Verwirrt runzelte Race die Stirn.

*Was, zum Teufel ...?*

Lauren eilte zum Geländefahrzeug, das noch immer vor der Zitadelle parkte. Eine Minute später kehrte sie mit Nashs Laptop zurück. Es war der, den er zu Beginn ihres Abenteuers benutzt hatte. Sie reichte ihn Nash, der ihn seltsamerweise an Race weitergab.

»Schalten Sie ihn ein«, forderte Nash ihn auf.

Race gehorchte.

»Klicken Sie auf ›US ARMY INTERNAL NET‹«, sagte Nash.

Race tat es.

Eine Überschrift erschien auf dem Monitor.

## US ARMY INTERNAL MESSAGE NETWORK

Daraufhin tauchte eine Liste von E-Mails auf.

»Da sollte eine Nachricht mit Ihrem Namen dabei sein. Suchen Sie nach ›Race‹«, wies Nash ihn an.

Race tippte seinen Namen ein und drückte die Suchfunktion. Er überlegte, worauf Nash hinauswollte.

Plötzlich piepte der Computer und zeigte an: »2 NACHRICHTEN GEFUNDEN«.

Die lange Liste von E-Mails verkürzte sich auf zwei.

<u>DATUM</u>	<u>UHRZEIT</u>	<u>BETREFF</u>
3.1.99	1801	SUPERNOVA-MISSION
4.1.99	1635	WILLIAM RACE

»Sehen Sie die mit Ihrem Namen?«, fragte Nash.

Race klickte zweimal darauf. Eine Nachricht erschien auf dem Monitor:

4. JAN 1999 16:35 US ARMY INTERNAL NET 617  
5544 89516-07 NO. 187

Von: Special Projects Division Leader

An: Nash, Frank

Betreff: WILLIAM RACE

Race darf nicht in Cusco zurückbleiben.  
Wiederhole. Race darf nicht in Cusco  
zurückbleiben. Nehmen Sie ihn mit in den  
Dschungel. Sobald Sie das Götzenbild haben,  
liquidieren Sie ihn und lassen seinen  
Leichnam umgehend verschwinden.

GENERAL ARTHUR H. LANCASTER

US Army Special Projects Division Leader

»Ich wollte Sie nur wissen lassen, dass Sie schon längst  
tot sein sollten, Professor Race«, sagte Nash.

Race merkte, wie ihm beim Anblick der E-Mail das  
Blut in den Adern gefror.

Das war ein Todesurteil – *sein* Todesurteil! Eine An-

ordnung des befehlshabenden Generals der Army Special Projects Division mit dem Befehl, ihn umzubringen.

*Mein Gott!*

Er versuchte, Ruhe zu bewahren.

Blickte auf Uhrzeit und Absendedatum.

16.35 Uhr, 4. Januar.

Der Spätnachmittag des Tags, da er New York verlassen hatte.

Dementsprechend musste diese Nachricht eingetroffen sein, während er an Bord des Frachtflugzeugs nach Peru geflogen war.

Der Flug nach Peru.

Meine Güte, er schien jetzt Jahre entfernt zu sein.

Da fiel Race plötzlich ein, dass irgendwann während des Flugs Nashs Laptop einen Ton von sich gegeben hatte. Er erinnerte sich deutlich daran – er hatte gerade die Übersetzung von Nashs Teilkopie des Manuskripts beendet.

Da dämmerte es ihm.

Deswegen hatte Nash ihn nach Vilcafor mitgenommen – trotz seiner Zusage gleich zu Beginn des Unternehmens, dass Race, sollte die Übersetzung vor der Landung fertig sein, das Flugzeug erst gar nicht verlassen müsste. Aber warum?

Weil Nash sich keinen Zeugen leisten konnte.

Da dies eine Geheimmission war – die Army versuchte, die Navy auszustechen –, konnte Nash nicht das Risiko eingehen, einen Zeugen am Leben zu lassen.

»Ich wollte Sie vor zwei Tagen töten«, sagte Nash, »nach dem Öffnen des Tempels. Aber dann ist dieses deutsche BKA-Team auf der Bildfläche erschienen und

hat meine Pläne durchkreuzt. Sie haben den Tempel geöffnet und ... na ja, wer hätte ahnen können, was sie darin finden würden? Aber dann haben wir die fehlenden Teile des Manuskripts erhalten und ich war froh darum, Sie am Leben gelassen zu haben.«

»Das freut mich wirklich«, meinte Race ausdruckslos.

Eher aus Neugier als aus einem anderen Grund und weil er den Computer gerade vor sich hatte, klickte Race zweimal auf die andere Nachricht mit seinem Namen sowie dem Betreff »SUPERNOVA-MISSION«.

Sie erschien auf dem Monitor.

Merkwürdigerweise war es eine Nachricht, die Race bereits ganz zu Anfang der Mission zu Gesicht bekommen hatte, als er mit dem Autokonvoi durch New York gefahren war.

Von: Nash, Frank

An: Alle Cusco-Team-Mitglieder

Betreff: SUPERNOVA-MISSION

So bald wie möglich Kontakt zu Race aufnehmen. Teilnahme entscheidend für den Erfolg der Mission.

Erwartete Ankunft des Pakets morgen,

4. Januar, in Newark um 9.45 Uhr.

Alle Mitglieder haben ihre Ausrüstung bis 9.00 Uhr im Transporter unterzubringen.

Race blickte diese Worte stirnrunzelnd an.

*So bald wie möglich Kontakt zu Race aufnehmen.*

*Teilnahme entscheidend für den Erfolg der Mission.*

Beim ersten Mal hatte Race der Nachricht nicht sonderlich viel Aufmerksamkeit geschenkt. Er war einfach davon ausgegangen, dass sie sich auf ihn bezog – William Race – und dass *er* es war, mit dem sofort Kontakt aufgenommen werden sollte.

Was jedoch, wenn die Army in Wirklichkeit mit *je-mand anderem* Kontakt aufnehmen sollte? Mit einem anderen Race?

Was zu bedeuten hatte, dass Kontakt aufgenommen werden sollte zu ...

Marty.

Entsetzt sah Race vom Computer auf. In diesem Augenblick trat sein Bruder aus der Reihe der toten Navy- und DARPA-Leute heraus und schüttelte Frank Nash die Hand.

»Wie geht's Ihnen, Marty?«, fragte Nash vertraulich.

»Mir geht's gut, Frank. Schön, Sie endlich wiederzusehen.«

Race' Gedanken rasten wie wild.

Sein Blick glitt von Nash und Marty zu den Toten auf der schlammigen Straße und von dort aus zu ...

... der Kopie des Manuskripts, das neben Ed Devereux' Leichnam im Schlamm lag.

Plötzlich schoben sich die Puzzleteilchen zusammen.

Race heftete den Blick auf den verzierten Text, die verblüffende mittelalterliche Kunsthandwerkerarbeit. Genau so hatte die Fotokopie des Santiago-Manuskripts

ausgesehen, das er auf dem Weg nach Peru für Nash übersetzt hatte.

*O nein ...*

»Marty, du hast doch nicht ...«

»Tut mir Leid, dass du in diese Sache hineingezogen worden bist, Will«, sagte Marty.

»Wir mussten irgendwie an eine Kopie des Manuskripts kommen«, meinte Nash. »Meine Güte, als diese Nazis das Kloster in Frankreich überfallen und das echte Manuskript gestohlen haben, da haben sie eine Jagd in Gang gesetzt, von deren Ausmaßen Sie sich überhaupt keine Vorstellung machen können. Auf einmal wollten alle, die im Besitz einer Supernova waren, eine lebende Probe Thyrium bekommen. Es war die einmalige Gelegenheit. Dann haben wir ein DARPA-Gespräch abgehört, in dem von der Existenz einer *zweiten* Kopie des Manuskripts die Rede war. Also haben wir uns von jemandem bei der DARPA eine Kopie davon besorgen lassen – Marty.«

*Aber wie?, überlegte Race. Marty war bei der DARPA, nicht bei der Army. Wo war die Brücke? Wie war Marty mit Nash und dem Army Special Projects verbunden?*

In diesem Augenblick ging Lauren zu Marty hinüber und gab ihm einen leichten Kuss auf die Wange.

*Was, zum ...?*

Da bemerkte Race den Ring an Martys linker Hand.  
Ein Ehering.

Er blickte erneut Lauren und Marty an.

*Nein ...*

Dann vernahm er Laurens Stimme im Kopf: »*Meine erste Ehe hat nicht so ganz hingehauen. Vor kurzem habe ich wieder geheiratet.*«

»Wie ich sehe, hast du meine Frau bereits kennen gelernt, Will«, meinte Marty und trat vor, Lauren an der Hand. »Ich habe dir nie erzählt, dass ich geheiratet habe, oder?«

»Marty ...«

»Erinnerst du dich an unsere Jugend, Will? Du bist immer der Hansdampf in allen Gassen gewesen und ich war der Außenseiter. Der komische Vogel mit den buschigen Augenbrauen und den krummen Schultern, der am Samstagabend daheim blieb, während du mit den Mädchen ausgegangen bist. Aber eine hast du *nicht* gekriegt, stimmt's, Will?«

Race blieb stumm.

»Und wie es aussieht, habe ich sie bekommen«, meinte Marty.

Race hatte es die Sprache verschlagen. War Marty wegen ihrer Jugend so verbittert gewesen, dass er Lauren nachgestellt hatte, nur um es ihm heimzuzahlen?

*Nein. Unmöglich.*

Eine solche Theorie würde *Lauren* jegliche Glaubwürdigkeit absprechen. Sie hätte niemanden gehehelicht, den sie nicht hätte heiraten wollen – was im Klartext bedeutete, sie hätte niemanden gehehelicht, der ihren Karriereambitionen im Weg gestanden hätte.

In diesem Augenblick sah Race plötzlich ein weiteres Bild vor sich:

Lauren und Troy Copeland, die sich vor zwei Näch-



ten in dem Huey wie ein Paar Teenager küssten, ehe sie von Race gestört wurden.

*Lauren hatte eine Affäre mit Copeland.*

»Marty«, sagte er rasch. »Hör mal, sie betrügt dich ...«

»Halt's Maul, Will.«

»Aber Marty ...«

»Ich habe gesagt, *halt's Maul!*«

Race verstummte. Nach einem Augenblick sagte er mit leiser Stimme: »Was hat dir die Army gegeben, dass du die DARPA verkauft hast, Marty?«

»Sie hat mir nicht viel geben müssen«, erwiderte Marty. »Meine Frau hat mich einfach darum gebeten, ihr einen Gefallen zu tun. Und ihr Boss, Colonel Nash, hat mir eine leitende Stellung beim Supernova-Projekt der Army angeboten. Will, ich bin Konstrukteur. Ich entwerfe die Computersysteme, die diese Apparate kontrollieren. Aber bei der DARPA bin ich ein Nichts. Mein ganzes Leben lang, Will – *mein ganzes Leben lang* –, wollte ich lediglich Anerkennung. Daheim, in der Schule, bei der Arbeit. Anerkennung meiner Fähigkeiten. Jetzt endlich werde ich sie bekommen.«

»Marty, bitte, hör mir zu. Vor zwei Nächten habe ich Lauren mit ...«

»Lass es gut sein, Will. Die Show ist vorüber. Tut mir wirklich Leid, dass es so kommen musste, aber es ist so geschehen und ich kann nichts daran ändern. Auf Wiedersehen.«

Bei diesen Worten trat Frank Nash vor Race und ersetzte den Blick auf Marty durch den auf den Lauf der SIG-Sauer.

»Es war mir ein Vergnügen, Professor, ehrlich«, sagte der Colonel und krümmte den Finger um den Abzug.

»Nein«, sagte Van Lewen plötzlich und trat zwischen Race und Nashs Pistole. »Colonel, das kann ich Ihnen nicht gestatten.«

»Aus dem Weg, Sergeant.«

»Nein, Sir. Ich werde nicht aus dem Weg gehen.«

»Gehen Sie verdammt noch mal aus dem Weg!«

Van Lewen richtete sich gerade auf, wich allerdings nicht vom Fleck. »Sir, meine Befehle sind eindeutig. Sie stammen von Ihnen persönlich. Ich soll Professor Race um jeden Preis beschützen.«

»Ihre Befehle haben sich gerade geändert, Sergeant.«

»Nein, Sir. Das haben sie nicht. Wenn Sie Professor Race töten wollen, dann werden Sie zuerst mich töten müssen.«

Einen Augenblick lang schürzte Nash die Lippen.

Dann ging urplötzlich die SIG in seiner Hand los. Van Lewens Kopf explodierte und ein Schauer aus Blut regnete auf Race herab.

Der Leichnam des Green Berets fiel zu Boden wie eine Marionette, deren Fäden gerade durchgeschnitten worden waren. Race starrte den toten Van Lewen an.

Der große, freundliche Sergeant hatte das eigene Leben für das seine hingegeben – hatte an seiner Stelle dem Lauf einer Pistole getrotzt. Jetzt war er tot. Race hatte das Gefühl, sich gleich übergeben zu müssen.

»Sie Schweinehund«, sagte er zu Nash.

Nash richtete seine Pistole wieder auf Race' Gesicht.  
»Diese Mission ist wichtiger als ein Mensch, Professor

Race. Wichtiger als der da, wichtiger als ich und ganz bestimmt wichtiger als Sie.«

Mit diesen Worten zog Nash den Abzug durch.

\* \* \*

Race SAH DEN braunen Blitz an seinem Gesicht vorüberschießen, ehe er auch nur das Zischen vernahm.

Dann, gerade als Nash den Abzug seiner Pistole durchzog, spritzte eine winzige Menge Blut aus dem Unterarm des Army Colonels. Ein primitiver hölzerner Pfeil hatte ihn durchbohrt und seine Pistolenhand zur Seite geschlagen. Die SIG entlud sich, aber der Schuss ging links an Race vorbei. Nash brüllte vor Schmerz auf und ließ die Pistole fallen. Da regnete eine Salve von etwa zwanzig weiteren Pfeilen herab, die zwei Army-Mitglieder auf der Stelle töteten.

Dem Pfeilhagel folgte unmittelbar darauf ein marker-schütterndes Kriegsgeschrei, das wie ein Messer durch die frühmorgendliche Luft schnitt.

Race fuhr herum. Angesichts dessen, was er vor sich hatte, fiel ihm die Kinnlade herab.

Alle Bewohner des oberen Dorfes, zumindest alle Erwachsenen – wenigstens fünfzig –, stürmten unter den Bäumen westlich von Vilcafor hervor. Sie kreischten wild und schwangen jede Waffe, derer sie hatten habhaft werden können – Bogen, Pfeile, Messer, Knüppel. Auf ihren Gesichtern lag eine so erbitterte Wut, wie Race sie noch nie in seinem Leben gesehen hatte.

Der Überfall war geradezu schaudererregend.

Ihre heftige Wut, ihr Zorn war fast greifbar. Frank Nash hatte ihnen das Götzenbild gestohlen und jetzt wollten sie es zurückhaben.

Doch plötzlich ertönte M-16-Gewehrfeuer irgendwo dicht hinter Race.

Ein paar Besatzungsmitglieder der Helikopter hatten das Feuer auf die Indios eröffnet. Fast sogleich wurden vier der Eingeborenen in der vordersten Reihe getroffen. Sie stolperten und stürzten mit dem Gesicht nach unten in den Schlamm.

Aber die Übrigen stürmten weiter heran.

Nash – mit einem Pfeil im rechten Unterarm, an dessen Spitze ein herausgerissenes Stück Fleisch baumelte – machte kehrt, verließ, gefolgt von seinen Leuten, das Dorf und rannte auf die beiden Hubschrauber der Army zu.

Race hatte sich nicht einmal gerührt. Er stand einfach wie festgenagelt mitten auf der Straße und sah benommen auf die heranstürmende Horde.

Da packte ihn plötzlich jemand an der Schulter.

Es war Renée.

»Professor, kommen Sie!«, schrie sie und zog ihn zu dem verlassenen Super Stallion auf der anderen Seite des Dorfes.

Die Leute von der Army erreichten ihre Hubschrauber.

Nash, Lauren, Marty und Copeland sprangen in das Heck des Black Hawk IL Gleichzeitig warfen sich die beiden Besatzungsmitglieder des Hubschraubers in die Sitze von Pilot und Schütze.

Sofort setzten sich die Rotoren des Black Hawk in Bewegung.

Nash blickte zum Heck hinaus und sah Race und Renée zu dem Super Stallion hinüberrennen.

Er schrie dem Schützen, der die Vulcan-Minigun am Heck des Hubschraubers bemannte, zu: »Den Hubschrauber da vernichten!«

Als die Rotoren des Black Hawk II in den Overdrive gingen und der große Helikopter langsam vom Boden abhob, drückte der Kopilot den Abzug und eine Salve blitzendes Maschinengewehrfeuer explodierte aus der Vulcan.

Ein Hagel von Geschossen traf den Super Stallion. Die gepanzerten Wände des Helikopters zierten jäh Tausende von Einschlaglöchern, jedes von der Größe einer Faust.

Kurz bevor Race und Renée den Super Stallion erreichten, explodierte er in einem gewaltigen Feuerball.

Den Bruchteil einer Sekunde, ehe ein Sturm glühend heißen Metalls über ihre Köpfe pfiff und in alle Richtungen davonschoss, warfen sich die beiden zu Boden. Zwei verirrte Splitter fuhren zischend in Renées Schulter. Sie schrie vor Schmerz auf.

»Jetzt knall *sie* ab!«, schrie Nash und zeigte auf Race und die verwundete Renée.

Der Black Hawk II war etwa fünf Meter über dem Boden und erhob sich rasch weiter in den Himmel hinauf. Sogleich wirbelte der Schütze die gewaltige Vulcan herum, zielte auf Race' Schädel und feuerte eine mächtige Salve ab.

*Bumm!*

Der Kopf des Soldaten ruckte heftig zurück. Er war von einer Kugel direkt zwischen die Augen getroffen worden.

Überrascht fuhr Nash herum und suchte den Boden nach der Quelle des Schusses ab, der seinen Mann getötet hatte.

Und sah sie.

Doogie.

Er kauerte auf einem Knie drüben am Graben und hielt eine gestohlene Navy-MP-5 an die Schulter gedrückt, die direkt auf den Black Hawk II gerichtet war! Hinter ihm stand Gaby Lopez.

In diesem Moment gab Doogie einen weiteren Schuss ab, der vom stählernen Dach über Nashs Kopf abprallte.

Woraufhin der Colonel dem Piloten zuschrie: »Bring uns hier raus, verdammt!«

Race hatte den Arm unter Renées gesunde Schulter geschlungen und schleppte sich mit ihr zum Geländefahrzeug.

Die Eingeborenen standen jetzt unter den beiden Helikoptern der Army und schrien wütend auf sie ein. Sie winkten mit ihren Stöcken und feuerten vergebens ihre Pfeile auf die gepanzerte Unterseite der fliegenden Stahltiere ab.

Race sprang auf das Heck des Geländefahrzeugs, riss die kleine, kreisrunde Luke auf und half Renée hinein.

Gerade als er ihr folgen wollte, sah er Doogie und Gaby, wild die Arme schwenkend, über die Hauptstraße

auf sie zukommen. Gaby stützte Doogie, der so rasch wie möglich dahinhumpelte.

Sie erreichten das Geländefahrzeug und kletterten hinauf.

»Was, zum Teufel, geht denn hier ab?«, fragte Doogie zwischen zwei Atemzügen. Race warf einen Blick auf sein blutiges linkes Bein. Eine improvisierte Aderpresse war darum gelegt. »Wir haben gerade noch mitbekommen, wie *der Colonel* Leo in den Kopf geschossen hat, verdammt!« Doogies Gesicht war verzerrt von einer Mischung aus Wut und hilfloser Verwirrung.

»Der Colonel hat jetzt andere Prioritäten«, erwiderte Race bitter. »Wir sind da nicht mehr vorgesehen.«

»Und was tun wir jetzt?«, fragte Doogie.

Race biss sich nachdenklich auf die Lippe.

»Kommt schon«, meinte er. »Rein mit euch. Wir sind noch nicht aus dem Spiel.«

Die beiden Helikopter der Army – der Comanche und der Black Hawk II – stiegen über der Hauptstraße von Vilcafor in den Himmel.

Nash blickte aus der Seitentür seines Hubschraubers auf die wütenden Eingeborenen hinab. Sie schrien, kreischten und schüttelten die Fäuste. Er lachte schnaubend, wandte sich ab und sah durch die vordere Windschutzscheibe hinaus.

Die beiden Helikopter der Army ließen die Baumwipfel unter sich.

Nashs Lächeln erlosch.

In der Luft standen acht Black-Hawk-I-Helikopter,

die seinem ähnlich, jedoch älter waren – ausrangierte Modelle, derer sich die Army vor Jahren entledigt hatte. Alle waren schwarz gespritzt, ohne irgendwelche Kennzeichen, und schwebten bedrohlich in einem 200 Meter weiten Kreis um Vilcafor wie ein Rudel hungriger Schakale, die an der Peripherie der Schlacht darauf warteten, die Überreste einzusammeln.

\* \* \*

PLÖTZLICH STIEG EINE Rauchwolke von einem der ungekennzeichneten Black Hawks hoch. Er hatte eine der Raketen unter seinem Stummelflügel abgefeuert.

Sie schoss schnurstracks auf den Comanche der Army zu, wobei sie eine lange, fingergleiche Rauchspur hinter sich herzog. Der Comanche explodierte und stürzte schwerfällig vom Himmel. Er traf auf eine der Steinhütten an der Hauptstraße von Vilcafor und gleich darauf schlugen Flammen aus dem verkohlten, verdrehten Rumpf.

Race und die anderen in der Zitadelle wollten gerade in das *quenko* hinabsteigen, da hörten sie die Explosion draußen.

Sofort eilten sie in das Geländefahrzeug zurück und spähten durch die schmalen Schlitzfenster hinaus.

Sie sahen das umgekippte, brennende Wrack des Comanche auf einer der kleinen Hütten Vilcafors liegen.

Und sie sahen, dass Nashs Black Hawk II über dem Dorf schwebte und sich nicht zu rühren wagte.



Die Rotoren des schwarzen Black Hawks der Army schlugen rhythmisch, während er vor dem Halbkreis bedrohlicher schwarzer Helikopter still in der Luft stand. Plötzlich scherten zwei der ungekennzeichneten Hubschrauber aus der Formation aus und flogen auf das Dorf zu.

Schwarz gekleidete Soldaten in den Türen eröffneten das Feuer auf die Eingeborenen am Boden und sogleich zerstreuten sich die Indios und verschwanden eilig über die Bohlenbrücken in das dichte Laubwerk.

Aus einem der Hubschrauber ertönte die Stimme eines Mannes über Lautsprecher, der auf Englisch Anweisungen gab.

*»Army Black Hawk. Achtung, unsere Raketen haben Sie im Visier. Landen Sie sofort! Ich wiederhole, landen Sie sofort und halten Sie sich zur Übergabe des Götzenbildes bereit. Wenn Sie nicht sofort landen, werden wir Sie vom Himmel fegen und uns das Götzenbild später aus dem Wrack holen.«*

Nash und Marty wechselten einen Blick.

Ebenso wie Lauren und Copeland.

»Sie lügen nicht, was die Raketen betrifft, Sir«, sagte der Pilot, sich an Nash wendend.

»Bringen Sie uns nach unten«, wies Nash ihn an.

Flankiert von den beiden nicht gekennzeichneten Black Hawks, sank Nashs Hubschrauber langsam zur Erde zurück.

Die drei Helikopter setzten gleichzeitig auf. In dem Augenblick, da die Räder des Hubschraubers der Army

den Schlamm berührten, ertönte erneut die Stimme über den Lautsprecher.

*»Jetzt verlassen Sie mit erhobenen Händen den Helikopter!«*

Nash, Lauren, Copeland und Marty gehorchten, ebenso wie der Pilot.

Aus dem sicheren Geländefahrzeug verfolgten Race und die anderen die Szene ehrfürchtig.

Race war fassungslos. Was er sah, kam ihm wie in der Fabel vor, in der ein größerer Fisch einen kleineren Fisch frisst, nur um selber Augenblicke später von einem noch größeren gefressen zu werden.

Anscheinend war Frank Nash gerade einem noch größeren Fisch in die Quere geraten.

»Wer, zum Teufel, sind diese Knaben?«, fragte Doogie.

»Ich würde mal vermuten«, erwiderte Renée, die sich einen Streifen Verbandmull fest gegen die blutende Schulter drückte, »dass diese Leute für den Einbruch in das Hauptquartier der DARPA vor zwei Tagen verantwortlich sind. Sie wissen schon, als die Supernova der Navy geklaut wurde.«

\* \* \*

EINE HALBE WELT entfernt saßen der FBI-Beamte John-Paul Demonaco und Commander Tom Mitchell in Bluey James' schmuddeliger Wohnung in Baltimore und warteten darauf, dass das Telefon klingelte. Der Anrufer würde Bluey anweisen, die V-CD mit Bittikers Botschaft

an alle TV-Sender zu schicken. Natürlich war Blueys Apparat an eine Abhörvorrichtung des FBI angeschlossen.

An der Tür klopfte es.

Mitchell öffnete. Draußen standen zwei Beamte aus Demonacos Domestic Terrorist Unit – ein Mann und eine Frau, beide jung, knapp über dreißig.

»Was habt ihr rausgekriegt?«, fragte Demonaco.

»Wir haben Henry Norton überprüft«, erwiderte die Beamtin. »Der Knabe, dessen Karten und Codes beim Einbruch benutzt wurden. Unsere eigenen Nachforschungen haben bestätigt, dass er keine bekannten Kontakte zu paramilitärischen Gruppierungen hatte.«

»Mit wem hat er dann also zusammengearbeitet? Wer hätte ihn bei der Eingabe seiner Codes beobachten und diesen an jemanden weitergeben können?«

»Offensichtlich hat er eng mit einem Mann namens Martin Race zusammengearbeitet – Martin Eric Race. Das war einer der DARPA-Leute, die an dem Projekt gearbeitet haben, der Konstrukteur des Zündsystems.«

»Aber den haben wir ebenfalls überprüft«, sagte der Beamte. »Und er ist sauber. Keine Verbindungen zu paramilitärischen Gruppierungen, nicht einmal ein früherer Kontakt zu einer Extremistengruppe. Er ist sogar mit einer hochrangigen Wissenschaftlerin der Army namens Lauren O'Connor verheirat. Technisch gesehen ist sie Major, hat jedoch keinerlei Fronterfahrung. Der Rang ist rein ehrenhalber. Race und O'Connor haben Ende 1997 geheiratet. Keine Kinder. Keine offensichtlichen Eheprobleme. *Aber ...*«

»Aber was?«

»Aber vor genau drei Wochen wurde bei *ihrem* FBI-File die Flagge gehisst. Da wurde sie erwischt, wie sie ein Motel in Giancesville mit diesem Mann verlassen hat.« Der Agent reichte Demonaco die 10x15-Schwarzweißfotografie eines Mannes, der aus einem Motelzimmer kam. »Troy Copeland. Ebenfalls Major bei der Army Special Projects Unit. Anscheinend hat Mrs O'Connor während des letzten Monats eine Affäre mit Mr Copeland gehabt.«

»Und?«, fragte Demonaco erwartungsvoll.

»Copeland hat während des vergangenen Jahres immer wieder unter Überwachung gestanden. Man hatte ihn in Verdacht, Sicherheitscodes der Army an gewisse Milizgruppen weiterzugeben. Eine von ihnen sollte – raten Sie mal – die Republikanische Armee von Texas sein.«

»Da die Affäre jedoch erst einen Monat dauert«, sagte die Beamtin, »ist die DARPA vielleicht noch nicht dahinter gekommen und hat noch keine weiteren Überprüfungen angestellt.«

Demonaco seufzte. »Und die Army und die Navy sind nicht gerade die besten Bettgenossen. Sie ziehen einander seit Jahren den Boden unter den Füßen weg.« Er wandte sich um. »Commander Mitchell?«

»Ja?«

»Hat die *Army* eine Supernova?«

»Sie sollte eigentlich keine haben.«

»Beantworten Sie die Frage.«

»Wir glauben, dass sie an einer arbeiten, ja.«

»Dann ist es möglich«, meinte Demonaco, »dass diese Mrs O'Connor ihren Gatten dazu gekriegt hat, ihr und

der Army geheime DARPA-Codes zu verraten, woraufhin sie die Codes an ihren Geliebten Copeland weiterreichte. Sie wusste allerdings nicht, dass er sie an die Texaner weitergeben würde, oder?»

»Das nehmen wir an«, erwiderte der Beamte.

»Verdammt.«

\* \* \*

MIT DEM »Geist des Volkes« in der Hand verließ Frank Nash zusammen mit Lauren, Marty, Copeland und dem Piloten den Black Hawk II.

Die zwei ungekennzeichneten Black Hawks, die zu beiden Seiten des Army-Hubschraubers gelandet waren, ließen ihre Rotoren weiterlaufen.

»*Entfernen Sie sich vom Helikopter!*«, verlangte die Stimme aus dem Lautsprecher.

Nash und die anderen gehorchten.

Einen Augenblick später raste eine weitere fingerähnliche Rauchspur mit unglaublicher Geschwindigkeit vom Himmel herab. Sie stammte von einem der anderen Black Hawks über dem Dorf, schlug in den Black Hawk II der Army ein und zerfetzte ihn in tausend Stücke.

Nash fuhr zusammen.

Dann herrschte einen Moment lang beinahe Stille. Das einzige Geräusch war das rhythmische *Flapp-Flapp-Flapp* der Rotoren, die sich noch immer auf den beiden ungekennzeichneten Helikoptern drehten.

Nachdem fast eine volle Minute verstrichen war, trat ein Mann aus dem näher stehenden Hubschrauber.

Er trug volle Kampfmontur – Stiefel, Drillich, Tarnanzug – und hielt in der linken Hand eine merkwürdig aussehende, halb automatische Pistole.

Sie war schwarz und beträchtlich größer als die berühmte IMI »Desert Eagle«, die größte serienmäßig gefertigte, halb automatische Pistole der Welt. Diese hier hatte einen klobigen Griff und einen ungewöhnlich langen Schieber, der über die gesamte Länge des Laufs ging.

Nash erkannte sie augenblicklich.

Das war überhaupt keine halb automatische Pistole, sondern eine seltene – und sehr teure – Calico-Pistole, die einzig wahre *automatische* Pistole der Welt. Man drückte den Abzug und ein Strom von Kugeln ergoss sich aus dem Lauf. Wie ein M-16 konnte die Calico entweder so eingestellt werden, dass sie drei kurze Salven hintereinander abgab oder vollautomatisch schoss. Das Ergebnis war allerdings das gleiche. Wenn man jemanden mit einer Calico erschoss, ergab das ganz schön große Löcher.

Der Mann mit der Calico trat zu Nash, während die Soldaten in dem Hubschrauber hinter ihm ihre M-16 auf die anderen gerichtet hielten.

Er streckte die Hand aus.

»Das Götzenbild, bitte«, sagte er.

Nash taxierte ihn einen Augenblick lang. Er war mittleren Alters, dünn, aber mit muskulösen, drahtigen Armen. Er hatte ein eingefallenes, rotes, narbenübersätes Gesicht sowie einen sich lichtenden blonden Haarschopf, der ihm bis zu den Augen reichte. Blaue Augen, die vor Hass überquollen.

Der Colonel reagierte nicht auf die Aufforderung.

In diesem Augenblick hob der Mann seine Calico und öffnete den Schädel des Army-Piloten mit drei Schüssen.

»Das Götzenbild, bitte«, wiederholte er.

Widerstrebend reichte Nash es ihm.

»Vielen Dank, Colonel.«

»Wer sind Sie?«, wollte Nash wissen.

Der Mann legte den Kopf leicht zur Seite. Daraufhin verzog er die Mundwinkel zu einem hämischen Grinsen.

»Mein Name ist Earl Bittiker«, erwiderte er.

»Wer, zum Teufel, ist Earl Bittiker?«, schnaubte Nash.

Sein Gegenüber grinste erneut hochnäsiger.

»Der Mann, der die Welt vernichten wird.«

\* \* \*

RACE, RENÉE, GABY und Doogie spähten durch die Fenster des Geländefahrzeugs auf das Drama, das sich draußen abspielte.

»Woher haben sie den Weg gewusst?«, fragte Renée.  
»Es kann doch nicht *noch* eine Kopie des Manuskripts geben.«

»Nein, gibt es nicht«, erwiderte Race. »Aber ich glaube zu wissen, wie sie hergekommen sind.«

Er sah sich im Fahrzeug um. Wenige Sekunden später fand er, was er gesucht hatte: den Laptop des BKA-Teams. Er schaltete ihn ein. Nach wenigen Sekunden holte er ein vertrautes Bild auf den Monitor.

# KOMMUNIKATIONS-SATELLITEN-ÜBERTRAGUNG

LOG 44-76/BKA32

<u>NR.</u>	<u>DATUM</u>	<u>UHRZEIT</u>	<u>QUELLE</u>	<u>ZUSAMMENFASSUNG</u>
1.	4.1.99	19.30	BKAHQ	PERU-TEAM BERICHTSTATUS
2.	4.1.99	19.50	EXT.QUELLE	SIGNATUR UHF-SIGNAL
3.	4.1.99	22.30	BKAHQ	PERU-TEAM BERICHTSTATUS
4.	5.1.99	01.30	BKAHQ	PERU-TEAM BERICHTSTATUS
5.	5.1.99	04.30	BKAHQ	PERU-TEAM BERICHTSTATUS
6.	5.1.99	07.16	VOR ORT (CHILE)	ANKUNFT SAN- TIAGO, WEITER- FAHRT IN DIE COLONIA ALEMANIA
7.	5.1.99	07.30	BKAHQ	PERU-TEAM BERICHTSTATUS
8.	5.1.99	09.58	VOR ORT (CHILE)	IN DER COLONIA ALEMANIA EINGE- TROFFEN; BEGINN ÜBERWACHUNG
9.	5.1.99	10.30	BKAHQ	PERU-TEAM BERICHTSTATUS
10.	5.1.99	10.37	VOR ORT (CHILE)	CHILE-TEAM SIGNAL DRINGEND; CHILE-TEAM SIGNAL DRINGEND



11. 5.1.99 10.51 BKAHQ PERU-TEAM SOFORT  
BERICHT

Es war die Übersicht, die sie sich gestern vor der Ankunft der Nazis angesehen hatten. Sie zeigte jedes Kommunikationssignal an, das vom Peru-Team des BKA empfangen worden war.

Race fand die gesuchte Zeile sofort:

2. 4.1.99 19.50 EXT.QUELLE SIGNATUR  
UHF-SIGNAL

»Doogie«, sagte er. »Sie haben gestern etwas von einem UHF-Signal erzählt. Was genau ist das?«

»Ein Standard-Ortungssignal. Ich habe gestern eines an unser Luftunterstützungsteam geschickt, damit sie wissen, wo sie uns aufsammeln sollen.«

Renée zeigte auf den Bildschirm. »Aber dieses UHF-Signal ist vor zwei Tagen gesendet worden – am 4. Januar um 19.50 Uhr. Das war lange vor Ankunft meines Teams.«

»Stimmt genau«, meinte Race. »Und diese Zeit hat Bedeutung.«

»Welche?«, fragte Doogie.

»Weil genau um 19.45 Uhr am ersten Abend Lauren ihre erste Nukleotid-Resonanz-Untersuchung durchgeführt hat und zu dem Ergebnis gekommen ist, dass in der unmittelbaren Umgebung dieses Dorfes Thyrium zu finden ist. Und was haben wir zur selben Zeit getan?«

»Wir haben die Hubschrauber entladen«, erwiderte

Doogie schulterzuckend. »Haben unsere Ausrüstung bereitgemacht.«

»Exakt«, sagte Race. »Die perfekte Gelegenheit, ein UHF-Signal zu senden, ohne dass es jemandem auffällt. Ein Signal, das den Komplizen die Existenz des Thyriums bestätigt.«

»Aber wer hat es gesendet?«, fragte Gaby.

Race nickte zum Fenster hinaus. »Ich glaube, das finden wir gerade raus.«

Earl Bittiker zog eine weitere Calico-Pistole aus seinem Ersatzholster und reichte sie Troy Copeland.

»Hallo, Troy«, sagte er.

»Nett, dass Sie gekommen sind«, erwiderte Copeland und entsicherte die gewaltige Pistole.

Laurens Gesicht wurde aschfahl. »Troy?«, fragte sie ungläubig.

Copeland lächelte sie an. Es war ein grausames, hässliches Lächeln. »Du solltest vorsichtig sein, wem du deinen Arsch zeigst, Lauren, weil der Betreffende sonst *dich* verarschen könnte. Obgleich es vermutlich nicht häufig vorkommt, dass *du* die Verarschte bist.«

Laurens Gesicht lief dunkelrot an.

Marty erbleichte. »Lauren?«

Copeland kicherte. »Marty, Marty, Marty. Kleiner Marty, der die DARPA verraten und verkauft hat, damit er endlich mal respektiert wird – du solltest vorsichtiger damit sein, wem du deine Informationen überlässt, mein Freund. Andererseits hast du sicher nicht im Traum daran gedacht, dass deine Frau was mit einem anderen hat.«

Angespannt und reglos beobachtete Race das Geschehen.

Er hörte, was Copeland gerade zu Marty sagte, wie er ihn demütigte.

»Ihr hat es auch gefallen«, sagte Copeland. »Eigentlich fällt mir nicht viel ein, was ich lieber höre als das Kreischen deiner Frau beim Orgasmus.«

Martys Gesicht wurde rot, sowohl aus Ärger als auch aufgrund der Demütigung.

»Ich bring dich um«, knurrte er.

»Kaum«, erwiderte Copeland, drückte den Abzug an seiner Calico und schickte eine Schnellfeuersalve in Martys Körper.

Race fuhr heftig zusammen, als er die Waffe losgehen hörte.

Die Kugeln rissen Martys Hemd auf und verwandelten seinen Bauch in eine zerfetzte rote Masse. Er stürzte schwer zu Boden.

»Marty ...«, flüsterte Race.

Jetzt richtete Copeland die Waffe auf Lauren, Bittiker die seine auf Frank Nash.

»Wie haben Sie es genannt, Frank?«, meinte Copeland zu Nash. »Erstens kommt es anders und zweitens, als man denkt – Terroristengruppen legen die Hand auf eine Supernova. Für Sie war diese Waffe doch lediglich ein Werkzeug zum Bluffen, zu deren Gebrauch es Ihnen jedoch an Mut gefehlt hätte, nicht wahr? Vielleicht hätten Sie es von einer anderen Warte aus sehen sollen: Konstruieren Sie sie nicht, wenn Sie sie nicht auch einsetzen wollen.«

Copeland und Bittiker schossen gleichzeitig.

Nash und Lauren stürzten und der Schlamm spritzte auf. Lauren war sofort tot, sauber ins Herz getroffen. Nash hingegen bekam eine Kugel in den Magen und fiel schreiend vor Schmerz zu Boden.

Dann eilten Bittiker und Copeland mit dem Götzenbild zu einem der ungekennzeichneten Black Hawk und sprangen hinein.

Kaum waren sie an Bord, da stiegen die beiden großen schwarzen Hubschrauber rasch in den Himmel. Nachdem sie die Baumwipfel hinter sich gelassen hatten, kippten beide scharf nach vorn ab und jagten Richtung Süden davon.

\* \* \*

SOBALD DIE HUBSCHRAUBER der Texaner verschwunden waren, stieß Race die Heckluke des Geländefahrzeugs auf und rannte auf die Hauptstraße. Neben Marty sank er auf die Knie.

Marty versuchte gerade fieberhaft, sich die Gedärme wieder in den Bauch zurückzustopfen. Blut quoll ihm aus dem Mund, und als Race in die Augen seines Bruders hinabschaute, erblickte er darin nur Furcht und Bestürzung.

»O Will ... Will«, sagte Marty mit bebenden Lippen. Er packte Race mit einer blutverschmierten Hand am Arm.

»Marty, warum? Warum hast du das getan?«

»Will ...«, flüsterte Marty. »Zündung ...«

Race hielt ihn in den Armen. »Was? Was willst du sagen?«

»Tut ... tut mir so Leid ... Zündungs ... system ... bitte, halt sie ... auf.«

Dann erlosch das Licht in Martys Augen langsam und sie wurden starr. Sein blutverschmierter Körper erschlaffte.

In diesem Moment vernahm Race irgendwo hinter sich ein leises Gurgeln.

Er drehte sich um und sah Frank Nash wenige Meter entfernt auf dem Rücken liegen. Nashs Körpermitte war gleichfalls in Stücke zerfetzt worden. Er hustete Blut und würgte daran.

Plötzlich rührte sich etwas hinter Nash.

Die ersten neugierigen Eingeborenen kamen unter den Bäumen hervor.

»Professor«, rief Doogie leise vom Geländefahrzeug her. »Ich, äh, ich glaube, es wäre eine gute Idee, wenn Sie verschwinden.«

Auch die anderen Eingeborenen verließen den Wald. Sie hatten immer noch ihre primitiven Waffen bei sich – die Knüppel, Stöcke und Äxte – und wirkten fuchsteufelswild.

Race ließ Martys Leichnam zu Boden gleiten. Dann stand er auf und kehrte langsam, sehr langsam, zum Geländefahrzeug zurück.

Doch die Eingeborenen nahmen kaum Notiz von ihm. Sie hatten lediglich Augen für einen – Nash, der mitten auf der Straße lag und Blut spuckte.

Dann, unter wildem, schrillum Gekreisch, stürmten

die Indios alle zugleich heran und sammelten sich wie ein Schwarm Piranhas um Nash. Im Nu hatte Race den blutrünstigen Army Colonel aus den Augen verloren und sah lediglich noch eine brodelnde Masse olivhäutiger Eingeborener, die sich um Nash geschart hatten und wütend mit ihren Knüppeln, Stöcken und Äxten auf ihn einschlugen. Plötzlich vernahm er einen so grauenhaften Schrei des schieren Entsetzens, dass er nur von einem stammen konnte. Frank Nash.

Race schloss die Heckluke des Geländefahrzeugs und blickte in die drei Gesichter vor sich.

»Na gut«, meinte er. »Sieht so aus, als würde alles noch mal von vorn anfangen. Wir müssen diese Hunde unbedingt daran hindern, das Götzenbild zu einer Supernova zu bringen.«

»Aber wie?«, fragte Doogie.

»Als Erstes«, erwiderte Race, »müssen wir herausfinden, wohin sie damit wollen.«

Race und die anderen flogen förmlich durch die schmalen Tunnel des *quenkos*. Sie liefen so rasch, wie ihre verwundeten Körper sie tragen wollten.

Sie hatten praktisch keinerlei Feuerwaffen – lediglich ein paar SIG-Sauers sowie die eine MP-5, die Doogie im oberen Dorf gefunden hatte. Was Körperschutz betraf, so trug Doogie noch immer seine Kampfmontur und Race seine ungewöhnliche Schutzweste. Das war's dann aber auch.

Doch sie wussten, wohin sie wollten, und mehr zählte nicht.

Sie liefen zum Wasserfall.

Zu der Goose, die dort versteckt am Flussufer lag.

Nachdem sie etwa zehn Minuten gerannt waren, erreichten sie den Wasserfall am Ende des *quenkos*. Weitere vier Minuten und sie waren an der Goose, die genau dort parkte, wo Race, Doogie und Van Lewen sie zurückgelassen hatten – unter den Zweigen der Bäume am Flussufer. Uli schlief noch immer, was Race erfreut zur Kenntnis nahm.

Noch einmal vier Minuten, dann war das kleine Flugzeug wieder im Wasser und glitt über die Wellen des breiten braunen Flusses. Es beschleunigte rasch, bis es die Geschwindigkeit zum Abheben erreicht hatte, ehe es plötzlich abhob und in den Himmel stieg.

Sobald es in der Luft war, kippte Doogie das Flugzeug scharf herum, sodass es direkt nach Süden zeigte. In diese Richtung waren die Black Hawks der Texaner verschwunden.

Nach etwa zehn Minuten Flug sah Doogie sie vor sich – acht schwarze Flecken am Horizont. Sie hielten sich rechts, flogen südwestlich über die Berge.

»Sie wollen nach Cusco«, meinte Doogie.

»Bleiben Sie dran«, sagte Race.

Eine Stunde später landeten die acht Black Hawks auf einem Privatflughafen außerhalb von Cusco.

Majestätisch wartete auf der staubigen Landepiste ein gewaltiges Antonow-An-22-Frachtflugzeug.

Mit seinem mächtigen vierfachen Propellersystem sowie einer breiten rückwärtigen Laderampe war die An-22 seit langem einer der zuverlässigsten Panzerträger der Sowjetunion gewesen. Sie war auch ein wertvoller Exportartikel, der regelmäßig an Länder verkauft wurde, die sich amerikanische Frachtflugzeuge nicht leisten konnten – oder nicht erwerben durften.

Mit dem Ende des Kalten Krieges und dem Zerfall der russischen Ökonomie hatten viele An-22 ihren Weg auf den Schwarzmarkt gefunden. Während Filmstars und Profi-Golfer für dreißig Millionen Dollar Lear-Jets erwarben, konnten paramilitärische Organisationen gebrauchte An-22 für wenig mehr als zwölf Millionen Dollar kaufen.

Earl Bittiker und Troy Copeland sprangen aus ihrem Hubschrauber und gingen zur Laderampe des gewaltigen Frachtflugzeugs.

Dort angekommen, sah Bittiker in den höhlenartigen Frachtraum hinauf und erblickte seinen Stolz und seine Freude.

Einen Abrams-M1A1-Kampfpanzer.

Er wirkte ehrfuchteinflößend. Das Bild brutaler, unbezähmbarer Kraft. Seine Panzerung war mattschwarz, die ungeheuer breiten Ketten standen weit auseinander.

Bittiker blickte auf den imposanten trapezförmigen Geschützturm. Er zeigte resolut nach vorn, zum Bug des Flugzeugs, und die lang gestreckte 105-mm-Kanone stand in einem Dreißig-Grad-Winkel nach oben.

Bittiker sah den Abrams zufrieden an. Er war der perfekte Aufbewahrungsort für die gestohlene Supernova. Undurchdringlich.



Nun übergab er das Götzenbild an einen Techniker der Freiheitskämpfer und der kleine Mann eilte damit zum Panzer.

»Meine Herren«, sagte Bittiker in seinen Sprechfunk, sich an die Männer in den anderen Helikoptern wendend. »Vielen Dank für Ihre treuen Dienste. Wir verschwinden von hier. Bis zum nächsten Leben.«

Dann setzte er den Sprechfunk ab, holte sein Handy heraus und wählte die Nummer von Bluey James.

In Blueys Wohnung klingelte das Telefon. Die digitale Abhöreinheit des FBI leuchtete auf wie ein Christbaum.

Demonaco streifte sich die Kopfhörer über und nickte daraufhin Bluey zu.

Bluey hob den Hörer ab. »Ja?«

»Bluey, Bittiker hier. Wir haben das Thyrium. Schick die Botschaft los.«

»Alles klar, Earl.«

Bittiker schaltete sein Handy ab und schritt, Copeland im Schlepptau, die Laderampe hinauf ins Heck der Antonow.

Es war 11.13 Uhr.

\* \* \*

»MEINE GÜTE! SIE heben schon ab!«, rief Doogie aus und zeigte auf die alte Antonow hinab, die gerade über die staubige Startbahn donnerte und sich in den Himmel erhob.

»Seht mal, wie *groß* das Ding ist!«, meinte Renée.

»Ich glaube, wir haben gerade herausgefunden, wo sie ihre Supernova aufbewahren«, sagte Race.

Die Antonow stieg in den Himmel und die ausgestreckten Flügel glitzerten in der Morgensonne.

In dem stillen, einem Mutterleib ähnlichen Innern des Abrams-Panzers, der in dem höhlenartigen Frachtraum stand, werkten zwei Techniker der Freiheitskämpfer gerade vorsichtig an einer luftdicht verschlossenen Arbeitskammer. Mit einem Laserschneidegerät holten sie langsam einen kleinen, kreisrunden Teil aus der Basis des Thyrium-Götzenbildes heraus.

Hinter den beiden stand, beinahe den gesamten Innenraum des Panzers einnehmend, die Supernova – jene Supernova, die sich noch vor zwei Tagen im Tresorraum des Hauptquartiers der DARPA befunden hatte.

Nachdem sie mit Hilfe zweier IBM-Supercomputer, die an der Wand des Frachtraums draußen angebracht waren, das kreisrunde Stück Thyrium herausgeholt hatten, unterwarfen die Techniker es einer Alphawellenverstärkung, einer Reinigung durch inertes Gas und einer Protonenanreicherung. Dadurch verwandelten sie das Thyrium in eine subkritische Masse.

»Wie lange dauert's noch?«, fragte plötzlich eine Stimme über ihnen.

Die beiden Männer schauten auf. Earl Bittiker blickte durch die kreisrunde Einstiegs Luke des Panzers auf sie hinab.

»Noch fünfzehn Minuten«, erwiderte einer von ihnen.

Bittiker sah auf die Uhr.

Es war 11.28 Uhr.

»Ruft mich, sobald ihr fertig seid«, sagte er.

»Doogie«, sagte Race, während er zu dem gewaltigen Frachtflugzeug über ihnen hinaufblickte. »Wie öffnet man die Laderampen an diesen großen Frachtflugzeugen?«

Doogie runzelte die Stirn. »Da gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder drückt man einen Knopf auf einer Konsole im Frachtraum oder man benutzt die äußere Konsole.«

»Was ist das, die äußere Konsole?«

»Das sind einfach zwei Knöpfe, die an der Außenseite des Flugzeugs verborgen sind. Gewöhnlich liegen sie auf der linken Seite der Laderampe und sind von einem Paneel verdeckt, zum Schutz gegen den Wind.«

»Benötigt man einen Code oder so was zum Öffnen des Panels?«

»Nein, überhaupt nicht«, erwiderte Doogie. »Ich meine, es wird wohl kaum jemand mitten in der Luft die Laderampe von außen öffnen wollen, oder?«

Er wandte sich Race zu. Dann bekam er plötzlich große Augen. »Das ist nicht Ihr Ernst!«

»Wir müssen das Götzenbild bekommen, ehe sie es in die Supernova stecken«, sagte Race. »So einfach ist das.«

»Aber wie?«

»Fliegen Sie einfach hinter das Flugzeug. Bleiben Sie genau darunter, sodass die Sie nicht sehen. Dann bringen Sie uns hübsch nah heran.«

»Was haben Sie vor?«

Race drehte sich um und blickte auf die traurige kleine Gruppe im Flugzeug: Doogie – Schusswunden im Bein und in der Schulter; Renée – verwundete Schulter; Gaby – noch immer leicht unter Schock von den kürzlichen Gefechten; Uli – der zählte nicht.

Race lachte schnaubend. »Was ich vorhabe? Ich werde die Welt retten.«

Mit diesen Worten stand er auf und schnappte sich die einzige Maschinenpistole, die sie hatten, die Navy-MP-5.

»Also, bringen Sie uns rauf.«

Die beiden Flugzeuge stiegen durch den strahlenden Morgenhimmel in die Höhe.

Die Antonow hatte gerade etwa eine Höhe von 11 000 Fuß erreicht – rund drei Kilometer – und flog gemütlich mit einer Geschwindigkeit von 200 Knoten dahin, während sie stetig weiter in den Himmel stieg.

Sie wusste es nicht, aber hinter ihr, sich rasch ihrem Schwanzende nähernd, befand sich ein viel kleineres Flugzeug – die Goose.

Das kleine Wasserflugzeug bebte heftig, als es sich allmählich seiner Höchstgeschwindigkeit von 220 Knoten näherte. Doogie packte den Steuerknüppel so fest, wie er konnte, und versuchte, sie ruhig zu halten.

Es sah schlimm aus. Die maximale Operationshöhe der Goose lag bei 21 300 Fuß. Wenn die Antonow weiter stiege, wäre sie bald außer Reichweite der Goose.

Nach und nach näherte sich das kleine Wasserflug-

zeug dem gewaltigen Frachtflugzeug und es sah so aus, als vollführten die beiden eine Art bizarres Luftballett – der Spatz, der den Albatros jagte. Langsam, sehr langsam, manövrierte Doogie die Goose hinter die Antonow und drückte die Nase dicht an das Heck des größeren Flugzeugs.

Plötzlich sprang die Luke an der Nase der Goose auf und die winzige Gestalt eines Mannes tauchte darin auf, sichtbar bis zur Taille.

Der Wind, der Race ins Gesicht fegte, als er den Kopf aus der Goose steckte, war *gewaltig*.

Er hämmerte unablässig auf ihn ein. Wenn Race nicht die Schutzweste getragen hätte, hätte es ihm sicher die Luft aus den Lungen gedrückt.

Etwa fünf Meter entfernt hatte er das geschwungene Heck der Antonow in voller Größe vor sich.

*Mein Gott, war sie riesig ...*

Es war, als schaute man auf das Hinterteil des größten Vogels der Welt.

Dann blickte Race aus dem Augenwinkel zur Erde hinab.

*Oh – verdammt!*

Die Welt war weit weg – *ganz weit* weg. Direkt unter sich sah er eine dahinrollende Flickendecke aus Hügeln und Feldern sowie, ganz entfernt im Osten – vor den beiden Flugzeugen –, das unendliche Meer des Regenwalds.

*Nicht daran denken, wie hoch du bist!*, flüsterte eine Stimme in ihm. *Die Gedanken auf die Aufgabe gerichtet halten!*

*Genau.*

Also gut. Er musste rasch handeln, ehe ihm die Luft knapp wurde und die beiden Flugzeuge eine Höhe erreichten, in der die Kombination aus dünner Luft und eisiger Kälte ihn erstarren ließe.

Er winkte Doogie hinter der Windschutzscheibe der Goose zu, er solle das kleine Wasserflugzeug näher an die Antonow heranbringen.

Die Goose schob sich näher.

Noch zweieinhalb Meter.

Earl Bittiker und Troy Copeland saßen im Cockpit der Antonow, ohne zu bemerken, was hinter ihrem Flugzeug geschah.

Plötzlich summte das Telefon an der Wand.

»Ja?«, sagte Bittiker.

»Sir.« Es war der Techniker, der das Schärfen der Supernova überwachte. »Wir haben das Thyrium in den Apparat eingeführt. Er ist bereit.«

»Gut, ich komme runter«, erwiderte Bittiker.

Das Wasserflugzeug war jetzt einen Meter von der Antonow entfernt, 15 000 Fuß über dem Boden und stieg immer noch.

Race' ganzer Oberkörper ragte aus der Luke an der Nase der Goose hervor. Er sah die Laderampe der Antonow vor sich. Sie war noch immer fest verschlossen und ihr Vorhandensein verrieten lediglich die dünnen Furchen, die in einem Viereck um das Heck des gewaltigen Flugzeugs verliefen.

Jetzt sah Race ein kleines Paneel links von der Rampe an der Außenhülle des Flugzeugs.

Er winkte Doogie, er solle die Goose noch näher heranbringen.

Bittiker kam aus dem Oberdeck der Antonow und sah von einem schmalen, metallenen Laufsteg auf den Frachtraum hinab. Unten stand der riesige Panzer, den Lauf der mächtigen Kanone direkt auf ihn gerichtet.

Er blickte auf seine Uhr.

Es war 11.48 Uhr. Die V-CD müsste vor einer guten halben Stunde hinausgegangen sein und die Welt in Panik versetzt haben. Der Tag des Jüngsten Gerichts war gekommen.

Bittiker glitt die Sprossenleiter hinab, trat auf den Geschützturm und kletterte in den Panzer.

Er tauchte im Bauch des Abrams auf und sah die Supernova vor sich: die beiden Atomsprengköpfe in ihrer Stundenglasformation, das kreisrunde Stück Thyrium horizontal in der luftdicht versiegelten Kammer dazwischen.

Er nickte befriedigt.

»Starten Sie die Explosionssequenz«, sagte er.

»Jawohl, Sir«, erwiderte einer der Techniker und sprang zu dem Laptop vor dem Apparat hinüber.

»Stellen Sie ihn auf zwölf Minuten ein«, sagte Bittiker. »Zwölf Uhr mittags.«

Rasch tippte der Techniker etwas ein und innerhalb von Sekunden erschien auf dem Schirm der Countdown:

IHNEN BLEIBEN  
00:12:00  
MINUTEN ZUR EINGABE DES  
ENTSCHÄRFUNGSCODES.  
ENTSCHÄRFUNGSCODE HIER EINGEBEN:

Der Techniker drückte die »Enter«-Taste und die Zahlen auf der Uhr rasten abwärts. Währenddessen holte Bittiker sein Handy heraus und wählte wieder Bluey James' Nummer.

Die digitale Abhöreinrichtung in Blueys Wohnung leuchtete erneut auf wie ein Christbaum.

Bluey hob das Telefon ab. »Ja?«

»Ist die Botschaft rausgegangen?«

»Sie ist draußen, Earl«, log Bluey, während er John-Paul Demonaco in die Augen starrte.

»Herrscht Panik auf den Straßen?«

»So was würden Sie kaum für möglich halten«, erwiderte Bluey.

Die Goose schob sich noch näher an das Heck der Antonow heran. Jetzt trennte die beiden dahinrasenden Flugzeuge nur noch ein halber Meter.

Wegen des heftigen Windes hielt sich Race mit einer Hand an der Luke der Goose fest, während er die andere so weit, wie er konnte, nach dem Paneel am Frachtflugzeug ausstreckte.



Es reichte noch immer nicht. Doogie brachte die Goose noch näher heran, so nahe, wie er sich traute ...

... und Race bekam das Paneel zu fassen und warf es auf.

Er sah zwei Knöpfe vor sich, einen roten, einen grünen, und ohne lange zu überlegen, hieb er mit der Faust auf den grünen.

Surrend senkte sich die Laderampe im Heck der Antonow herab, wobei es bedrohlich polterte, und wäre beinahe auf dem Nasenrücken der Goose gelandet!

Mit den Reflexen einer Katze manövrierte Doogie das kleine Wasserflugzeug rasch aus dem Weg – und warf dabei Race fast aus der Luke! Aber Race hielt sich eisern fest und geriet auch nicht aus dem Gleichgewicht. Er brachte es fertig, halb in und halb außerhalb der Luke zu bleiben. Doogie schwang das kleine Wasserflugzeug geschickt hinter die Antonow und dann hatten sie die geöffnete Rampe des Frachtflugzeugs auch schon vor sich.

Die beiden Flugzeuge flogen weiterhin Tandem durch den peruanischen Himmel. Die gewaltige Antonow und die winzige Goose waren kaum einen halben Meter voneinander entfernt und erreichten fast 18 000 Fuß Höhe, nur dass jetzt die Laderampe genau vor der Nase des kleinen Wasserflugzeugs offen stand!

Als die Rampe sich vollständig geöffnet hatte, kletterte William Race, den das riesige Frachtflugzeug zum Zwerg machte, aus der Luke und hinein in den tosenden Wind. Obwohl er sich 18 000 Fuß über der Erde be-

fand, *sprang* er von der Nase der Goose hinüber in die offene Laderampe der Antonow!

\* \* \*

RACE LANDETE BÄUCHLINGS in dem gewaltigen Frachtflugzeug.

Er klammerte sich mit aller Kraft an die Rampe, damit er nicht aus dem Heck des Flugzeugs gesaugt wurde, während er sich Hand über Hand auf dem Bauch hinaufzog und der Wind um ihn herum toste. Nichts außer der Goose und 18 000 Fuß klarem Himmel hatte er unter sich.

*Schon komisch, wohin einen das Leben so führt ...*

Der gewaltige Frachtraum öffnete sich vor ihm.

In der Mitte stand stolz der mächtige Abrams-Panzer. Der peitschende Wind wirbelte alles empor, was nicht niet- und nagelfest war. Da hörte Race das hysterische Wimmern der Alarmsirenen, die zweifelsohne alle an Bord des Flugzeugs befindlichen Personen darauf aufmerksam machte, dass gerade die Laderampe geöffnet worden war.

Earl Bittiker wusste es bereits.

Kaum hatte sich die Laderampe einen knappen halben Meter weit geöffnet, vernahm er das Sausen des Windes, der in den Frachtraum hineinfuhr. Den Bruchteil einer Sekunde später folgte das schrille Jaulen der Alarmsirenen.

Bittiker, der im Bauch des Abrams-Panzer hockte, fuhr herum, das Handy noch immer ans Ohr gedrückt.

»Was, zum Teufel, soll das denn?«, fragte er und stürmte die Leiter des Panzers hinauf.

Race, der jetzt wieder auf den Beinen war, nahm die MP-5 von der Schulter und schritt seitlich den schmalen Gang zwischen dem gewaltigen Panzer und der Wand des Frachtraums entlang.

Unvermittelt erschien links von ihm ein Kopf in der Luke oben auf dem Panzer.

Race fuhr herum und richtete seine Waffe auf den Mann.

»*Keine Bewegung!*«, schrie er.

Der Mann erstarrte.

Race bekam große Augen, als ihm aufging, um wen es sich handelte.

Das war der Mann, der Frank Nash in Vilcafor das Götzenbild abgenommen hatte – der *Anführer* der Terroristen.

*Heilige Scheiße.*

Seltsamerweise hielt der Mann ein Telefon in der Hand, ein Handy.

»Runter da!«, schrie Race.

Zunächst rührte Bittiker sich nicht. Er starrte Race einfach nur verwundert und mit offenem Mund an – einen Mann mit Brille, Blue Jeans, schmuddeligem T-Shirt, einer arg mitgenommenen Yankee-Kappe und einer schwarzen Schutzweste, der ihn mit einer MP-5 bedrohte.

Dann warf Bittiker einen Blick auf die offene Laderampe und sah das kleine Goose-Wasserflugzeug etwa zwanzig Meter hinter der Antonow schweben. Es ver-

suchte vergebens, mit dem riesigen Frachtflugzeug Schritt zu halten, das immer höher in den Himmel stieg.

Langsam kam Bittiker vom Geschützturm des Panzers herab, bis er schließlich vor Race stand.

»Geben Sie mir das verdammte Telefon«, sagte Race und riss dem Terroristen den Apparat aus der Hand.

»Mit wem sprechen Sie?«

Race hielt sich das Telefon ans Ohr, während er die Waffe auf Bittiker gerichtet hielt und ihn nicht aus den Augen ließ. »Wer ist da?«, fragte er in den Apparat.

»*Wer da ist?*«, fauchte eine hässliche, kleine Stimme zurück. »*Wer sind Sie, zum Teufel? Das ist wohl die angemessene Frage.*«

»Mein Name ist William Race. Ich bin amerikanischer Staatsbürger und wurde nach Peru gebracht, um einem Team der Army dabei zu helfen, eine Probe Thyrium zu beschaffen, das in eine Supernova eingesetzt werden sollte.«

Am anderen Ende der Leitung ertönte ein lautes Schlurfen.

»*Mr Race*«, sagte plötzlich eine neue Stimme. »*Mein Name ist Demonaco vom FBI. Ich untersuche den Diebstahl einer Supernova aus dem Büro der Defense ...*«

»Sie können sie nicht abschalten«, sagte Bittiker im schleppenden texanischen Tonfall zu Race. »*Sie können sie nicht abschalten.*«

»Warum nicht?«, fragte Race.

»Weil nicht einmal ich weiß, wie sie entschärft werden kann«, erwiderte Bittiker. »Ich habe darauf geachtet, dass meine Leute lediglich wussten, wie sie zu schär-

fen ist. So kann sie keiner mehr abschalten, sobald sie aktiviert worden ist.«

»Niemand kennt den Entschärfungscode?«

»Niemand«, bestätigte Bittiker. »Außer vielleicht irgendein verdammter Wissenschaftler bei der DARPA oben in Princetown, aber das wird uns jetzt nicht weiterhelfen, stimmt's?«

Vor Enttäuschung biss Race sich auf die Unterlippe.

Die Alarmsirenen schrillten noch immer. Jede Sekunde konnten weitere Texaner kommen, um nachzusehen, was los war ...

Gewehrfeuer.

Laut und plötzlich.

Überall auf dem Deck prallten Funken schlagend Kugeln auf. Race sprang beiseite, wälzte sich über das Deck, stopfte sich das Handy in die Gesäßtasche, blickte auf – und sah Troy Copeland mit zwei Texanern auf dem Laufsteg stehen, der den Frachtraum überblickte. Alle drei feuerten mit ihren Calico-Pistolen auf Race.

Bittiker erkannte die Gelegenheit, ging hinter der Vorderseite des Panzers in Deckung und verschwand aus Race' Blickfeld.

Im letzten Augenblick drückte Race sich gegen die gewaltigen Räder des Panzers und geriet so aus der Schusslinie.

Er atmete schwer und in seinem Schädel pochte es heftig.

*Was, zum Teufel, tust du jetzt, Will?*

Dann hörte er plötzlich jemanden seinen Namen rufen.

»Sind Sie das, Professor Race?« Es war Copeland.  
»Mein Gott, sind Sie ein hartnäckiger, kleiner Scheißkerl.«

»Besser als ein komplettes *Arschloch*«, brummelte Race unterdrückt. Er schoss hinter dem Panzer hervor und gab eine kurze Salve auf Copeland und die anderen beiden Terroristen ab, verfehlte sie allerdings um Kilometer.

*Verdammt, dachte er. Was sollte er jetzt tun? So weit hatte er wirklich nicht vorausgeplant.*

*Die Supernova, sagte eine Stimme in seinem Kopf.*

Schließlich war es ihm auf dieser Tour bereits schon einmal gelungen, eine Supernova zu entschärfen, überlegte er.

Also sprang Race auf, feuerte wild mit seiner MP-5 zum Laufsteg hinauf und kletterte auf die Umrandung des Abrams-Panzers. Er erstieg den Geschützturm und sprang durch die Luke in den Bauch des gewaltigen, stählernen Untiers.

\* \* \*

ER WURDE VON den verblüfften Gesichtern der beiden Techniker der Freiheitskämpfer empfangen, die sich um die Supernova kümmern sollten.

»Raus! Sofort!«, schrie er und richtete die MP-5 auf ihre Nasen.

Die beiden Techniker eilten die Leiter hoch, verschwanden durch die Luke im Geschützturm und schlugen sie hinter sich zu. Race verriegelte sie und fand sich

plötzlich allein im Kommandozentrum des Panzers wieder.

Allein mit der Supernova.

Allmählich überkam ihn ein entsetzliches Gefühl des *Déjà-vu*.

Er spürte das Handy, das seine Gesäßtasche ausbeulte, und griff rasch danach.

»FBI-Mann, sind Sie noch dran?«, fragte er.

John-Paul Demonaco sprang zu seinem Mikrofon.

»Ich bin hier, Mr Race«, sagte er rasch.

»*Wie war doch gleich Ihr Name?*«, fragte Race' Stimme.

Einer der anderen Beamten sagte: »Wir können sie zurückverfolgen. Was soll das denn, zum Teufel ...? Hier heißt es, sie sind in *Peru* ... vielmehr: 20 000 Fuß über Peru.«

»Mein Name ist Demonaco, John-Paul Demonaco, ich bin Special Agent des FBI. Jetzt hören Sie mir sehr sorgfältig zu, Mr Race. Egal, wo Sie sind, Sie *müssen* verschwinden. Die Leute bei Ihnen sind sehr gefährliche Individuen.«

*Was du nicht sagst, Sherlock!*

»*Ähm ...*«, sagte Race' Stimme.

»... ich fürchte, das steht leider nicht zur Debatte«, sagte Race in das Telefon. Währenddessen blickte er auf den Countdown an der Supernova.

00:02:01

00:02:00

00:01:59

»Ach komm, du nimmst mich doch auf den Arm«, sagte er. »Das ist einfach nicht fair.«

»PROFESSOR RACE, VERLASSEN SIE SOFORT DEN PANZER!«, dröhnte eine grässlich laute Stimme aus einem Lautsprecher außerhalb des Abrams.

Race blickte durch das Visier des Schützen hinaus und sah Copeland mit einem Mikrofon in der Hand oben auf dem Laufsteg am vorderen Ende des Frachtraums stehen.

Der Wind peitschte wild um ihn her. Die Laderampe stand noch immer offen.

Race sah sich im Innern des riesigen Panzers um.

Die Supernova nahm den gesamten Mittelteil des Kommandozenstrums ein. Über sich hatte er die Einstiegsluke im Geschützturm. Vorn waren die Abschusskonsolen für die 105mm-Kanone des Panzers und jenseits davon – *darunter*, halb im Boden versenkt und genau in der Mitte des Vorderteils des Panzers – sah er einen gepolsterten Sitz sowie einen Steuerknüppel, die Fahrerkonsole.

Etwas daran war jedoch sehr merkwürdig. Die Sitzfläche des Fahrersitzes berührte die Dachunterkante.

Da begriff Race.

In diesen Panzern steckte der Fahrer beim Lenken den Kopf aus einer kleinen Luke oberhalb seines Sitzes.

Race spürte, wie ihm ein Eisstückchen das Rückgrat hinunterrutschte.

*Vorn gab es eine weitere Luke!*

Er sprang hin, schlüpfte in den Fahrersitz, sah hoch



und erkannte sofort, dass es stimmte. Hier oben *war* eine weitere Luke. Die im Augenblick offen stand.

Breitbeinig darüber, die Calico-Pistole direkt nach unten auf Race' Kopf gerichtet, stand Earl Bittiker.

»Wer, zum Teufel, sind Sie?«, fragte Bittiker langsam.

»Mein Name ist William Race«, erwiderte Race und sah durch die Luke zu ihm hoch. Seine Gedanken rasten, als er nach einer Fluchtmöglichkeit suchte.

*Warte mal einen Moment, da war doch was ...*

»Ich bin Professor für Sprachen des Altertums an der New York University«, fügte er rasch hinzu, ein Versuch, Bittiker zum Weiterreden zu veranlassen.

»Ein Professor?«, fauchte Bittiker. »Gott verflucht noch mal!«

Race nahm an, dass Bittiker von seinem Standpunkt aus seine Hände nicht sehen konnte, die unter der Luke verborgen waren, und deswegen nicht mitbekam, wie er gerade unterhalb der Steuerkonsole des Panzers umhertastete.

»Sagen Sie mir doch, Sie Eierkopf, was wollen Sie dadurch erreichen, dass Sie hergekommen sind?«

»Ich habe mir überlegt, dass ich die Supernova entschärfen könnte. Wissen Sie, die Welt retten.«

Noch immer tastete er umher.

*Verdammt, er musste irgendwo hier sein ...*

»Meinen Sie ernsthaft, Sie könnten die Bombe entschärfen?«

*Gefunden!*

Race blickte hart zu Bittiker auf. »Auch wenn mir nur

noch eine Sekunde bleibt, werde ich versuchen, die Bombe zu deaktivieren.«

»Wirklich?«

»Ja, wirklich«, entgegnete Race. »*Weil ich das nämlich schon einmal gemacht habe.*«

In diesem Augenblick drückte Race, ohne dass Bittiker es sah, den Daumen auf den gummigeschützten Knopf, den er an der Unterseite der Steuerkonsole des Abrams gefunden hatte und mit dem alle in Amerika produzierten Feldfahrzeuge ausgerüstet waren.

*Rrrrruuuummm!*

Sogleich sprang der gewaltige Avco-Lycoming-Motor des Panzers brüllend an und das mächtige Pochen des Motors dröhnte durch den riesigen Frachtraum.

Bittiker geriet durch das jähe Aufbrüllen des Panzermotors aus dem Gleichgewicht. Troy Copeland oben auf dem Laufsteg blickte ebenfalls überrascht auf.

In der Fahrerluke sitzend, sah Race sich nach etwas um, das er ...

*O ja. Das ist nett.*

Er fand einen Kontrollhebel mit Auslöseknopf, auf dem das Wort HAUPTGESCHÜTZ stand.

Race packte den Hebel, drückte den Knopf und betete zu Gott, dass im Hauptgeschütz des Abrams ein Geschoss steckte.

Es steckte eines darin.

Das *Bumm*, mit dem die mächtige 105-mm-Kanone des Panzers losging, war vielleicht das lauteste Geräusch,

das Race je gehört hatte, und der gesamte Frachtraum der Antonow vibrierte heftig.

Die 105-mm-Granate sauste wie ein von der Leine gelassener Asteroid durch das Flugzeug. Zunächst rasierte sie Troy Copeland so sauber und rasch den Kopf ab, wie es eine Eisenkugel bei einer Barbiepuppe getan hätte. Sie enthauptete ihn im Handumdrehen und sein Körper stand anschließend noch eine volle Sekunde lang aufrecht da, ehe er zu Boden stürzte.

Aber die Granate flog weiter.

Wie eine Rakete durchschlug sie die stählerne Wand hinter Copelands Körper, schoss zum Passagierdeck der Antonow hinauf, pflügte mit kolossaler Geschwindigkeit durch die Cockpitwände und die Brust des Piloten, ehe sie die Windschutzscheibe des Flugzeugs in einem spektakulären Glasschauer hinauspustete.

Da der Pilot tot war, kippte die Antonow abrupt zur Seite ab und ging in das erste Stadium eines Sturzflugs über.

Die Welt im Frachtraum schlug heftig Purzelbäume. Race sah den Schaden, den er angerichtet hatte, und begriff, was mit dem Flugzeug passieren würde.

*Auch wenn mir nur noch eine Sekunde bleibt, werde ich versuchen, die Bombe zu deaktivieren.*

Bittiker stand noch immer auf der Umrandung des Panzers, die Calico fest in der Hand, aber er war durch das Abfeuern des Geschützes völlig aus dem Gleichgewicht geraten.

Knirschend schaltete Race durch die Gänge des Panzers, bis er den fand, den er gesucht hatte.

Daraufhin drückte er mit dem Fuß das Gaspedal bis zum Boden durch.

Der Panzer reagierte sofort. Seine Ketten setzten sich in Bewegung und das gewaltige, stählerne Untier schoss wie ein Rennwagen los. Allerdings sauste es *rückwärts*, die Laderampe entlang.

Der Panzer jagte über die Kante, kippte und fiel in den klaren Himmel.

\* \* \*

DER ABRAMS-PANZER stürzte.

Er stürzte schnell. Rasend schnell.

Kaum war er aus der Laderampe der Antonow gefallen, ging das Frachtflugzeug, das durch die Explosion der Panzergranate im Innern völlig zerstört war, in den Sturzflug über und explodierte in einem gigantischen Feuerball.

Der Abrams fiel mit dem Heck voran durch den Himmel. Unglaublich schnell. Er war so groß und schwer, dass er wie ein kreischender, 67 Tonnen schwerer Amboss die Luft durchschnitt.

Race im Innern befand sich in einer Welt des völligen Chaos.

Alles war zur Seite gekippt und der ganze Panzer rüttelte und schüttelte sich heftig aufgrund der Reibung mit der Luft.

Race lag unbeholfen mitten im Kommandozentrum. Er war dorthin geschleudert worden, als er das Gefährt im Rückwärtsgang von der Laderampe befördert hatte.

Die Supernova neben ihm lag jetzt horizontal, fest verkeilt zwischen Decke und Fußboden.

Race sah den Countdown auf ihrem Bildschirm:

00:00:21

00:00:20

00:00:19

19 Sekunden.

Ungefähr so viel Zeit bliebe ihm, bis der Panzer aus einer Höhe von etwa sechseinhalbtausend Metern auf den Boden krachte.

*Ach, Scheiß drauf!*

Entweder ging die Supernova hoch und er starb zusammen mit dem Rest der Welt oder er entschärfte sie und starb allein, wenn der Panzer in etwa 17 Sekunden auf die Erde schlug.

Mit anderen Worten: Er konnte das eigene Leben hingeben, um das Leben der Welt zu retten.

*Wieder einmal.*

*Gott verdammt!, dachte Race. Wie war es möglich, dass ihm innerhalb von zwei Tagen zweimal das Gleiche zustieß?*

Er sah auf den Computermonitor:

IHNEN BLEIBEN
00:00:16
SEKUNDEN ZUR EINGABE DES
ENTSCHÄRFUNGSCODES.
ENTSCHÄRFUNGSCODE HIER EINGEBEN:
— — — — —

16 Sekunden ...

Kreischend stürzte der Panzer durch den Himmel.

Race sah hilflos auf den Zeitgeber, der unausweichlich rückwärts zählte.

Da erhaschte er plötzlich aus dem Augenwinkel eine Bewegung. Er fuhr herum, sah hoch – und erblickte Earl Bittiker, der zur Fahrerluke hereinkroch, die Calico-Pistole in der Hand!

*O verdammt!*

00:00:15

*Scher dich nicht um ihn!*

*Denk einfach nach!*

*Denken? Mein Gott, wie, zum Teufel, soll einer in einem Abrams-Panzer nachdenken, der mit etwa hundert Stundenkilometern zur Erde stürzt, und dazu noch mit einem Knaben, der mit einer Waffe in der Hand zur Fahrerluke hereinkriecht!*

00:00:14

Race versuchte, den Kopf klar zu bekommen.

Na gut, letztes Mal hatte er gewusst, dass Weber den Entschärfungscode eingegeben hatte. Diesmal jedoch hatte er nicht den geringsten Hinweis darauf, wer es getan haben konnte, insbesondere deshalb nicht, weil er nicht wusste, wer das Zündungssystem des Apparats entworfen hatte.

00:00:13

*Zündungssystem ...*

Das hatte Marty gesagt, als er sterbend in Race' Armen gelegen hatte.

00:00:12

Der Abrams erreichte seine Endgeschwindigkeit und gab ein schrilles Pfeifen von sich, wie eine fallende Bombe.

Bittiker war jetzt halb zur Luke herein. Er erblickte Race und feuerte seine Pistole auf ihn ab.

Race duckte sich hinter die Supernova und holte das Handy aus der Hosentasche. Währenddessen schlugen neben ihm weitere Kugeln auf die Stahlwand des Panzers.

»Demonaco!«, schrie er über den Höllenlärm hinweg, den der fallende Panzer verursachte.

»*Was ist, Professor?*«

»Rasch, sagen Sie mir: Wer hat das Zündsystem der Supernova der Navy entworfen?«

Dreitausend Kilometer entfernt schnappte sich John-Paul Demonaco ein Blatt Papier, das neben ihm lag. Es war die Liste der Mitglieder des Navy-DARPA-Supernova-Teams.

Sein Blick konzentrierte sich auf eine Zeile.

RACE, Martin E. Konstrukteur      DARPA    D/3279-97A  
Zündsystem

»Ein Mensch namens Race. Martin Race!«, rief Demonaco ins Telefon.

*Marty*, dachte Race.

00:00:11

Marty hatte das Zündsystem entworfen. Das hatte er ihm vor seinem Tod zu sagen versucht.

*Also hatte er auch den Entschärfungscode eingegeben.*

00:00:10

*Ein numerischer Acht-Ziffern-Code.*

Bittiker war jetzt im Panzer.

*Welchen Code hatte Marty benutzt?*

00:00:09

Der Panzer fiel noch immer mit über 300 Metern pro Sekunde kreischend durch die Luft.

Bittiker hob erneut seine Calico.

*Welchen Code hatte Marty immer benutzt?*

00:00:08

*Geburtstag? Bedeutendes Datum?*

*Nein. Nicht Marty.*

Wenn etwas einen numerischen Code erforderte, wie zum Beispiel eine ATM-Card oder so etwas, benutzte er stets dieselbe Zahl.

*Elvis Presleys Army-Nummer.*

00:00:07

Bittiker richtete die Calico auf Race.

*Mein Gott, wie lautete die noch?*

Es lag ihm auf der Zunge ...

00:00:06

Race duckte sich hinter die Supernova – Bittiker würde es nicht wagen, da durchzuschießen – und fand sich vor dem Schärfungscomputer des Apparats wieder.

*Gott, wie lautete die Nummer?*

533 ...

*Denk nach, Will! Nachdenken!*

00:00:05



5331 ...

... 07 ...

... 61 ...

53310761!

*Das war sie!*

Race tippte »53310761« ein und schlug anschließend mit dem Finger auf die »Enter«-Taste.

Der Bildschirm piepte.

ENTSCHÄRFUNGSCODE EINGEGEBEN  
DETONATIONSCOUNTDOWN BEENDET BEI  
00:00:04  
SEKUNDEN.

Aber Race hielt sich nicht damit auf, sitzen zu bleiben und auf den Monitor zu blicken.

Vielmehr kletterte er, geschützt von der jetzt entschärften Supernova, von Bittiker weg und stieg die kurze Leiter hinauf, die zur Luke im Geschützturm des Panzers führte.

Er wusste nicht, weswegen er diese Richtung wählte. Es war schlicht die völlig unlogische Überlegung, dass er vielleicht eine bessere Überlebenschance hätte, wenn er sich beim Aufprall auf den Boden *außerhalb* des Panzers befände.

Der Aufprall musste kurz bevorstehen.

Auf seinem Weg über die nun waagrecht liegende Leiter kam er an dem Götzenbild vorüber, das jetzt ein Loch im Boden hatte, und hob es auf.

Er erreichte die Luke und öffnete sie. Sogleich pfiff ihm ein Sturmwind ins Gesicht, der so heftig war, dass er ihn beinahe blendete.

Er klammerte sich an das jetzt senkrecht stehende Dach des Abrams, gab dem Lukendeckel hinter sich rasch einen Fußtritt, wodurch er Bittiker einschloss, und zwar gerade rechtzeitig, denn schon prasselte ein Kugelhagel aus der automatischen Pistole gegen den stählerne Deckel.

Race schaute nach unten, dem Wind entgegen, der ihm gegen die Brille peitschte ...

... und sah den grünen Regenwald mit etwa einer Million Stundenkilometern auf sich zujagen!

Mit einem schrillen Kreischen fiel der Panzer zur Erde.  
Zwei Sekunden bis zum Aufprall.

*Das war's.*

Die Erde raste auf ihn zu.

In dieser letzten Sekunde, ehe der Abrams-Panzer mit unglaublicher Geschwindigkeit aufschlug, schloss William Race die Augen und stieß ein letztes Gebet aus.

Dann geschah es.

Der Aufprall.

\* \* \*

DER AUFPRALL DES Panzers erfolgte mit unglaublicher Gewalt.

Die Welt schien in ihren Grundfesten zu erbeben, als der 67-Tonnen-Panzer mit Höchstgeschwindigkeit auf

die Erde krachte, sogleich implodierte und innerhalb einer Millisekunde platt gedrückt wurde. Ganze Stücke von ihm schossen in alle Richtungen davon.

Earl Bittiker war im Abrams. Als sich das gigantische, stählerne Untier in die Erde bohrte, rasten die Wände mit furchtbarer Geschwindigkeit auf ihn zu und Tausende abgerissene Metallkanten schossen in seinen Körper, durchdrangen ihn in einer Nanosekunde von allen Seiten, ehe er zu einem Nichts zerquetscht wurde. Eines allerdings war gewiss: Earl Bittiker hatte beim Sterben geschrien.

William Race dagegen war beim Aufprall nicht einmal in der Nähe gewesen.

Denn in dieser einen Sekunde, bevor der Panzer auf die Erde krachte – etwa zweieinhalb Meter darüber – hatte Race etwas ganz Merkwürdiges erlebt.

Er hatte ein Geräusch gehört, ähnlich einem Überschallknall aus nächster Nähe, und war plötzlich – *Wusch!* – von einer gewaltigen unsichtbaren Kraft in den Himmel *hochgerissen* worden.

Aber der Ruck war nicht heftig gewesen, obgleich er so unvermittelt erfolgt war. Vielmehr war es so, als wäre er über eine unsichtbare Bungeeleine mit dem Himmel verbunden.

Als daher der Panzer – und Bittiker – donnernd in die Erde rasten, schwebte Race wohlbehalten zehn Meter *darüber*.

Dann blickte er über die Schulter und sah, was geschehen war.

Zwei weiße Gaswolken schossen aus dem unteren Teil der A-förmigen Einheit, die am Rückenteil seiner ungewöhnlichen Schutzweste angebracht war. Genau genommen trat das Treibgas aus zwei Düsen an der Basis des »A« aus.

Race hatte nicht gewusst, dass es sich bei der schwarzen Schutzweste, die Uli ihm an der Abfallgrube gegeben hatte, um einen J-7-Jetpack handelte, etwas Brandneues, das die DAR-PA in Zusammenarbeit mit der United States Army sowie der 82<sup>nd</sup> Airborne Division entwickelt hatte.

Anders als die gegenwärtigen MC1-1B-Fallschirme, an denen die Springer wenigstens einige Minuten lang in voller Sicht des Feindes herabhingen, konnten die Träger eines Jetpacks knapp dreißig Meter im freien Fall zurücklegen, ehe sie dort zum Stehen kamen, wo sie landen wollten. Die Landung war der eines Vogels ziemlich ähnlich.

Wie Fallschirme waren alle J-7-Jetpacks mit Höhenmessern ausgestattet – höhenabhängigen Sicherheitsmechanismen, die das Rückstoßsystem des Jetpacks in Gang setzten, wenn der Träger es nicht selbst einschaltete, ehe er eine Höhe von dreißig Metern unterschritt. Genau das war bei Race der Fall gewesen.

Er konnte weiterhin nicht wissen, dass am 25. Dezember 1997, als 48 Chlorisotopengranaten von einem DARPA-Lastwagen gestohlen worden waren, der die Umgehungsstraße von Baltimore befahren hatte, die Diebe – Mitglieder des Sturmtrupps – gleichzeitig 16 J-7-Jetpacks hatten mitgehen lassen.

Langsam und sanft senkte der Jetpack Race zur Erde hinab.

Race, völlig außer Atem, seufzte und ließ sich schlaff in den Baldachin des üppigen Regenwalds hinuntertragen.

Sekunden später berührte er den Boden und fiel erschöpft auf die Knie.

Er schaute sich um und überlegte in einem entfernten Winkel seines Gehirns, wie, zum Teufel, er hier herausfinden sollte.

Daraufhin kam er zu dem Entschluss, dass ihn das nicht mehr interessierte. Er hatte gerade eine Supernova entschärft, während er in einem 67-Tonnen-Kampfpanzer aus einer Höhe von 19 000 Fuß, also über sechs Kilometer, herabgefallen war.

Nein, es interessierte ihn nicht im Geringsten.

Da zeigte sich plötzlich die Lösung seines Problems in Gestalt eines kleinen Wasserflugzeugs, das tief über den Bäumen hereinflog. Ein Mann winkte fröhlich aus dem Pilotenfenster.

Doogie und die Goose.

Wunderbar.

Dank einer passenden geraden Strecke des Flusses gleich in der Nähe war Race dreißig Minuten später wieder an Bord der Goose und schwebte zusammen mit den anderen durch den klaren, nachmittäglichen Himmel hoch über dem Regenwald. Er lehnte den Kopf an das Cockpitfenster und starrte geistesabwesend hinaus. Er war völlig erschöpft.

»Wissen Sie, was ich glaube, Professor?«, sagte Doogie neben ihm. »Ich glaube, es ist an der Zeit, dass wir wie der Teufel aus diesem verdammten Land verschwinden. Was meinen Sie?«

Race wandte sich ihm zu. »Nein, Doogie. Noch nicht. Wir haben vorher noch was zu erledigen.«

# SIEBTE KONFRONTATION

Mittwoch, 6. Januar, 17.30 Uhr





KURZ VOR SONNENUNTERGANG am 6. Januar 1999 setzte die Goose auf dem Fluss nahe Vilcafor auf. Nachdem sie sich erneut mit Affenurin übergossen hatten, machten sich Race und Renée noch einmal zum oberen Dorf auf. Sie ließen Doogie und Gaby in der Goose zurück, damit die Archäologin sich um die Verletzungen des jungen Green Berets kümmern konnte.

Während die beiden müde und erschöpft durch Vilcafor gingen, fiel Race auf, dass keine Leichen mehr auf den Straßen lagen, obwohl vor nur wenigen Stunden etwa ein Dutzend Wissenschaftler von der Navy und der DARPA, dazu Marty, Lauren, Nash und Van Lewen hier getötet worden waren.

Traurig sah Race auf die leere Straße. Er hatte eine Ahnung, wohin die Leichen verschwunden waren.

Als sich die Abenddämmerung über die Vorberge der Anden legte, betraten er und Renée das obere Dorf.

Das Stammesoberhaupt, Roa, und der Anthropologe Miguel Moros Marquez empfingen sie am Graben an der Dorfgrenze.

»Ich glaube, das gehört euch«, sagte Race und hielt ihnen das Götzenbild entgegen.

Roa lächelte ihn an. »Du bist wahrlich der Auserwählte«, sagte er. »Mein Volk wird eines Tages Lieder

über dich singen. Vielen, vielen Dank, dass du unseren Geist zurückgebracht hast.«

Race senkte den Kopf. Er hielt sich nicht im Gerings-  
ten für einen Auserwählten. Er hatte nur getan, was er  
für richtig gehalten hatte.

»Versprich mir nur eins«, sagte er zu Roa. »Verlasst  
dieses Dorf, wenn ich gegangen bin, und verschwindet  
in den Wäldern. Es werden wieder Leute kommen und  
das Götzenbild suchen, dessen bin ich mir sicher. Bringt  
es weit von hier weg, wo sie es nie finden werden.«

Roa nickte. »Das werden wir tun, Auserwählter. Das  
werden wir tun.«

Race hatte das Götzenbild Roa noch immer nicht  
übergeben.

»Wenn du gestattest, behalte ich es noch für einen  
Moment«, sagte er. »Ich muss noch eine Sache erledigen  
und dazu brauche ich das Götzenbild.«

Die Eingeborenen versammelten sich an dem Pfad, der  
in einer Spirale um den Felsenturm verlief.

Die Nacht war hereingebrochen. Alle hatten sich  
gründlich mit Affenurin getränkt.

Da die Rapas nicht in ihren Bau im Tempel zurück-  
kehren konnten, sagte Marquez, hatten sie die Nacht  
versteckt in den Schatten am Grund des Kraters ver-  
bracht.

Race stand auf dem Pfad und blickte über den Ab-  
grund, den zuvor die Hängebrücke überspannt hatte.

Sie lag noch immer flach an der Wand des Felsen-  
turms an, und zwar genau dort, wo die Nazis sie zu-

rückgelassen hatten, nachdem sie sie vor 24 Stunden von den Pfeilern gelöst hatten.

Einer von Roas geschicktesten Kletterern – doppelt getränkt mit Affenurin – wurde in den Canon hinabgeschickt, von wo aus er die nahezu lotrechte Felswand erklomm.

Nach einer Weile erreichte er die lange Rückholleine, die am unteren Ende der Hängebrücke herabbaumelte. Er verknötete sie an einer weiteren Leine, die die Eingeborenen auf dem Pfad oben festhielten, und daraufhin zogen sie die Rückholleine auf ihre Seite des Abgrunds hinüber.

Rasch war die Hängebrücke wieder an Ort und Stelle.

»Wollen Sie das wirklich tun?«, fragte Renée Race, der zum Gipfel des Felsenturms hinüberschaute.

»Es gibt einen Weg aus dem Tempel«, erwiderte er.  
»Renco hat ihn gefunden. Ich werde ihn auch finden.«

Dann schritt Race den anderen voraus über die schwankende Hängebrücke. Er hielt das Götzenbild in der einen Hand und eine Fackel in der anderen und hatte sich zusätzlich einen Lederbeutel über die Schultern geschlungen.

Zehn von Roas stärksten Kriegern, die ebenfalls brennende Fackeln trugen, folgten ihm.

Sobald alle den Felsenturm erreicht hatten, führte Race sie zu der Lichtung vor dem Tempel. Dort holte er eine mit Wasser gefüllte Blase aus dem Lederbeutel und trankte damit das Thyrium-Götzenbild.

Sogleich summte das Idol. Es war ein reiner, hypnotisierender Klang, der wie ein Messer die nächtliche Luft durchschnitt.

Innerhalb von wenigen Minuten traf der erste Rapa ein.

Dann ein zweiter, ein dritter.

Die gewaltigen schwarzen Katzen bildeten einen weiten Halbkreis vor Race.

Alles in allem zählte er zwölf.

Erneut tränkte er das Götzenbild und es sandte sein ruhiges, harmonisches Lied mit erneuter Intensität aus.

Daraufhin machte er einen Schritt rückwärts und betrat den Tempel.

Zehn Schritte hinab und Schwärze umgab ihn.

Die Rapas, groß, schwarz und bedrohlich, folgten ihm. Sie schirmten die Strahlen blauen Mondlichts ab, die von draußen hereinfielen.

Sobald sich alle Katzen im Tempel befanden, machten sich die zehn Indiokrieger draußen daran, den Felsen vor das Portal zu schieben, wie Race sie angewiesen hatte.

Der gewaltige Stein ächzte laut, als er langsam an seinen Platz zurückgeschoben wurde.

Race sah aus dem Innern des Tempels dabei zu. Nach und nach wurde das Mondlicht von draußen durch den Schatten des gewaltigen Felsbrockens ersetzt und dann, mit einem letzten unheimlichen Poltern, stand der Felsbrocken still.

Er füllte das Portal jetzt völlig aus, versiegelte es und schloss gleichzeitig William Race zusammen mit einer Horde wilder Rapas in den Tempel ein.

\* \* \*

DUNKELHEIT.

Völlige Dunkelheit, aufgehellte lediglich vom flackern-  
den, orangefarbenen Schein der Fackel.

Die Wände des Tunnels glitzerten feucht. Von ir-  
gendwo tief aus dem Innern des Tempels vernahm Race  
ein stetiges, hallendes *Plop-Plop-Plop*.

Es war absolut schreckenerregend, aber merkwürdi-  
gerweise empfand er keine Angst. Nach allem, was er  
durchgemacht hatte, hatte er jegliche Furcht weit hinter  
sich gelassen.

Die zwölf Rapas – Visionen des Bösen in dem stro-  
boskopartigen Licht der Fackeln – starrten nur wie  
bezaubert das summende Götzenbild in seiner Hand  
an.

Die Fackel hoch über dem Kopf, schritt er den Tunnel  
am unteren Treppenabsatz hinab, der zugleich in einer  
Kurve immer weiter nach rechts führte. Kleine Nischen  
säumten die Wände.

Race kam an der Nische vorüber, die er bei seinem  
letzten Aufenthalt im Tempel gesehen hatte, und er-  
blickte darin das verstümmelte Skelett mit dem zerbro-  
chenen Schädel, das er für die sterblichen Überreste  
Rencos gehalten hatte. Inzwischen wusste er, dass es die  
des listigen, alten Konquistadoren waren, der dem Prin-  
zen das Smaragdhalsband gestohlen hatte.

Er erreichte den Grund des Gangs und erblickte einen  
langen, geraden Tunnel vor sich. Darin hatte von Dirk-  
sen und seine Männer ihr grausiges Ende ereilt.

Die Rapas traten von dem Vorsprung herab – schwei-  
gend, düster, bedrohlich. Sie verursachten kaum ein Ge-

räusch, wenn sie auf ihren weichen, gepolsterten Pfoten dahinschlichen.

Am Ende des langen, geraden Tunnels traf Race auf ein gewaltiges Loch im Boden. Es war annähernd vier-eckig, hatte wenigstens fünf Meter Durchmesser und nahm die gesamte Tunnelbreite ein.

Ein widerwärtiger Gestank, wie er ihn seit sehr, sehr langer Zeit nicht mehr gerochen hatte, drang heraus. Er zuckte zusammen und schaute sich prüfend um.

Auf der anderen Seite lag eine feste Steinmauer und das Loch selbst war lediglich tintenschwarz.

Dann fiel sein Blick jedoch auf eine Anzahl Kerben, die in die rechte Wand gehauen waren. Sie lagen eine über der anderen und ergaben letztlich so etwas wie eine Leiter, auf der eine Person absteigen konnte.

Nachdem er das Götzenbild erneut mit Wasser aus der Blase getränkt hatte, nahm Race die brennende Fackel in den Mund und machte sich an den Abstieg in das stinkende, dunkle Loch.

Die Rapas folgten ihm, gaben sich jedoch nicht mit den Kerben ab. Sie hielten sich einfach mit ihren sichelgleichen Klauen fest.

Etwa zwanzig Meter weiter berührten Race' Füße wieder festen Grund.

Der faulige Gestank war hier stärker, ja er wurde sogar fast überwältigend. Es roch nach verwesendem Fleisch.

Race nahm die brennende Fackel aus dem Mund und wandte sich um.

Es verschlug ihm den Atem.

Er stand in einer mächtigen Halle, einer gigantischen

Höhle, die aus dem Kern des Felsenturms gehauen worden war.

Sie war absolut großartig.

Eine gewaltige Kathedrale aus Felswänden.

Ihre kuppelförmige Decke erhob sich wenigstens zwanzig Meter über den Boden und verschwand irgendwo in der Dunkelheit oben. Sie wurde von etlichen Steinsäulen gestützt, die aus dem Fels geformt waren. Ein ebener Steinfußboden erstreckte sich vor Race und verschwand gleichfalls in den Schatten.

Die Wände der Kathedrale waren jedoch das Verblüffendste.

Sie waren mit primitiven Schnitzereien bedeckt – Piktogramme –, ähnlich denen, die das Portal an der Oberfläche zierten.

Es waren Abbildungen von Rapas, von Menschen, von Rapas, die Menschen töten. Ihnen die Gliedmaßen ausrissen, die Köpfe abbissen. Auf einigen Schnitzereien umklammerten die schreienden Menschen gewaltige Schätze, obwohl sie gerade von den Großkatzen zerfleischt wurden.

Habgier, sogar im Augenblick des Todes.

Eingestreut zwischen die Schnitzereien war eine Anzahl steinerner Nischen, alle von der Gestalt eines Rapakopfs.

Dicke Spinnweben bedeckten die Öffnungen, sodass es aussah, als hätten sich durchscheinende graue Vorhänge über die geschnitzten Rapaköpfe gesenkt.

Race ging zu einer der Nischen hinüber und schnitt das Spinnwebgewebe über dem Maul des Rapas auf.

Er bekam große Augen.

Ein kleines muschelähnliches Podest war in das weit aufgerissene Rapamaul gehauen worden. Darauf saß eine üppige goldene Statue in der Gestalt eines fetten Mannes mit einer gewaltigen Erektion.

»Mein Gott ...«, flüsterte Race bei ihrem Anblick.

Prüfend sah er sich in der Halle um. Es musste an die vierzig solcher Nischen geben. Wenn in jeder davon ein Kunstwerk stünde, ergäbe das einen Schatz, der es wert wäre ...

Es war Solons Schatz.

Race blickte wieder auf die verzierte Nische vor sich, auf den Rapakopf, der ihn böseartig anknurrte.

Es war, als ob der Erbauer dieses Tempels den habgierigen Abenteurer *herausforderte*, ins Maul der Katze zu greifen und den Schatz herauszunehmen.

Aber Race wollte keine Schätze.

Er wollte heim.

Mit erhobener Fackel ließ er die Furcht erregende Nische hinter sich und trat wieder in die gewaltige, steinerne Kathedrale hinaus.

Dann fiel sein Blick auf die Quelle des fauligen Geruchs, der seine Nase belästigt hatte.

»O *mein Gott*«, stöhnte er.

Er lag auf der anderen Seite der Kathedrale und war gewaltig.

Ein Leichenhaufen – ein hoher, hässlicher Berg von Leichen.

*Menschlichen Leichen.*



Es mussten wenigstens hundert sein, in verschiedenen Stadien der Zerstückelung. Blut in solchen Mengen machte die Wände ringsumher derart glitschig, dass es schien, als hätte sie jemand damit *angestrichen*.

Einige Leichen waren nackt, andere teilweise bekleidet – einigen waren die Köpfe abgerissen worden, anderen die Arme, wieder anderen war der Rumpf in zwei Hälften zerbissen worden. Überall lagen blutbeschmierte Knochen und an einigen klebten noch nicht aufgefressene Fleischbrocken.

Zu seinem Entsetzen erkannte Race einige der Leichname wieder.

Captain Scott ... Chucky Wilson ... Tex Reichart ... der deutsche General Kolb. Er sah sogar Buzz Cochranes Leiche kopfunter auf dem Haufen liegen. Die gesamte untere Hälfte des Rumpfs war weggefressen worden.

Seltsamer jedoch war, dass auch eine große Anzahl Leichen mit *olivfarbener* Haut auf dem Haufen lagen.

Eingeborene.

Da fiel sein Blick auf ein kleines Loch in der Mauer jenseits des grässlichen Haufens.

Es war annähernd kreisrund und hatte einen Durchmesser von etwa einem Dreiviertelmeter; ein breitschultriger Mann hätte gerade hindurchgepasst.

Sogleich fiel Race der ähnlich geformte Stein inmitten der rechteckigen Steine oben auf dem balkonähnlichen Pfad hinter dem Tempel ein, der offenbar in ein kreisrundes Loch gelegt worden war.

O *nein*, dachte Race, als es ihm dämmerte.

Das war kein Loch ...

Es war ein *Schacht*.

Ein Schacht, der dort oben begann und hier unten in dieser gewaltigen Kathedrale endete.

Nun war das Rätsel, wie die Rapas vierhundert Jahre in diesem Tempel überlebt hatten, gelöst.

Race entsann sich der Worte von Miguel Marquez:  
*»Wenn Sie die Konfrontation mit dem Kaiman nicht überlebt hätten, wären Ihre Freunde den Rapas geopfert worden.«*

*Den Rapas geopfert.*

Race starrte das kreisrunde Loch in der Mauer an und seine Augen öffneten sich weit vor Entsetzen.

Es war eine Opfergrube.

Dort warfen die Eingeborenen vom oberen Dorf ihre Opfergaben an die Rapas hinein.

Menschliche Opfer.

Ihre eigenen Leute.

Aber dabei blieb es womöglich nicht, dachte Race, während er die unglaubliche Anzahl von Leichen mit olivfarbener Haut auf dem Haufen anstarrte.

Die Eingeborenen warfen darüber hinaus vielleicht auch ihre Toten – und ihre gefallenen Feinde – hinein. Eine andere Art und Weise, die Rapas zufrieden zu stellen.

Und in Zeiten echter Not, überlegte Race, fraßen sich die Rapas möglicherweise gegenseitig auf.

Da sah er fünf weitere Rapas auf dem Steinboden jenseits des Leichenhaufens liegen, unmittelbar neben einem kleinen, viereckigen Loch.

Verzückt von dem stetigen Summen des nassen Götzenbildes, starrten sie zu ihm herüber.

Vor ihnen standen etwa zehn sehr viel kleinere Katzen, Rapajunge, etwa von der Größe und Gestalt von Tigerjungen. Sie sahen Race ebenfalls an. Es schien, als hätten sie mitten im Spiel innegehalten, sobald sie das hypnotisierende Summen des Götzenbildes vernommen hatten.

*Mein Gott, dachte Race, hier unten lebt eine ganze Gemeinschaft. Eine Gemeinschaft von Rapas.*

*Komm schon, Will, mach weiter!*

Okay, okay.

Race zog etwas aus dem Lederbeutel, den er sich über die Schultern geschlungen hatte.

Das falsche Götzenbild.

Race ließ es auf dem Boden neben dem großen, viereckigen Loch liegen, das sich in die Kathedrale öffnete, sodass es jeder, der den Tempel betrat, sofort finden würde.

Er wusste es nicht mit Sicherheit, aber er nahm an, dass Renco vor vierhundert Jahren genau das Gleiche getan hatte.

*Also gut, dachte er. Nun aber los!*

Race blickte auf das kleinere Loch drüben im Boden bei den fünf weiblichen Rapas und ihren Jungen und überlegte, dass er wohl die besten Chancen hätte, wenn er weiter hinabstiege – wollte er nicht den heiligen Opferschacht hinaufklettern und darauf hoffen, dass jemand ihm oben öffnete.

Daher machte er sich auf den Weg, das echte, summende Götzenbild noch immer in der Hand. Er ging an

den fünf weiblichen Rapas und ihren Jungen vorüber zu dem kleinen Loch.

Blickte hinab.

Es hatte knapp zwei Meter Durchmesser und führte geradewegs in den Felsboden. Auch hier waren Kerben in die lotrechten Wände gehauen worden.

*Was soll's, zum Teufel*, dachte er.

Wiederum klemmte er sich die Fackel zwischen die Zähne, dann schob er das summende Götzenbild in den Beutel und stieg den engen Schacht hinab.

Nach etwa einer Minute verlor er die Öffnung über sich aus den Augen. Von da an umgab ihn; abgesehen von dem kleinen Kreis orangefarbenen Lichts, das den Schacht erhellte, undurchdringliche Finsternis.

Einige Rapas folgten ihm. Sie schlichen mit dem Kopf voran an der Peripherie des Lichtkreises, den die Fackel erzeugte, hinab und funkelten ihn mit ihren kalten gelben Augen an.

Aber sie griffen nicht an.

Immer weiter ging es hinab. Hinab und hinab. Race hatte das Gefühl, als wäre er Kilometer weit geklettert, während es in Wirklichkeit allenfalls einige Dutzend Meter gewesen sein konnten.

Dann berührten seine Füße wieder festen Grund.

Race hielt seine Fackel in die Höhe. Er entdeckte, dass er in einer kleinen Höhle stand, die auf allen Seiten von festen Felswänden begrenzt war.

In der Höhle gab es jedoch Wasser.

So etwas wie einen Tümpel – einen kleinen, an drei

Seiten von Felswänden begrenzten Teich. An der vierten Seite, dort, wo Race gegenwärtig stand, lag ein schmaler, flacher Abschnitt festen Bodens.

Er ging zum Rand des Wassers und beugte sich hinab, um es zu berühren, als wollte er sich von seiner Echtheit überzeugen. Die Rapas kamen langsam hinter ihm aus dem Schacht.

Race tauchte die Hand ins Wasser.

Und spürte plötzlich etwas.

Keinen Gegenstand oder etwas dergleichen, sondern eine sanfte Strömung.

Race runzelte die Stirn. Es war ein fließendes Gewässer.

Erneut musterte er den Tümpel und bemerkte, dass die winzigen Wellen sich tatsächlich ganz, ganz langsam von rechts nach links bewegten.

In diesem Augenblick ging ihm auf, wo er sich befand.

Er stand am Grund des Felsenturms, dort, wo er auf den flachen Teich im Kraterboden traf. Nur floss – *irgendwie* – Wasser aus dieser Höhle hinaus und wieder herein.

Noch immer summt das Götzenbild in seinem Beutel.

Die Rapas beobachteten Race genau.

Dann, mit einer Zuversicht, zu der eigentlich keine Veranlassung bestand, warf Race die brennende Fackel weg, trat – mit Beutel, Kleidern und was er sonst noch dabei hatte – in den Teich mit dem tintenschwarzen Wasser und tauchte unter die Oberfläche.

Dreißig Sekunden später, nachdem er durch den langen Unterwassertunnel geschwommen war, tauchte er in dem flachen Teich am Grund des Kraters wieder auf.

Tief zog er die Luft ein und stieß keuchend und dankbar einen Seufzer der Erleichterung aus.

Er war wieder draußen.

\* \* \*

RACE MACHTE SICH auf den Weg ins obere Dorf. Zuvor jedoch legte er auf der Kuppe des Felsenturms am Eingang des Tempels einen Halt ein. Die Krieger, die den Felsbrocken in das Portal zurückgeschoben hatten, waren bereits zurückgekehrt und Race stand allein vor dem bedrohlichen, steinernen Bauwerk.

Nach wenigen Augenblicken hob er einen Stein in der Nähe auf und ging zum Eingang des Tempels. Dort kratzte er unter Alberto Santiagos Inschrift eine eigene Botschaft in den großen Felsbrocken ein:

*Um keinen Preis öffnen.  
Der Tod lauert im Innern.  
William Race, 1999.*

Bei seiner Rückkehr ins obere Dorf wartete Renée bereits zusammen mit Miguel Marquez und dem Häuptling Roa am Rand des Grabens auf ihn.

Race reichte Roa das Götzenbild. »Die Rapas sind wieder im Tempel«, sagte er. »Es ist Zeit für uns, nach Hause zurückzukehren.«

»Mein Volk dankt dir für alles, was du getan hast,

Auserwählter«, erwiderte Roa. »Wenn es nur mehr wie dich auf der Welt gäbe.«

Race neigte bescheiden den Kopf. Da schob Renée ihren gesunden Arm in seinen.

»Wie fühlen Sie sich, Sie Held?«, fragte sie.

»Ich muss wohl noch einen Schlag auf den Kopf bekommen haben«, entgegnete er. »Wie könnte ich mir sonst diese tollkühnen Heldentaten erklären? Da muss das Adrenalin gesprochen haben.«

Renée schüttelte den Kopf und sah ihm direkt in die Augen. »Nein«, sagte sie. »Ich glaube nicht an das Adrenalin.«

Daraufhin küsste sie ihn zärtlich, drückte ihre Lippen entschlossen auf seine. Als sie ihn schließlich lächelnd losließ, meinte sie: »Komm schon, mein Held. Es ist wirklich Zeit, nach Hause zurückzukehren.«

Unter den Jubelrufen der Eingeborenen verließen Race und Renée das obere Dorf.

Während sie unten im Krater verschwanden und nach Vilcafor zurückkehrten, hörten sie von irgendwo im Dorf weit hinter sich ein gedämpftes Kreischen.

Es kam aus dem Bambuskäfig, der an die vier pfostenähnlichen Baumstämme gebunden war.

Auf dem Käfigboden lag ein Mann, der sich wegen der quälenden Schmerzen im verwundeten Unterleib hin und her wälzte. Er hatte keine Hände mehr, war geknebelt und sah erbarmungswürdig aus.

Es war Frank Nash.

Die Eingeborenen hatten ihn auf der Hauptstraße von

Vilcafor nicht getötet. Vielmehr hatten sie ihm die Diebeshände abgehackt und ihn zu einer angemesseneren Behandlung heraufgebracht.

Eine Stunde später begann die letzte Indioprozession über die Hängebrücke hinüber zu Solons Tempel. Die Eingeborenen führten zeremonielle Tragen mit sich, auf denen Körper lagen.

Auf einer befand sich Nash, der sich vor Qualen wand, während auf den übrigen die Leichname von Van Lewen, Marty, Romano und dem gesamten Navy-DARPA-Team lagen. Tot oder lebendig, jede Art menschlichen Fleisches würde die Katzengötter besänftigen, die den Tempel bewohnten.

Das ganze Dorf versammelte sich psalmodierend auf der Rückseite des Tempels und zwei starke Krieger hoben den runden Stein aus dem Pfad, sodass der Opferschacht geöffnet wurde.

Als Erstes wurden die Leichen in das Loch geworfen – Van Lewen, dann Marty, Lauren, Copeland und die Leute von der Navy.

Als Letzten brachten die Indios Frank Nash zum Opferschacht. Er hatte gesehen, was mit den anderen Körpern geschehen war, und bekam große Augen, als ihm aufging, was man mit ihm vorhatte.

Er schrie durch seinen Knebel, als die Opferpriester ihm die Füße zusammenbanden, und wand sich wie wahnsinnig, während ihn die beiden Indiokrieger zum Schacht brachten.

Sie steckten ihn mit den Füßen voran hinein. Beim al-



lerletzten Blick auf den Himmel traten Frank Nash vor Entsetzen die Augen aus den Höhlen.

Dann ließen ihn die beiden Krieger in den Schacht fallen.

Nash schrie auf dem ganzen Weg nach unten.

Der kreisrunde Stein wurde an seinen Platz zurückgeschoben und die Eingeborenen verließen die Kuppe des Felsenturms zum letzten Mal, um nie mehr zurückzukehren. Sobald sie wieder im Dorf angekommen waren, trafen sie ihre Vorbereitungen für eine lange Reise, die sie zu einem Ort tief im Regenwald führen würde, wo man sie niemals fände.

\* \* \*

DIE GOOSE SCHWEBTE über die Anden hinweg Richtung Lima, Richtung Heimat.

Doogie saß vorn im Cockpit. Er hatte am ganzen Körper Verbände, lebte jedoch. Race, Renée, Gaby und Uli befanden sich hinten.

Nach etwa einer Stunde Flug ging Gaby Lopez nach vorn zu Doogie ins Cockpit.

»Hallo«, sagte sie.

»Hallo«, erwiderte Doogie, als er sah, wer es war. Nervös schluckte er. Er hielt Gaby noch immer für sehr hübsch und ganz bestimmt eine Nummer zu groß für ihn. Sie hatte großartige Arbeit mit seinen Verbänden geleistet, ihn mit sanften Händen behandelt. Dabei hatte er sie die ganze Zeit über nicht aus den Augen gelassen.

»Vielen Dank, dass Sie mir im Graben bei den Kai-  
manen geholfen haben«, sagte sie.

»Oh«, meinte er errötend. »Das war nichts.«

»Trotzdem vielen Dank.«

»Keine Ursache.«

Es folgte ein verlegenes Schweigen.

»Hören Sie, ich habe gedacht«, meinte Gaby verlegen,  
»wenn Sie ... na ja ... daheim niemand erwartet ... viel-  
leicht würden Sie ja gern zu mir kommen und ich koche  
was für Sie?«

Beinahe hätte Doogies Herzschlag ausgesetzt. Er lä-  
chelte breit und strahlend.

»Das wäre großartig«, sagte er.

Drei Meter hinter ihm, im Passagierabteil des Flug-  
zeugs, hatte Renée sich an Race' Schulter gekuschelt. Sie  
schief fest.

Race dagegen sprach über Earl Bittikers Handy mit  
John-Paul Demonaco – ein Hoch auf die Wahlwiederho-  
lung! Er brachte Demonaco im Eilverfahren auf den  
neuesten Stand der Dinge, berichtete ihm alles, was in  
Vilcafor vorgefallen war. Angefangen beim BKA über  
die Nazis, die Navy und die Army bis hin zu den Texa-  
nern.

»*Warten Sie mal einen Moment*«, sagte Demonaco.  
»*Haben Sie eigentlich irgendwelche militärischen Erfah-  
rungen?*«

»Nein, keine«, erwiderte Race.

»*Du meine Güte! Was sind Sie? Eine Art anonymer  
Held?*«

»So was in der Art.«

Sie wechselten noch einige Worte und dann nannte Demonaco Race die Telefonnummer und Anschrift der amerikanischen Botschaft in Lima sowie den Namen der dortigen Verbindungsleute zum FBI. Das FBI, sagte er, werde sich um die Rückreise in die Staaten kümmern.

Nachdem er aufgelegt hatte, starrte Race lange aus dem Fenster auf die Berge, die unter ihm dahinzogen. Seine in Mitleidenschaft gezogene Yankee-Kappe hatte er gegen das Glas gepresst und mit der rechten Hand befingerte er den Smaragdanhänger an seinem Hals.

Nach einer Weile blinzelte er und zog etwas aus der Tasche.

Es war das dünne, ledergebundene Notizbuch, das Marquez ihm an jenem Morgen während des Festmahls überreicht hatte.

Race blätterte es durch. Es war nicht sehr dick. Eigentlich bestand es bloß aus einigen wenigen handbeschriebenen Seiten.

Die Handschrift war ihm vertraut.

Race schlug die erste Seite auf und machte sich an die Lektüre.



# FÜNFTE LEKTÜRE



AN DEN EHRENWERTEN Abenteurer, der dieses Notizbuch findet.

Ich schreibe dir beim Schein einer Fackel am Fuß der prächtigen Gebirge, die Neu-Hispanien überragen.

Meiner laienhaften Rechnung zufolge müssten wir uns jetzt ungefähr im Jahr des Herrn 1560 befinden. Beinahe 25 Jahre ist es her, seitdem ich das erste Mal einen Fuß auf dieses fremde Gestade setzte.

Vielen, die dieses Werk lesen, wird es vielleicht nichts sagen, denn ich schreibe es als Vorwegnahme einer weiteren, vollständigeren Darstellung der bemerkenswerten Abenteurer, die mir in Neu-Hispanien widerfahren sind. Vielleicht werde ich sie auch gar nicht niederschreiben.

Aber wenn ich es tue und wenn du, mein tapferer Abenteurer, der du dieses Notizbuch erhältst, weil du einigen äußerst edlen Eingeborenen einen großen Dienst erwiesen hast, jene andere Niederschrift gelesen hast, dann wird dir das Folgende gewiss von Bedeutung sein.

Fast 25 Jahre sind seit meinen unglaublichen Abenteuern mit Renco vergangen und alle meine Freunde sind tot.

Bassario, Lena, auch Renco selbst.

Aber fürchte nichts, lieber Leser, sie sind nicht aufgrund von Missetaten oder Ränken gestorben. Sie sind im Schlaf von uns gegangen, Opfer jenes Schurken, dem kein Mensch entrinnen kann – dem Alter.

Ich bin der letzte Überlebende.

Traurig ist das und nun ist mir nichts in diesen Bergen geblieben, wofür sich zu leben lohnt. Daher habe ich mich zur Rückkehr nach Europa entschlossen. Ich habe die Absicht, meine Tage in einem fernen Kloster weit weg von der Welt zu beschließen, wo ich, so Gott will, meine erstaunliche Geschichte vollständig niederschreiben werde.

Dieses Notizbuch lasse ich jedoch zu treuen Händen bei meinen Inkafreunden zurück. Sie sollen es an ihre Kinder und Kindeskinde weitergeben und es nur dem ehrenwertesten aller Abenteurer vermachen, wirklich nur einem, der sich in jeder Hinsicht mit meinem guten Freund Renco messen kann.

Dies sei vorausgeschickt. Nun will ich als Dank an jene, die diesen Bericht lesen werden, in meinem Notizbuch bestrebt sein, einige der Erfindungen zu berichten, die ich in die umfassendere Niederschrift meiner Geschichte einfließen lassen werde.

Nach dem Tod Hernandos auf dem gewaltigen Felsenturm betrat Renco tatsächlich den Tempel mit den beiden Götzenbildern, aber er kam bald darauf heil und gesund wieder heraus, und zwar über einen Unterwassertunnel am Sockel des gigantischen Steinfingers.

Die Einwohner von Vilcafor verließen ihr Dorf an der Basis des Plateaus und siedelten sich an einem neuen Ort oberhalb des gewaltigen Kraters an, der den Tempel beherbergte.

Während der folgenden 25 Jahre lebte ich bei ihnen und genoss die Gesellschaft meines Freundes Renco. Nun ja, sogar der Schurke Bassario, der seinen Wert



während unserer letzten Auseinandersetzung mit Hernando und seinen Männern unter Beweis gestellt hatte, wurde mein getreuer Gefährte.

Aber, oh, wie sehr genoss ich meine Zeit mit Renco! Niemals hatte ich einen so guten und getreuen Freund. Ich bin glücklich, dass ich den größten Teil meines Lebens in seiner Gesellschaft verbringen durfte.

Oh, und ich möchte dir, edler Leser, noch eine weitere kleine Geschichte erzählen – aber behalte sie bitte für dich und verrate sie nicht meinen heiligen Brüdern.

Nach einer gewissen Zeit heiratete ich.

Wen denn, magst du fragen? Nun, niemand anderen als die wunderschöne Lena.

Ja, ich weiß!

Ich bewunderte sie vom ersten Augenblick an, da ich sie zu Gesicht bekommen hatte, wusste aber nicht, dass sie ähnliche Gefühle mir gegenüber hegte. Sie hielt mich für einen tapferen und edlen Mann – und, nun ja, wer war ich, sie dieser Ansicht zu berauben?

Mit ihrem kleinen Sohn Mani – in den Renco nach Art aller Onkel auf der ganzen Welt vernarrt war – ergaben wir eine wunderbare Familie, die Lena und ich bald noch vergrößerten. Zwei entzückende Töchter kamen hinzu, die, und das sage ich voller Stolz, das genaue Ebenbild ihrer Mutter waren.

Lena und ich waren 24 Jahre verheiratet und das waren die wunderbarsten Jahre meines Lebens. Sie fanden erst vor wenigen Wochen ein Ende, als sie an meiner Seite einschlief und nicht mehr erwachte.

Ich vermisse sie einen jeden Tag.

Jetzt, da die Führer ihre Vorbereitungen treffen, um mich Richtung Norden durch die Wälder zum Land der Azteken zu bringen, gedenke ich meiner Abenteuer und auch Lenas und Rencos.

Ich gedenke der Prophezeiung, die uns zusammengeführt hat, und überlege, ob ich wirklich einer der darin erwähnten Menschen bin.

*Es wird eine Zeit kommen, da wird er erscheinen,  
Ein Mann, ein Held, mit dem Zeichen der Sonne.  
Er wird den Mut haben zum Kampf mit großen Echten,  
Er wird das jinga haben,  
Er wird sich der Hilfe tapferer Männer erfreuen,  
Männer, die ihr Leben zu Ehren seiner edlen Sache geben,  
Und er wird vom Himmel fallen, um unseren Geist zu retten.  
Er ist der Auserwählte.*

Ich frage mich, bin ich ein »tapferer Mann«?

Es ist seltsam – äußerst seltsam –, aber jetzt, nach allem, was ich durchgemacht habe, glaube ich es wirklich.

Ehrenwerter Abenteurer, diese Geschichte ist nun zu Ende.

Mögen dich diese Worte bei guter Gesundheit finden!  
Ich wünsche dir alles Glück im Leben und in der Liebe.

Lebe wohl.

A.S.

RACE SASS IM HECK der Goose und starrte die letzte Seite von Alberto Santiagos Notizbuch an.

Er freute sich darüber, dass der freundliche Mönch nach seinen Abenteuern das Glück gefunden hatte. Er hatte es verdient.

Race sann über Santiagos Wandlung vom furchtsamen Mönch zum beherzten Verteidiger des Götzenbildes nach.

Daraufhin las er die Prophezeiung noch einmal und dachte über Renco nach. Anschließend sinnierte er aus einem Grund, den er nicht ausloten konnte, über die Ähnlichkeit zwischen Renco und *sich selbst*.

Sie trugen beide das Zeichen der Sonne.

Sie hatten beide mit Kaimanen gekämpft und eine harmonische Ausgeglichenheit wie eine Katze gezeigt.

Und ganz gewiss hatten sie beide die Unterstützung tapferer Männer genossen und ihr Leben für ihre Sache eingesetzt.

Und schließlich waren sie beide vom ...

*Moment mal*, dachte Race.

Renco war nie vom Himmel gefallen ...